Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .
Das PDF wurde erstellt am: 05.06.2024, 03:30 Uhr.

Sabine Pettke

Biographisches Lexikon für Mecklenburg

Band 4

Lübeck: Schmidt-Römhild, 2004

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471

Band (Druck) Freier Zugang All Rights Reserved OCR-Volltext

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1890621471/phys_0001

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1890621471/phys_0002

UB Rostock
28$ 010 110 372

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1890621471/phys_0003

VERÖFFENTLICHUNGEN DER
HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR MECKLENBURG

Reihe A: Biographisches Lexikon für Mecklenburg

Herausgegeben von Sabine Pettke

Band 4

HISTORISCHE KOMMISSION
FÜR MECKLENBURG

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1890621471/phys_0005

BIOGRAPHISCHES LEXIKON FÜR MECKLENBURG

Band 4

Herausgegeben von

Sabine Pettke

Rostock 2004

SCHMIDT RÖMHILD

Universitäts Bibliothek Rostock

https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0007

Die Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Mecklenburg fördert
das Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Mecklenburg-Vorpommern.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Universitäts-
bibliothek
Rostock
2006. /12 074
NMK-A 2545 (4)

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, vorbehalten.
© 2004 by Verlag Schmidt-Römhild, Rostock • Printed in Germany
Herstellung und Druck: Schmidt-Römhild, Lübeck
ISBN 3-7950-3741-7

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1890621471/phys_0008

INHALT

Bärensprung 1692-1832
Drucker-/Verleger-Familie 9

Bärensprung, Wilhelm 1692-1761
Hofbuchdrucker 9

Bärensprung, Christian Johann Wilhelm 1737-1801
Hofbuchdrucker 11

Bärensprung, Christian Johann Wilhelm 1772-1803
Hofbuchdrucker 13

Bärensprung, Hans Wilhelm August Ludwig 1800-1844
Hofbuchdrucker 14

Bärensprung, Friedrich Wilhelm Justus Carl 1829-1881
Hofbuchdrucker 16

Bärensprung, Just(us) Heinrich Christoph 1789-1832
Zeitungsredakteur und -verleger 18

Bartels, Rudolf 1872-1943
Maler 20

Brockmann, Reiner 1609-1647
Theologe und Schriftsteller 24

Dessin, Vicko um 1442/43-1495
Weltgeistlicher, Kartäuser 28

Diehn-Bitt, Käthe/Kate 1900-1978
Malerin 32

Ehmig, Paul 1874-1938
Architekt 36

Ehrenberg, Richard 1857-1921
Nationalökonom 42

Emmehard [?]-1155
Bischof von Mecklenburg 48

Eschenburg, Karl 1900-1947
Fotograf 54

Friedrich Franz II. 1823-1883
Großherzog von Mecklenburg 57

Friese, Heinrich 1860-1948
Entomologe 66

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0009

Gräbke, Hans Arnold 1900-1955
Kunsthistoriker 71

Gröning, Johannes 1669-1747
Bildungsschriftsteller 77

Gustloff, Wilhelm, 1895-1936
Nationalsozialistischer Politiker 81

Hamann, Manfred 1926-1991
Archivar, Landeshistoriker 84

Heinrich von Ribnitz (Reczekow) um 1360-1435
Hochschullehrer, Kartäuser 89

Hertel, Johann Wilhelm 1727-1789
Musiker 93

Hoinckhusen, Bertram Christian von 1651-1722
Kartograph 101

Karl Friedrich August 1785-1837
Herzog zu Mecklenburg 106

Katz, David 1884-1953
Psychologe 111

Kersting, Georg Friedrich 1785-1847
Maler 118

Keyser, Abraham 1603-1652
Jurist, Gesandter 122

Klasen, Karl Christian 1911-1945
Maler 128

Krantz, Albert um 1448-1517
Theologe, Historiker 132

Krüger(-Haye), Georg Ludwig Ernst 1864-1941
Kirchen- und Kunsthistoriker 139

Lessen, Friedrich August 1780-1827
Schriftsteller 148

Loste, Conrad um 1418-1503
Bischof von Schwerin 151

Lützow, Ludwig von 1793-1872
Minister 155

Magnus II. um 1441-1503
Herzog von Mecklenburg 162

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0010

Maltzan, Friedrich von 1778-1849
Erblandmarschall 168

Marcus, Siegfried 1831-1898
Mechaniker, Erfinder 172

Moltke, Helmuth von 1800-1891
Generalfeldmarschall 177

Moral, Hans 1885-1933
Zahnmediziner 183

Nauwerck, Eduard 1809-1868
Advokat, Achtundvierziger 189

Nicolai, Daniel 1613-1670
Kanzleirat, Kanzler 192

Oertzen, August von 1777-1837
Politiker 199

Passow, Franz 1786-1833
Altphilologe 203

Petersen, Asmus 1900-1962
Agrarwissenschaftler 208

Reusner 1575-1666
Drucker-Familie 212

Reusner, Christoph d. Ä., 1575(?)-1637
Buchdrucker 212

Reusner, Johann 1598-1666
Buchdrucker 214

Reusner, Christoph d. J. 1600(?)-1658
Buchdrucker 215

Riebling, Johann 1493/94-1554
Superintendent 217

Roloff, Ludwig 1814-1905
Schulrektor, Achtundvierziger 220

Runge, Daniel Ewald Friedrich 1804-[?]
Pastor, Achtundvierziger 222

Schliemann, Heinrich 1822-1890
Kaufmann, Archäologe 224

Schreiner, Helmuth 1893-1962
Theologe 246

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0011

Seidel, Heinrich Alexander 1811-1861
Pastor, Schriftsteller 251

Spitta, Heinrich 1799-1860
Mediziner 255

Steinmann, Paul 1888-1973
Archivar, Historiker 258

Stensen, Niels 1638-1686
Naturwissenschaftler, Bischof 264

Stra(h)lendorf(f), Leopold 1540/1545-1626
Geheimer Rat, Reichsvizekanzler 269

Stra(h)lendorf(f), Peter Heinrich 1580-1637
Reichshofratspräsident, Reichsvizekanzler 273

Suhrlandt, Rudolph 1781-1862
Maler 277

Tarnow, Rudolf 1867-1933
Niederdeutscher Dichter 283

Tessenow, Heinrich 1876-1950
Architekt 288

Trumpf, Jo(a)chim 1687-1769
Astronom, Ingenieur 294

Ulenoge, Wil(hel)m [?]-1572
Notar, Urkundenfälscher 298

Westenholtz, Carl 1736-1789
Musiker 302

Nachträge und Berichtigungen 309

Siglen/Abkürzungen 311

Verzeichnis der Autoren 312

Gesamtregister für die Bände 1 bis 4 315

Bildnachweise: Bei Angaben zu mehreren vorhandenen Porträts sind die Nachweise der in diesem Band verwendeten Abbildungen mit * gekennzeichnet.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0012

BÄRENSPRUNG, Wilhelm, get. 21.4.1692 Zwickau, gest. 3.8.1761 Schwerin; ev. – Hofbuchdrucker.

Eltern: Joachim Bärensprung, get. 5.12.1630 Zwickau, gest. nach 1712, Krempelsetzermeister und Mitvorsteher des Geistlichen Kastens in Zwickau; Anna Catharina Zechendorf, gest. vor 1712, Tochter des Landrichters Johannes Zechendorf in Hartenstein.

Ehefrauen: 1. Christiane Juliane Schwartz(e), geb. 2.5.1676, gest. 13.12.1723 Schwerin, verh. 9.12.1715 Schwerin, (erste Ehe mit dem Schweriner Hofbuchdrucker Hartwig Lübke, gest. 18.3.1703; zweite Ehe mit dem Schweriner Hofbuchdrucker Johann Lembke, gest. 8.9.1714). – 2. Sophia Dorothea Har(r)hoff, gest. 13.1.1758 Schwerin, verh. 16.11.1730 Schwerin, Tochter eines ehemaligen in mecklenburgischen Diensten gestandenen Trabanten.

Kinder: aus 1.: Christian Gottlieb, get. 19.7.1716 Schwerin, gest. 19.12.1724 Schwerin; Christine Helena, get. 4.8.1719 Schwerin, gest. 19.5.1723 Schwerin. – aus 2.: Sophia Catharina, get. 12.7.1731 Schwerin, gest. 28./29.7.1731 Schwerin; Dorothea Sophia, get. 17.11.1733 Schwerin, gest. [?]; Christian Johann *Wilhelm*, get. 4.3.1737 (in der Literatur vielfach falsch mit 2.2.1733 angegeben) Schwerin, gest. 9.8.1801 Schwerin, Nachfolger seines Vaters als Hofbuchdrucker.

Bärensprung war das vierte Kinde aus der dritten Ehe des Zwickauer Krempelsetzers. Er erlernte die Buchdruckerei, Ort und Offizin sind nicht bekannt, vermutlich aber in der Friedrichschen Offizin zu Zwickau. Auf der anschließenden Wanderschaft verdingte er sich 1713 in Maastricht/Holland als Soldat in mecklenburgische Dienste, hat jedoch entgegen anderslautenden biographischen Angaben an den Kriegshandlungen des Spanischen Erbfolgekrieges in Flandern nicht teilgenommen. Bärensprung kam mit dem Regiment von Bohlen im November 1713 nach Schwerin. Im November 1715 nahm er seinen Abschied und wirkte spätestens seit Dezember 1715 in der Offizin der Witwe des Hofbuchdruckers Lembke, die er im gleichen Monat ehelichte. Im Januar 1716 wurde Bärensprung von Herzog Carl Leopold als Hofbuchdrucker bestallt. Bärensprung, der für Monate auch an den unterschiedlichen Residenzorten des Herzogs Carl Leopold tätig war (1720 Dömitz, 1721/22 Danzig, 1735 Wismar), floh im September 1735 aus dem herzoglichen Dienst zu Wismar und folgte dem Ruf des Herzogs und Kaiserlichen Kommissars Christian Ludwig II. als dessen Buchdrucker nach Schwerin. Nach Stabilisierung der Machtverhältnisse (1735 Vertreibung des Herzogs Carl Leopold, 1747 Succedierung des Herzogs Christan Ludwig II.) gewann die Schweriner Hofbuchdruckerei an Bedeutung und verdrängte bei den amtlichen Drucksachen weitgehend andere Hofbuchdruckereien, insbesondere in Rostock. Zugleich wurde Bärensprung auch als Verleger tätig. 1749 gab er die erste Schweriner Zeitung unter dem Titel „Mecklenburgische Nachrichten/Fragen und Anzeigungen" und ab 1757 die „Schwerinsche Zeitung von den merkwürdigsten Staatsgeschichten" heraus.

Herzog Carl Leopold hatte Bärensprung 1723 mit dem Druck und dem Verlag des Mecklenburgischen Katechismus von 1718 privilegiert – ein Sonderrecht, das die Bärensprungsche Hofbuchdruckerei bis 1918 allein inne hatte.

Bedeutsam ist der Druck von Sammlungen kaiserlicher Resolutionen (1739/41) und von Sammlungen mecklenburgischer Gesetze und Verfassungen (1739/41).

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0013

Bärensprungs Sohn Christian Johann Wilhelm wurde am 6.12.1755 von Herzog Christian Ludwig II. zum Adjunkten und Nachfolger des Hofbuchdruckers bestallt. Krankheitsbedingt zog sich Bärensprung gegen Ende der 1750er Jahre aus der Offizin zurück, so daß die Druck- und Verlagstätigkeit des Schweriner Hofbuchdruckers ab etwa 1757 bereits Bärensprungs Sohn und Nachfolger zuzurechnen ist.

Quellen: Brandenburgisches Geschlechterbuch, Zweiter Band, Limburg/Lahn 1969, S. 151. – Stadtarchiv Zwickau. – Kirchenarchiv von St. Marien in Zwickau. – LHAS, Militaria; Hofstaatssachen, Bestallungen; Cabinett, Hofhandwerker; Acta civ. spec. Schwerin; Acta civ. spec. Wismar; Geheimes Staatsministerium und Regierung; Renterei-Register; Hofmarschallamt Schwerin; Acta Collegiorum et Dicasteriorum; Kirchen und Schulen (Generalia); Ministerium des Innern, Privilegierung Hofbuchdrucker; Impressensammlung. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Kirchenbücher. – Stadtgeschichtsmuseum Schwerin, Ein- und Ausschreibebücher der Hofbuchdruckerei Bärensprung. – Stadtarchiv Schwerin, Stadtbuchakten; Magistrat; Stadtgericht. – Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Personalschriften; Ditmarsche Collectaneen; Schmidtsche Sammlung.

Literatur: W(ilhelm) Stieda, Studien zur Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Mecklenburg, in: Archiv zur Geschichte des deutschen Buchhandels, 1894. – (Carl) Schröder, Die Anfänge des Buchdrucks in Schwerin, in: JVMGA 60, 1895, S. 111-135. – Rudolf Schmidt, Deutsche Buchhändler/Deutsche Buchdrucker, 1902, S. 604/605. – Wilhelm Jesse, Geschichte der Stadt Schwerin, Schwerin 1916, S. 321. – J(osef) Benzing, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, 1963, S. 386. – Antje Sander-Berke, Schwarz auf Weiß. Buchdruck in Mecklenburg und Schwerin, Schwerin 1994, S. 25-39. – Antje Sander, Von Lettern und Teetassen. Ein Schweriner Buchdruckerhaushalt um 1700, in: Schweriner Geschichtsblätter Bd. 1, Schwerin 2001, S. 37-55.

Porträt: unbekannt.

Bernd Schattinger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0014

BÄRENSPRUNG, Christian Johann *Wilhelm*, get. 4.3.1737 Schwerin (Geburtsdatum vielfach unrichtig mit 2.2.1733 angegeben), gest. 9.8.1801 Schwerin; ev. – Hofbuchdrucker.

Eltern: Wilhelm Bärensprung, get. 21.4.1692 Zwickau, gest. 3.8.1761 Schwerin, Hofbuchdrucker; Christiane Juliane Schwartz(e), geb. 2.5.1676, gest. 13.12.1723 Schwerin.

Ehefrauen: 1. Elisabeth Sophia Dobbertin, geb. [?], gest. 24.12.1765 Schwerin, Tochter des fürstlichen Wademeisters aus Schwerin; verh. 18.11.1760 Schwerin. – 2. Elisabeth Sophia Schmidt, geb. ca. 1743, gest. 2.3.1803 Schwerin, Tochter des Kupferschmieds Schmidt aus Schwerin; verh. 11.2.1767 Schwerin.

Kinder: aus 1.: Sophia Magdalena Caroline, get. 24.12.1763 Schwerin, gest. [?]; Friederica Dorothea Maria, get. 24.3.1765 Schwerin, gest. 29.1.1766 Schwerin. – aus 2.: Wilhelm, get. 28.2.1770 Schwerin, gest. 19.4.1784 Schwerin; Christian Johann Wilhelm, get. 22.11.1772 Schwerin, gest. 24.3.1803 Schwerin, Nachfolger seines Vaters als Hofbuchdrucker; Georg Diedrich Christian Franz, get. 25.5.1775 Schwerin, gest. 11.8.1796 Schwerin, hatte in der väterlichen Offizin Buchdruckerei gelernt; Sophie Friederika Helena Dorothea, geb. 29.5.1779 Schwerin, gest. 6.10.1827, verehelicht mit dem Buchdrucker Christian Gottlieb Sterzel, der seit 1802 in der Bärensprungschen Offizin tätig war und dieser zeitweilig vorstand; Hinrich Daniel Georg Julius, get. 24.5.1781 Schwerin, gest. [?]; Carolina Dorothea Augusta Wilhelmine, get. 24.2.1787 Schwerin, gest. 18.5.1788 Schwerin, Just(us) Heinrich Christoph, geb. 6.11.1789 Schwerin, gest. 18.10.1832 Schwerin, Unternehmer in Parchim und Schwerin, Zeitungsverleger in Schwerin (Freimüthiges Abendblatt).

Wilhelm Bärensprung war das dritte Kind aus der zweiten Ehe des Schweriner Hofbuchdruckers Wilhelm Bärensprung d. Ä. Er erlernte bei seinem Vater die Buchdruckerei und wurde von Herzog Christian Ludwig II. im Jahr 1755 zum Adjunkten und damit zum Nachfolger des Schweriner Hofbuchdruckers bestallt. Nach Übernahme der Druckerei firmierte er wie sein Vater unter Wilhelm Bärensprung, was eine Zuordnung von Drucken problematisch macht. Es ist davon auszugehen, daß ab etwa 1757 Wilhelm Bärensprung d. J. die Verantwortung für die Hofbuchdruckerei oblag.

Bärensprung flüchtete im Siebenjährigen Krieg mit fünf Gesellen nach Lübeck, wo er sich etwa 20 Monate aufhalten mußte. Er erweiterte die Druckproduktion und zugleich die Verlagstätigkeit der Hofbuchdruckerei erheblich. Er traf am 3.11.1784 mit der herzoglichen Lotteriedirektion einen Vergleich, die Lotteriesachen für ein jährliches Gehalt zu drucken und dagegen die Aufträge für „alle herrschaftlichen Arbeiten, aller Verlag an Calendern etc." zu erhalten. Bärensprung erlangte zahlreiche herzogliche Privilegien zu Druck, Herausgabe oder Verlegung von Werken. Hervorhebenswert ist seine Mitwirkung am Erscheinen von Zeitungen, Zeitschriften und anderen Periodika, wobei sein Anteil als Herausgeber, Verleger oder Drucker jeweils unterschiedlich war.

Bärensprung war sowohl als Organisator wie auch als Herausgeber wesentlich beteiligt am Erscheinen von größeren Gesetzessammlungen des Herzogtums Mecklenburg-Schwerin.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0015

Bärensprung schrieb eine Reihe von Gedichten zu Familienfeierlichkeiten des herzoglichen Hauses, die literarisch nicht als bedeutsam eingestuft werden können.

Quellen: LHAS, Hofstaatssachen, Bestallungen; Cabinett, Hofhandwerker; Acta civ. spec. Schwerin; Geheimes Staatsministerium und Regierung; Renterei-Register; Hofmarschallamt Schwerin; Acta Collegiorum et Dicasteriorum; Kirchen und Schulen (Generalia); Ministerium des Innern, Privilegierung Hofbuchdrucker; Impressensammlung. – Stadtgeschichtsmuseum Schwerin, Ein- und Ausschreibebücher der Hofbuchdruckerei Bärensprung. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Kirchenbücher. – Stadtarchiv Schwerin, Stadtbuchakten; Magistrat; Stadtgericht. – Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Personalschriften; Ditmarsche Collectaneen; Schmidtsche Sammlung.

Werke: Wiegenlied für den Prinzen Friedrich Ludwig geb. Herzog zu Schwerin, 1778. – An die durchlauchtigste Regierende Herzögin von Mecklenburg-Schwerin, 1781. – An die durchlauchtigste Prinzessin Friedrich, 1781. – An das hohe Mecklenburgische Haus, 1785.

Herausgebertätigkeit: Verbesserter Calender für die Mecklenburgischen Lande auf das Jahr Christi […] (ab 1747 bis mindestens 1766 wahrscheinlich in unregelmäßigem Wechsel mit dem Rostocker Hofbuchdrucker Johann Jacob Adler; für Bärensprung nachgewiesen die Ausgaben 1747, 1748, 1751, 1753, 1754,1758, 1759, 1766). – Verbesserter Mecklenburgischer Haushaltungs- und Genealogie-Calender für Sr. Herzogl. Durchl. zu Mecklenburg, Herzogthum und andere Lande, auf das […] Jahr Christi (ab. 1757 bis mindestens 1766). – Sammlung vermischter Abhandlungen, aus allen Theilen der Wissenschaften. 1765. – Monatsschrift von und für Mecklenburg, 4 Jahrgänge, 1788 – 91. – Neue Monatsschrift von und für Mecklenburg, 10 Jahrgänge, 1792-1801. – Monatsschrift für Kinder und ihre Freunde, 3, 12, 6, 3 Stücke, 1783-1785. – Allerley. Eine Wochenschrift, 1787. – Neue Sammlung Mecklenburgischer Landes-Gesetze, Ordnungen und Constitutionen. 4 Teile (1769-1779) und ein Annal-Register (1781). – Herzoglich-Mecklenburgische Grund-Gesetze oder Landes-Grund-Gesetzlicher Erb-Vergleich/welchen die Herzoge zu Mecklenburg mit ihrer Ritter- und Landschaft zu Rostock den 18ten April 1755 errichtet haben, nebst allen Beylagen […], 1778. – Repertorium oder alphabetisches Verzeichnis der vornehmsten Sachen/welche in den Mecklenburgischen Grund-Gesetzen oder dem Landes-Grundgesetzlichen Erbvergleiche enthalten sind, 1781.

Literatur: siehe bei Wilhelm Bärensprung d. Ä.

Porträt: unbekannt.

Bernd Schattinger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0016

BÄRENSPRUNG, Christian *Johann* Wilhelm, get. 22.11.1772 Schwerin, gest. 24.3.1803 Schwerin; ev. – Hofbuchdrucker in Schwerin 1801-1803.

Eltern: Christian Johann *Wilhelm* Bärensprung, get. 4.3.1737 Schwerin, gest. 9.8.1801 Schwerin, Hofbuchdrucker; Sophia Dorothea Harrhoff, gest. 13.1.1758 Schwerin.

Ehefrau: Juliane Louise Bartels, geb. 20.1.1772 (Dömitz?), gest. 22.10.1850 Schwerin; Tochter des Festungsmedicus zu Dömitz Ludwig Heinrich Bartels, verh. um 1800 in Schwerin (?); verh. 9.4.1804 in zweiter Ehe mit dem Juristen August Friedrich Christoph Evers (gest. 10.1.1817).

Kinder: Hans Wilhelm August Ludwig, geb. 8.11.1800 Schwerin, gest. 25.10.1844 Schwerin, Nachfolger seines Vaters als Hofbuchdrucker.

Bärensprung war das zweite Kind aus der zweiten Ehe des Schweriner Hofbuchdruckers Wilhelm Bärensprung d. J. Er erlernte bei seinem Vater die Buchdruckerkunst. Anschließend begab er sich auf zweijährige Wanderschaft und diente 1793/94 beim Berliner Drucker Langhoff und 1794/95 in der Saalbachschen Offizin zu Leipzig, sowie in Jena, Halle, Wittenberg, Dresden und Göttingen. Bärensprung wurde von Herzog Friedrich Franz I. am 29.6.1796 als Gehilfe seines Vaters adjungiert und damit als Nachfolger des Schweriner Hofbuchdruckers bestallt. Die Druckerei übernahm er 1801 nach dem Tode seines Vaters, überlebte diesen aber nur um zwei Jahre. Bärensprungs Druckproduktion und Verlagstätigkeit bestand in der Fortsetzung der Arbeiten seines Vorgängers. Bedeutsam ist Bärensprung als Drucker und Verleger der von Johann Georg Friedrich Schroeder ab 1802 herausgegebenen mehrteiligen „Neuesten Gesetzessammlung für die Herzoglich Mecklenburg-Schwerin- und Güstrowschen Lande seit dem letzten Viertheil des jüngstverflossenen Jahrhunderts".

Nach Bärensprungs frühen Tod wurde die Druckerei für den noch minorennen Sohn unter der Firma Hofbuchdruckerei bzw. ab 1817 als Bärensprungsche Hofbuchdruckerei fortgeführt, zunächst durch dessen Mutter. Nach ihrer Wiederverehelichung mit August Friedrich Christoph Evers stand dieser der Offizin bis 1817 vor. Nach Evers Tod führte der Kaufmann und Verleger Just(us) Heinrich Christoph Bärensprung (1789-1832) die Offizin bis zur Majorennität seines Neffen und Mündels Hans Wilhelm Bärensprung (1824) fort.

Quellen: wie Wilhelm Bärensprung d. J.

Literatur: wie Wilhelm Bärensprung d. J.

Porträt: unbekannt

Bernd Schattinger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0017

BÄRENSPRUNG, *Hans Wilhelm* August Ludwig, geb. 8.11.1800 Schwerin, gest. 25.10.1844 Schwerin; ev. – Hofbuchdrucker.

Eltern: Christian *Johann* Wilhelm, get. 22.11.1772 Schwerin, gest. 24.3.1803 Schwerin, Hofbuchdrucker; Juliane Louise Bartels, geb. 20.1.1772 (Dömitz?), gest. 22.10.1850 Schwerin; Tochter des Festungsmedicus zu Dömitz Ludwig Heinrich Bartels.

Ehefrau: Margareta Helena Friederica Pühler, geb. um 1805 Nürnberg, gest. 1.12.1834 Schwerin, wirkte 1825/26 als Sängerin am Schweriner Theater; verh. 21.4.1824.

Kinder: Friedrich Wilhelm Justus Carl, geb. 7.9.1829 Schwerin, gest. 26.5.1881 Schwerin, Nachfolger seines Vaters als Hofbuchdrucker; Julie Caroline Auguste (1833-1834).

Hans Wilhelm Bärensprung besuchte bis 1819 das Schweriner Gymnasium. Ab Neujahr 1818 war er als Setzer-Lehrling in der „Bärensprungschen Gesellschaft" eingeschrieben. Am 29. Mai 1824 wurde er von den Lehrjahren „frei und ledig" gesprochen. Parallel zu seiner Setzer-Lehre studierte Bärensprung an der Universität Heidelberg Jura. Ab 1819 war Bärensprungs Onkel Just(us) Christoph Heinrich Bärensprung (1789-1832) als sein Vormund eingesetzt, bis Herzog Friedrich Franz I. am 10. Januar 1824 den noch nicht Fünfundzwanzigjährigen vorzeitig für majorenn und volljährig erklärte. Bärensprung erhielt am 14. April 1824 das Privileg als herzoglicher Hofbuchdrucker. Unter seiner Leitung entwickelte sich die Hofbuchdruckerei zu einem leistungsfähigen Druckunternehmen mit modernsten Maschinen sowie zu einem der größten Verlage Mecklenburgs. Die Hofbuchdruckerei war 1844 Inhaber von zahlreichen herzoglichen Druck-, Herausgabe- bzw. Verlagsprivilegien, wie z.B. Druck aller „aus herrschaftlicher Kasse bezahlten" Arbeit, Druck und Verlag des Mecklenburgischer Katechismus, Druck und Herausgabe der Schwerinschen politischen Zeitung, Druck des Offiziellen Wochenblattes, Druck und Verlag der Schwerinschen Anzeigen, Druck der Staatskalender, Druck und Verlag des Ersten Lesebuchs für die Domanialschulen sowie Druck der Lotteriesachen.

Hans Wilhelm Bärensprung übernahm am 26.11.1832 nach dem Tod des Verlegers Just(us) Christoph Heinrich Bärensprung mit herzoglicher Genehmigung auch die Redaktion des Freimüthigen Abendblattes (bis 1834).

In der Stadt Schwerin war Bärensprung ab 1831 als Mitglied des Bürger-Ausschusses einer der Bürgerrepräsentanten; von 1835 bis 1838 stand er dem Bürger-Ausschuß vor.

Als Literat verfaßte Bärensprung bedeutsame Beiträge zur Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin, die Jürgen Borchert die erste Theatergeschichte des Herzogtums nennt. Bärensprung war vermutlich auch Verfasser zahlreicher Theaterberichte und -kritiken im Freimüthigen Abendblatt.

Quellen: LHAS, Hofstaatssachen, Bestallungen; Cabinett, Hofhandwerker; Acta civ. spec. Schwerin; Geheimes Staatsministerium und Regierung; Acta Collegiorum et Dicasteriorum, Kirchen und Schulen (Generalia); Ministerium des Innern, Privilegierung Hofbuchdrucker. – Stadtgeschichtsmuseum Schwerin, Ein- und Ausschreibebücher der Hofbuchdruckerei

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0018

Bärensprung. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Kirchenbücher. – Stadtarchiv Schwerin, Stadtbuchakten; Magistrat; Stadtgericht. – Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Personalschriften; Ditmarsche Collectaneen; Schmidtsche Sammlung.

Werke: Materialien zu einer Geschichte des Theaters im Mecklenburg-Schwerin von dem Beginne theatralischer Vorstellungen bis zum Schlusse des Jahres 1779, in: JBVMGA 1, 1836, S. 81-130. – Versuch einer Geschichte des Theaters in Mecklenburg-Schwerin : von den ersten Spuren theatralischer Vorstellung bis zum Jahre 1835, Schwerin 1837.

Literatur: Antje Sander-Berke, Schwarz auf Weiß. Buchdruck in Mecklenburg und Schwerin, Schwerin 1994, S. 25-39. – Jürgen Borchert, Bärensprungs theatralische Annalen, in: Mecklenburg-Magazin, Beilage zur Schweriner Volkszeitung, Schwerin 10.7.1998.

Porträt: unbekannt

Bernd Schattinger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0019

BÄRENSPRUNG, Friedrich Wilhelm Justus Carl, geb. 7.9.1829 Schwerin, gest. 26.5.1881 Schwerin; ev. – Hofbuchdrucker.

Eltern: Hans Wilhelm August Ludwig, geb. 8.11.1800 Schwerin, gest. 25.10.1844 Schwerin, Hofbuchdrucker; Margareta Helena Friederica Pühler, geb. um 1805 Nürnberg, gest. 1.12.1834 Schwerin, Sängerin; verh. 21.4.1824 Schwerin.

Ehefrau: Ida Marie Auguste Henriette Behr, geb. [?] (soll aus Lübtheen stammen), gest. [?]; verh. 8.12.1854 Wismar, geschieden vor 1879.

Kinder: Katharina Luisa Franziska, geb. 18.7.1857 Schwerin, gest. 1.9.1858 Schwerin; Wilhelm Felix Gustav Adolf, geb. 7.9.1858 Schwerin, gest. [?]; Georg Franz Julius, geb. 20.12.1860 Schwerin, gest. [?]; Heinrich Karl *Hugo*, geb. 5.1.1862 Schwerin, gest. [?].

Friedrich Wilhelm Bärensprung war das erste Kind des Schweriner Hofbuchdruckers Hans Wilhelm August Ludwig Bärensprung. Friedrich Wilhelm wurde nach dem frühen Tod seiner Mutter von dem Privatlehrer Hofrat Dr. Wedemeier erzogen. Er besuchte das Gymnasium Fridericianum zu Schwerin. Bärensprung stand nach dem Tod seines Vaters (1844) unter Vormundschaft des Schweriner Senators Heinrich Christian Voss und des Schweriner Bürgermeisters Carl Julius Gottfried Juhr. Wie alle männlichen Bärensprung-Abkömmlinge hatte auch er in der väterlichen Druckerei die Buchdruckerkunst erlernt, bevor ihn seine Wanderschaft nach Berlin (Deckersche Hofbuchdruckerei) sowie nach München zog. Bärensprung studierte in München, Berlin und Rostock Philologie, Philosophie und Geschichte.

Der Großherzog verlieh am 29.12.1854 dem Buchdrucker Friedrich Wilhelm Bärensprung den Titel eines Hof-Buchdruckers.

Er verlegte 1861 Druckerei und Verlag sowie die Redaktion der Mecklenburgischen Zeitung aus der Schelfstadt (Bergstraße) in die Arsenalstraße 12.

Über die von seinen Vorgängern erworbenen Privilegien (siehe Hans Wilhelm Bärensprung) hinaus, erlangte er weitere herzogliche Druck-, Herausgabe- oder Verlagsprivilegien. U. a. wurden in der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei Amts- und Justizvordrucke (ca. 300 verschiedene Vordrucke), Verordnungen und amtliche Publikationen (129 Titel), das Großherzogliche Regierungsblatt (Auflage: 2.800 Ex.), die Mecklenburgische Zeitung (Auflage: 1.900 Ex.), der Öffentliche Anzeiger für das Domanialamt Schwerin und Crivitz (Auflage: 600 Ex.), der Staatskalender (Auflage: 1.120 Ex.) und das I. und II. Lesebuch für Mecklenburg-Schwerinsche Volksschulen gedruckt. Die Verlage der Hofbuchdruckerei umfaßten 1881 insgesamt 30 Titel.

Infolge testamentarischer Verfügung Friedrich Wilhelm Bärensprungs vom 4.6.1879 wurden seine drei Söhne nach seinem Tod mit ihrem Pflichtteil abgefunden. Das in der Arsenalstraße befindliche Grundstück sowie die „gesamte darin betriebene Druckerei mit allem Zubehör" vermachte Bärensprung der Luise Charlotte Wilhelmine Bartels (13.11.1816-3.3.1897). Sie war Witwe des Schweriner Arztes Carl Friedrich Ludwig Alexander Bartels (1802-1854), der ein Neffe von Bärensprungs Großmutter Juliane Louise Bartels (1772-1850) war. Deshalb blieb – im Gegensatz

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0020

zu anderen Darstellungen – die Hofbuchdruckerei nicht bis 1881, sondern bis 1884 in den Händen der Familie.

Die Druckerei wurde 1884 von dem Schweriner Commerzienrat Carl Francke übernommen und von dessen Familie (bis 1933 von Robert Francke) mit herzoglicher Genehmigung unter der Firma Bärensprungsche Hofbuchdruckerei fortgeführt.

1945 wurde die Druckerei von den Sowjetischen Besatzungsbehörden konfisziert; die Franckeschen Erben wurden in der Folge enteignet.

Friedrich Wilhelm Bärensprung wurde am 28.10.1854 Bürger Schwerins. Als Mitglied des Bürger-Ausschusses war er von 1860-1869 einer der Bürgerrepräsentanten. 1863 beteiligte er sich als Mitglied einer Kommission an der Verwaltung der 1863 gegründeten Stadtbibliothek.

Bärensprung war ein hochgebildeter Unternehmer. Seine 1881 verzeichnete Privatbibliothek umfaßte rund 2.000 Titel, darunter die Werke aller europäischen Geistesgrößen des 18. und 19. Jahrhunderts. Als Autor verfaßte Bärensprung literarische Berichte in der Mecklenburgischen Zeitung. Er übersetzte aus dem Französischen und Italienischen.

Quellen: LHAS, Hofstaatssachen, Bestallungen; Cabinett, Hofhandwerker; Acta civ. spec. Schwerin; Geheimes Staatsministerium und Regierung; Hofmarschallamt Schwerin; Ministerium des Innern, Privilegierung Hofbuchdrucker. – Stadtgeschichtsmuseum Schwerin, Ein- und Ausschreibebücher der Hofbuchdruckerei Bärensprung. – Stadtarchiv Schwerin, Stadtbuchakten; Magistrat; Stadtgericht.

Werke: Adolf von Morlot, Das graue Alterthum. Eine Einleitung in das Studium des Vorzeit, Übersetzung aus dem Französischen, 1865. – Francesco Dall'Ongaro, Phasma. Lustspiel des Menander, Übertragung aus dem Italienischen und Nachdichtung, 1870.

Literatur: Verzeichniß der Formulare zu den deutschen Prozeßordnungen für den Gebrauch des Oberlandesgerichts, der Landgerichte, Staatsanwaltschaften etc. Vorräthig und in Partien nicht unter 100 Bogen einer Sorte zu beziehen von der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei in Schwerin (enthält ca. 210 Formulare), (Schwerin) o. J.

Porträt: unbekannt

Bernd Schattinger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0021

BÄRENSPRUNG, Just(us) Heinrich Christoph, geb. 6.11.1789 Schwerin, gest. 18.10.1832 Schwerin: ev. – Zeitungsredakteur und -verleger.

Eltern: Christian Johann Wilhelm, get. 4.3.1737 Schwerin, gest. 9.8.1801 Schwerin, Hofbuchdrucker; Elisabeth Sophia Schmidt, geb. ca. 1743, gest. 2.3.1803, begraben 4.3.1803 (das in Nr. 772 Spalte 834 des Freimüthigen Abendblattes vom 18.10.1833 angegebene Datum – 2.5.1803 – ist nicht richtig) Schwerin.

Ehefrau: Elisabeth Dorothea Sophia Lembcke, geb. 19.10.1790 Schwerin, gest. 17.11.1869 Schwerin, Tochter des Gewürzhändlers Johann Lembcke; verh. 7.9.1818

Kinder: Wilhelm Carl Franz, geb. 19.6.1821 Schwerin, gest. 5.7.1879 Schwerin, Kaufmann, Gründer der Schweriner Warenhandlung Bärensprung & Ehlers; Carl Johann Julius Ferdinand, geb. 18.9.1826 Schwerin, gest. 23.3.1867 Schwerin, Advokat in Schwerin.

Justus Bärensprung war das achte Kind aus der zweiten Ehe des Schweriner Hofbuchdruckers. Er erhielt Privatunterricht und besuchte die höheren Klassen des Schweriner Gymnasiums. Er lernte in der Schweriner Hofbuchdruckerei von 1802 bis 1807 und ging sodann auf Wanderschaft. Diese führte ihn für wenige Wochen nach Stralsund zum schwedischen Felddrucker Peter Sohm. Nach zweijährigem Aufenthalt in Schwerin ging er 1809 nach Leipzig (Solbrigsche Offizin) sowie nach Hamburg, Zelle, Hannover, Braunschweig, Helmstedt und Zerbst. 1810 begab sich Bärensprung nach München (Franzensche Buchdruckerei), im April 1811 nach Zürich (Füßlische Offizin). Von Dezember 1811 bis Januar 1813 wirkte Bärensprung in Paris an verschiedenen Druckereien. Nachdem sein Bemühen erfolglos war, in Mecklenburg eine Druckerei anlegen zu dürfen, begab er sich im Sommer 1814 in Rostock in schwedische Dienste (Felddruckerei), nahm im Oktober seinen Abschied, hielt sich aber noch bis April 1815 in Stockholm auf.

Nach Mecklenburg zurückgekehrt, gründete Bärensprung Ostern 1816 mit dem Fabrikanten Friedrich(?) Mantius eine Tuchhandlung in Schwerin. 1819 erwarben Bärensprung und Mantius eine 1817 in Parchim angelegte Maschinenspinnerei. Sie erweiterten den Maschinenbestand, so daß schließlich in Parchim eine vollständige Tuchfabrikation durchgeführt werden konnte. Nachdem Mantius aus dem Unternehmen ausgeschieden war, verkaufte Bärensprung im November 1824 sein Parchimer Unternehmen für 6.500 Reichstaler.

Von 1819 bis 1824 war er Vormund seines Neffen Hans Wilhelm Bärensprung und stand in dieser Zeit auch der Offizin der Hofbuchdruckerei vor.

Den 1817 gefaßten Plan, ein „Blatt für die Besprechung vaterländischer Angelegenheiten" herauszugeben, konnte Bärensprung ab Januar 1818 mit der Wochenschrift „Freimüthiges Abendblatt" realisieren. Die großherzogliche Zensurbehörde verbot das Blatt längere Zeit (1819/20) und strich immer wieder einzelne Artikel. Bärensprung kennzeichnete daraufhin die im Blatt leer gebliebenen Spalten mit einem Stern und der Anmerkung: „Censurlücke". Das Blatt, das schließlich zweimal wöchentlich erschien, wurde nach seinem Tod (1832) zunächst von seinem Neffen, dem Hofbuchdrucker Hans Wilhelm Bärensprung, und später von Friedrich Ludwig

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0022

Schweden und Eduard Hobein weitergeführt. Das Erscheinen des Blattes wurde 1849 eingestellt.

Bärensprung wurde als Redakteur des Abendblattes wiederholt mit Anzeigen und Prozessen überzogen. Er gab zu dem größten Prozeß „Aktenstücke, betreffend die Untersuchung wider den Kaufmann J. C. H. Bärensprung" heraus (veröffentlicht als Beilage zum Abendblatt).

In der Stadt Schwerin wirkte Bärensprung mit in der Leitung des Armenkollegiums, der Arbeitsanstalten für Arme, der Ersparnisanstalt sowie als Bürger-Repräsentant.

Bärensprung verfaßte Artikel für das Freimüthige Abendblatt, wobei der genaue Umfang nicht bekannt ist.

Quellen: LHAS, Hofstaatssachen, Bestallungen; Cabinett, Hofhandwerker; Acta civ. spec. Schwerin; Geheimes Staatsministerium und Regierung; Hofmarschallamt Schwerin; Ministerium des Innern, Privilegierung Hofbuchdrucker. – Stadtgeschichts-Museum Schwerin, Ein- und Ausschreibebücher der Hofbuchdruckerei Bärensprung. – Stadtarchiv Schwerin, Stadtbuchakten; Magistrat; Stadtgericht.

Werke: Aktenstücke, betreffend die Untersuchung wider den Kaufmann J. C. H. Bärensprung in Schwerin, als Verleger des freimüthigen Abendblattes, in: Freimüthiges Abendblatt, 11. Jg., Schwerin 1828.

Literatur: Nekrolog. Justus Christoph Heinrich Bärensprung, in: Freimüthiges Abendblatt, 15. Jg., Schwerin 18. Okt. 1833, Sp. 833-848. – Neuer Nekrolog der Deutschen, Ilmenau 1834. S. 729-730.

Porträt: unbekannt.

Bernd Schattinger

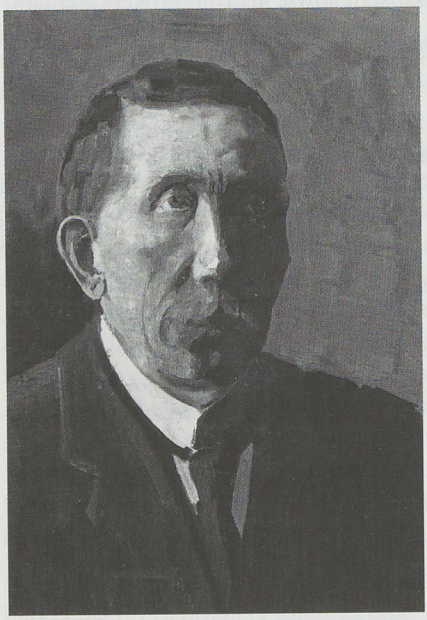
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0023

BARTELS, Rudolf, geb.10.11.1872 Schwaan, gest. 16.2.1943 Rostock; ev. – Maler.

Eltern: Carl Bartels, geb. 1838 Ludwigslust, gest.1899 Schwaan, Töpfermeister; N.N. Specht, Tochter des Schwaaner Ackerbürgers Specht; verh.1863.

Geschwister: Wilhelm (1864-1943); Elise (1866-1946); Carl (1870-1948), Stukkateur; Otto (1874-1958) Stukkateur, Maler, besonders von Bildnissen und Stilleben.

Familienstand: unverheiratet, kinderlos



Rudolf Bartels entstammte einer angesehenen Töpferfamilie aus Ludwigslust. Großvater Friedrich Bartels war Hoftöpfermeister und ein Handwerker mit ausgesprochen künstlerischen Ambitionen. Auch dessen Brüder Ludwig und Johann Ferdinand betrieben eigene Werkstätten in Ludwigslust, während sich die Schwester, Marianne Bartels, als Porträtmalerin und Photographin am gleichen Ort betätigte. Friedrichs Söhne Carl und Friedrich wurden ebenfalls Töpfer. Carl Bartels konnte um 1860 eine freigewordene Töpferei in der Schwaaner Bergstraße erwerben und heiratete hier. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor, die alle unverheiratet blieben. Carl Bartels stellte in seiner Werkstatt vor allem Ofenkacheln und Geschirre für Rostock her. Schwaan bot wegen seinerzeit reicher Tonvorkommen genügend Material für keramische Erzeugnisse. Nachdem sich der Betrieb etabliert hatte, kam auch Bruder Friedrich etwa 1877 nach Schwaan und übernahm die Werkstatt. Carl Bartels baute sich um 1878 ein eigenes Haus mit Töpferei in der Letschower (heute Bützower) Straße 51. In diesem Haus lebte und arbeitete Rudolf Bartels mit Unterbrechungen bis 1917.

Rudolf Bartels erlernte zunächst den Beruf eines Dekorationsmalers in Schwaan. Von 1892 bis etwa 1897 auf Wanderschaft, war er u. a. in Hamburg, Stuttgart und Waren tätig. Sein Weg führte ihn durch Süddeutschland bis in die Schweiz nach Luzern. Wann Rudolf Bartels erstmals bei Franz Bunke (1857-1939) in Schwaan zeichnete und malte, ist nicht belegt. Überliefert ist, daß Bunke das Talent des Jüngeren erkannte und ihm zu einer Ausbildung an der Weimarer Malerschule riet, wo er selbst als Lehrer für Landschaftsmalerei tätig war.

Durch den Tod des Vaters im Jahre 1899 war die Familie Bartels in finanzielle Schwierigkeiten geraten. Weimar vergab an besonders begabte Schüler Freistellen, so auch an Rudolf Bartels, der auf eine solche Stelle angewiesen war. Im Jahre 1900

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0024

begann er sein Studium bei Theodor Hagen (1842-1919). Auf Anregung seines Lehrers beteiligte sich Bartels an Ausstellungen in Dresden, Hamburg, Stuttgart, München, Luzern, Zürich. In der unterrichtsfreien Zeit betrieb er in seiner Heimatstadt Studien vor der Natur.

In Schwaan hatte sich um 1890 mit Franz Bunke sowie dessen Kollegen und Schülern eine Künstlerkolonie gegründet, der auch Rudolf Bartels angehörte. 1904 stellten ihre wichtigsten Vertreter Franz Bunke, Rudolf Bartels, Alfred Heinsohn (1875-1927) und Peter Paul Draewing (1876-1941) gemeinsam im Museum Rostock aus. Bemerkenswert ist, daß in Schwaan vor allem gebürtige Schwaaner prägend wirksam waren, denn nur der Hamburger Alfred Heinsohn war hier nicht aufgewachsen.

Nach seiner Ausbildung in Weimar kehrte Rudolf Bartels 1908 als freischaffender Maler ganz nach Schwaan ins elterliche Haus zurück. Er war Mitglied der mecklenburgisch-pommerschen Künstlervereinigung und nahm an deren Ausstellungen teil. Kriegsdienste leistete er von 1914-1917 in der Schweriner Garnison. Seine malerische Begabung hatte sich in Weimar und in der Schwaaner Gemeinschaft rasch entwickelt. Nach anfänglich toniger Freilichtmalerei wandte er sich einer am Impressionismus orientierten Handhabung der Farben zu und fand um 1905 zu großzügiger, flächiger Malweise mit faszinierender Leuchtkraft. Nachweislich bis 1912 beschäftigte sich Bartels vor allem mit der Wirkung von reinen zu gebrochenen Farben am Beispiel von natürlichem und künstlichem Licht. Es entstanden Bildfolgen zu Laternenkindern, Seifenblasen, Regenbögen oder Einzelwerke mit reflektierenden Glaskugeln. Bildvariationen waren eine besondere Spezialität von Rudolf Bartels. So kennen wir weitere Folgen, die sich mit der Darstellung von Bauernhäusern, Gänsen, Bäumen oder Friedhöfen befassen. Manche Kompositionen malte er, nur geringfügig verändert, mehrmals, so auch Ansichten seiner Heimatstadt Schwaan. Daneben entstanden Landschaften, immer wieder Blumenbilder, gelegentlich auch Porträts oder genreartige Szenen.

Um 1910 hatte er die ihm eigene künstlerische Ausdrucksweise voll ausgebildet: Die Sujets sind klassisch einfach, der Pinselstrich breit mit in sich variierenden Farben flach auf das Format getragen. Hier und da ist der sich farbig einfügende Untergrund sichtbar. Bei Vermeidung grafischer Elemente leben die großzügigen Bildfindungen ganz aus farbigen Flächen, die harmonisch zueinander geordnet wurden. Bartels verwendete oft reine Farben oder setzt Komplementärfarben ein. Vorder- und Hintergrund erfuhren zumeist gleiche Farbintensität, so daß die Fläche betont und Räumlichkeit zurückgedrängt wurde. Die Kompositionen wirken vielfach expressiv, sind stark abstrahierend, ohne den Bezug zum Geschauten und Erlebten zu verlieren und Lokalfarben völlig zu negieren. Wegen ihrer reichen Farbklänge und ihres eigenwilligen malerischen Duktus wurden sie häufig mit kraftvoller oder auch leiser Musik verglichen. Laut eigener Aussage wollte Bartels steigern, was er in der Natur sah.

Die ungewöhnlichen Bildgestaltungen von Rudolf Bartels fanden in Schwaan kaum Verständnis. Daran änderte auch die 1912 im Rostocker Museum organisierte Personalausstellung nichts.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0025

Als 1917 die Mutter starb, sahen sich die Bartels-Kinder aus finanziellen Gründen veranlaßt, das Elternhaus zu verkaufen. Mit dem noch im gleichen Jahr erfolgten Umzug nach Rostock verband Rudolf Bartels auch die Hoffnung auf größere Anerkennung. In den ersten Jahren entstanden hier wie aus optimistischer Aufbruchstimmung farbenfrohe, kraftvolle Werke. Auf eindrucksvolle Weise ging er im Stilleben seiner Freude am Dinglichen nach. Die häufig üppig arrangierten Kompositionen sind Zeichen zunehmender Ateliermalerei und möglicherweise Zugeständnis an nach wie vor wenige Käufer. Vor allem unter Musikern des Rostocker Theaters, Ärzten, Lehrern oder anderen intellektuellen Kunstfreunden fand er Anhänger, ein breiteres Publikum konnte Bartels jedoch nicht erreichen. Besonders Lehrer August Burmeister bemühte sich um den Verkauf von Bildern. 1926 organisierte der Freund und spätere verdienstvolle Nachlaßverwalter Ernst Barlachs, Friedrich Schult, eine Ausstellung im Museum der Stadt Güstrow. Dank der finanziellen Unterstützung durch die jüdische Familie Rübensohn und den Arzt Friedrich Schwenn war es möglich geworden, daß Bartels 1927 eine Reise über Oberbayern und Tirol nach Italien unternehmen konnte. Bartels äußerte, daß ihn die Farben und das Leuchten der Gegenstände in der klaren Luft Neapels und Capris sehr beeindruckt hätten.

Nach Jahren geringer Anerkennung zog sich Bartels mehr und mehr aus der Öffentlichkeit zurück. Resigniert rahmte er seine Bilder nicht mehr, weil doch niemand etwas kaufe, wie er selbst bemerkte. Ein Nervenleiden (Schizophrenie) verstärkte sich, ließ den ansonsten zurückhaltenden Maler unverträglich werden. 1931 beschickte er letztmalig die 22. Jahresaustellung der Vereinigung Rostocker Künstler.

Wegen Verweigerung des Hitlergrußes wurde Bartels 1933 sechs Wochen inhaftiert. Das Rostocker Museum vermißt seit 1937 ein Gemälde, das als „entartet" beschlagnahmt worden war. Zuletzt lebte Bartels in der Grubenstraße 29 a. Ein Atelier hatte er nicht. Er starb vereinsamt und fast vergessen. Bezeichnenderweise gab es keinen Nachruf. Nach Aussage der Friedhofsverwaltung Rostock wurde sein Grab auf dem Neuen Friedhof 1960 wegen Verwahrlosung eingeebnet sowie oberflächlich beräumt und existierte 1995 nicht mehr.

In seinem Nachlaß befanden sich rund 20 Gemälde, von denen einige das Rostocker Museum erwarb, das bereits zu Lebzeiten des Künstlers mindestens 10 Bilder gekauft hatte. 1946 organisierte es eine umfangreiche Personalausstellung mit zumeist privaten Leihgaben. Später versickerten die Kenntnisse über den Verbleib der Bilder. Den Forschungen des Rostocker Kunstwissenschaftlers Johann Joachim Bernitt in den 50er Jahren ist es zu danken, daß die Künstlerkolonie Schwaan nicht gänzlich in Vergessenheit geriet. Es folgten jahrzehntelange Bemühungen der Museen in Rostock und Schwerin um das Werk von Rudolf Bartels. Nach mehreren kleineren Expositionen richtete das Staatliche Museum Schwerin Rudolf Bartels 1995 eine umfangreiche Retrospektive aus, zu der ein erstes Werkverzeichnis erschien.

Das öffentliche Interesse an der Malerei des Künstlers wuchs in den letzten Jahren stetig, und die Bedeutung von Bartels für die einheimische Kunst wird zunehmend auch überregional erkannt. Mit seiner entstofflichten Malerei zählt Rudolf Bartels

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0026

zu den Vertretern der Klassischen Moderne und ist zweifelsfrei der eigenständigste und bedeutendste Maler im norddeutschen Raum der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Quellen: Staatliches Museum Schwerin, Hausarchiv, Ausstellungs- und Erwerbungsakten: Rudolf Bartels 1972-2000. – Archiv der Hansestadt Rostock. – Korrespondenz der Autorin mit Besitzern von Bartels-Gemälden.

Werke: Kulturhistorisches Museum Rostock, 39 Gemälde unterschiedlichster Thematik aus allen Schaffensperioden. – Staatliches Museum Schwerin, 36 Gemälde, darunter zahlreiche Stilleben und Landschaftsstudien. – Museum der Stadt Schwaan, 7 Gemälde. – Museen der Stadt Magdeburg, ein Stilleben. – Weitere Werke in vielfachem Privatbesitz.

Werkverzeichnis: Rudolf Bartels, Eine Werkübersicht, Staatliches Museum Schwerin, Ausstellungskatalog, bearb. von Lisa Jürß, Rostock, 1995.

Literatur: Allgemeines Künstlerlexikon, K. G. Saur Verlag, Bd. 7, Leipzig 1993, S. 212 (Lisa Jürß). – Hrsg. Hans Vollmer, Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler des XX. Jahrhunderts, Studienausgabe, Bd. I, Leipzig 1999, S. 119. – Otto Weltzien, Eine mecklenburgische Künstlerkolonie, in: Niedersachsen, 11. Jahrgang 1905-1906, S. 382-387. – Oscar Gehrig, Der Maler Rudolf Bartels, in: Mecklenburgische Monatshefte 1926, S. 14-18. – Johann Joachim Bernitt, Mecklenburgische Künstlerkolonien Schwaan und Ahrenshoop, Diplomarbeit Philosophische Fakultät der Universität Rostock, 1953. – Ders., Rudolf Bartels – ein mecklenburgischer Maler, in: Bildende Kunst, H. 1, 1966, S. 24-28. – Ders., Malerei aus den Künstlerkolonien Ahrenshoop und Schwaan, Kulturhistorisches Museum Rostock, Begleitheft (zur gleichnamigen Ausstellung) Nr. 5, Rostock 1987. – Lisa Jürß, Die Mecklenburgische Künstlerkolonie Schwaan, Fischerhude 1995. – Meisterwerke aus Mecklenburg-Vorpommern, Künstlerkolonien Schwaan und Usedom, Gemälde aus den Beständen des Staatlichen Museums Schwerin, Ausstellungskatalog, bearb. von Lisa Jürß, Hamburg 1999. – Rudolf Bartels, in: Aus der Tradition zur Moderne, Deutsche Malerei von 1870-1935, Staatliches Museum Schwerin, bearb. von Lisa Jürß, Hamburg 2000, S. 114-121, 131-133. – Stephan Kohls/Ute Kümmel, Verträumt, entdeckt, vergessen – Die Künstlerkolonie Schwaan, in: Rückzug ins Paradies, Die Künstlerkolonien Worpswede-Ahrenshoop- Schwaan, Vineta-Museum Barth, Ausstellungskatalog, Berlin 2001. – Ruth Negendanck, Die Künstlerkolonie Schwaan in: Künstlerkolonien in Europa, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Ausstellungskatalog, Nürnberg 2001, S. 128-129. – Lisa Jürß, Künstlerkolonie Schwaan, Werkkatalog, Museum der Stadt Schwaan, Alte Wassermühle, Fischerhude 2002, S. 52-87, 143/144, 148-150.

Porträt: Selbstbildnis um 1920, Öl auf Karton, Kulturhistorisches Museum Rostock.

Lisa Jürß

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0027

BROCKMANN (auch Broocman; latinisiert Brocmannus), Reiner, geb. 28.4.1609 Schwaan, gest. 29.11.1647 Kadrina/Virumaa (Tristfer/Wirland), Estland; ev. – Theologe und Schriftsteller.

Eltern: Reiner Brockmann, geb. [?] Steinheim/Westfalen, 1598 Pfarrer in Schwaan, mgr. phil. Rostock 1599, gest. 23.7.1626; Margaretha Scheffter, gest. 8.9.1625.

Ehefrau: Dorothea Temme, geb. 1613, gest. nach 1647, Tochter des Oberpfarrers an der Tallinner St. Nicolaikirche Johannes Temme (gest. 1616).

Kinder: Reinerus Reineri, Pfarrer in Lais/Livland, gest. 1704, verheiratet mit Sofia Forsselius; Dorothea, verheiratet mit Kaufmann Heinrich Blankenhagen in Tallinn (Reval); zwei weitere Töchter.

Seine Jugend verbrachte Reiner Brockmann auf der Pfarre in Schwaan. Anfangs wurde er vom Vater privat unterrichtet. Eine erste Ausbildung in Logik und Rhetorik erhielt er zu Beginn der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts an der Rostocker Großen Stadtschule. Rektor der Schule war damals Heinrich Vulpius (gest. 1646), der später (1632) Rektor des Talliner Gymnasiums wurde. Brockmann setzte seine Ausbildung danach an der Schule in Wismar fort, wo er sich insbesondere dem Studium der griechischen Sprache widmete. Im April 1623 trug er sich als „Reinerus Brockmann Svanensis" in die Matrikel der Universität Rostock ein. Noch vor 1625 schickte ihn sein Vater nach Hamburg, wo er durch seinen Onkel Zacharias Scheffter, Rektor des Hamburger Gymnasiums, weiter unterrichtet werden sollte. Nach Scheffters Tod 1625 blieb Brockmann am Hamburger Gymnasium, doch taucht sein Name in der Matrikel des Gymnasiums erst im Juli 1628 auf. Der Leichenpredigt auf Brockmann zufolge soll dieser nach dem Schulbesuch in Hamburg wiederum an der Universität Rostock studiert haben, um seine theologische Bildung zu vervollkommnen. Die Matrikel der Universität Rostock belegt diesen späteren Studienaufenthalt jedoch nicht.

Im Jahre 1633 wurde Brockmann auf Veranlassung des im Jahr zuvor von Rostock nach Reval (Tallinn) gewechselten Schulrektors Heinrich Vulpius zum Professor für Griechisch an das Tallinner Gymnasium berufen. Der Lübecker Superintendent Nicolaus Hunnius (gest. 1643) stellte Brockmann vor seiner Abreise nach Tallinn ein Empfehlungsschreiben aus. Am 19.6.1634 wurde Brockmann in sein Amt eingeführt. Seit 1636 unterrichtete er am Tallinner Gymnasium auch Geschichte.

Vom 10.1.1635 bis zum April 1636 hielt sich Paul Fleming (1609-1640) in Tallinn auf, der zusammen mit dem Diplomaten und Schriftsteller Adam Olearius (1603-1671) als Begleitung Herzog Friedrichs III. von Holstein-Gottorp (1597-1659) reiste. Brockmann befreundete sich alsbald mit Fleming. Unter dem Eindruck von Flemings und Olearius' Besuch in Tallinn wurde dort eine literarische Schäfergesellschaft gegründet, der auch Brockmann angehörte. Als Brockmann 1635 heiratete, nahmen an der Hochzeit auch Paul Fleming und die Tallinner Schäfergesellschaft teil. Fleming veröffentlichte zu diesem Anlaß eine Gedichtsammlung (*Gedichte Auff des* [...] *Herrn Reineri Brocmans* [...] *Hochzeit,* Reval 1635).

Nachdem Brockmann vier andere Berufungen ins Pfarramt abgelehnt hatte, nahm er im Jahre 1639 den Ruf als Pfarrer nach Kadrina/Virumaa (Tristfer/Wirland) an

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0028

und gab aus diesem Grund seine Stellung als Gymnasialprofessor auf. Drei Jahre darauf wurde er Assessor des Konsistoriums und 1643 schließlich Probst in Virumaa. Am 26. November 1647 (und nicht wie oft fälschlich angegeben im Jahre 1649) starb Brockmann in Kadrina und wurde am 14.1.1648 in der Marienkapelle der St. Olavskirche in Tallinn beigesetzt.

Von Brockmanns Tätigkeit als Pfarrer und Probst in Kadrina zeugen zahlreiche Briefe an den Bischof Joachim Jhering in Tallinn, in welchen er mit Jhering vor allem Probleme der Kirchenzucht diskutiert. Diese Korrespondenz berichtet außerdem von den Visitationen, die Brockmann als Pfarrer in seiner Gemeinde in Kadrina und als Probst in ganz Virumaa durchführte.

Die größte Bedeutung dürfte jedoch dem Dichter Brockmann zuzuschreiben zu sein. Brockmanns dichterisches Schaffen umfaßt insgesamt 43 Gedichte, zwei davon als zweisprachige Veröffentlichung (drei auf Griechisch, 21 auf Latein, 16 auf Deutsch und fünf auf Estnisch). Das gesamte dichterische Werk Brockmanns ist in Estland entstanden und in der Druckerei des Tallinner Gymnasiums bei Christoph Reusner (→ siehe S. 215) oder dessen Nachfolger Heinrich Westphal veröffentlicht worden. Den Hauptteil seines poetischen Schaffens bilden in Anthologien erschienene Gelegenheitsgedichte. Die ersten Gelegenheitsgedichte Brockmanns erschienen bereits vor Paul Flemings Tallinner Besuch. Damit kann der immer wieder geäußerten These, Fleming habe die Tradition der Gelegenheitsdichtung nach Estland vermittelt, eine Absage erteilt werden. Ferner kann angenommen werden, daß Brockmann mit Martin Opitz' „Buch von der deutschen Poeterey" auch schon vor Flemings Besuch bekannt war. Von Flemings freundschaftlichen Beziehungen zu Brockmann zeugt eine Reihe Gedichte, die sich die beiden Dichter gegenseitig zueigneten.

Brockmann erlernte das Estnische als Autodidakt durch das Hören estnischer Predigten in der Tallinner Heiliggeistkirche. Seit 1637 veröffentlichte er auch Gedichte in estnischer Sprache. Sein in diesem Jahr erschienenes Gedicht *Carmen Alexandrinum Esthonicum ad leges Opitij poeticas compositum* (Reval 1637) ist das erste estnischsprachige Kunstgedicht und stellt damit den Beginn der estnischen Kunstlyrik dar.

In Brockmanns estnischen Nachdichtungen deutscher Kirchenlieder vereinigt sich sein theologisches Wirken mit seinem poetisches Schaffen. Von diesen insgesamt 24 Nachdichtungen erschienen nur zwei zu Lebzeiten des Autors (in: Heinrich Stahl, Hand- und Hausbuch, Teil II, Reval 1637). Brockmanns übrige Übertragungen von Kirchenliedern erschienen posthum im Jahre 1656 (*Neu Ehstnisches Gesangbuch* [...], Reval 1656).

Im Jahre 1645 wurde Brockmann in ein Komitee berufen, das für die Revision der estnischen Bibelübersetzung zuständig war. Durch Brockmanns Tod kam die Revisionsarbeit an der estnischen Bibelübersetzung für etwa ein Jahrzehnt zum Erliegen.

In nur wenigen Jahren war Brockmann zu einer Autorität der estnischen Sprache avanciert. Zahlreiche Theologiestudenten wurden zu ihm nach Kadrina geschickt, um dort estnisch zu lernen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0029

Der Mecklenburger Reiner Brockmann ist der Begründer der estnischen Kunstlyrik. Durch seine Vermittlung gelangte die deutsche Barockdichtung und neulateinische Poesie nach Estland, deren wohl bedeutendster Vertreter er dort war. Durch seine Übertragungen deutscher Kirchenlieder und die Mitarbeit in der Bibelkommission hat er zudem seinen Platz in der Kirchengeschichte des Ostseeraums. Mit alledem hat Brockmann auch einen wichtigen Beitrag für die Ausbildung der estnischen Schriftsprache im 17. Jahrhundert geleistet.

Reiner Brockmanns Nachfahren lebten in Estland und Schweden und bereicherten durch vielfältige und verschiedene Tätigkeiten das kulturelle Leben im schwedischen Reich im 17. und 18. Jahrhundert.

Quellen: (Auswahl) Eesti Ajalooarhiiv (Estnisches Historisches Archiv Tartu), 1187, n. 2, s. 5161. – Paul Fleming, Gedichte Auff des Ehrnvesten und Wolgelarten Herrn Reineri Brocmans der Griechischen Sprach Professorn am Gymnasio zu Rewall Vnd der Erbarn Viel Ehren vnd Tugendreichen Jungfrawen Dorotheen Temme Hochzeit, Revall 1635 [Eesti Akadeemilise Raamatukogu Baltiaosakonnas; Baltica-Abteilung der Estnischen Akademischen Bibliothek XII-947, Nr. 28]. – Hofmeister, Matrikel 3, Rostock 1895, S. 56. – Endel Priidel, Reiner Brockmann Teosed/Reineri Brocmanni Opera/Reiner Brockmann's [sic!] Werke, Tartu 2000, S. 261-368 – Riksarkiv Stockholm (Reichsarchiv Stockholm), Lifländska överkonsistoriets arkiv. – Andreas Sandhagen, Der Gerechten Tod, […] Das ist: Christlicher Leich-Sermon Beym Begräbniß Des Ehrwürdigen Achtbarn und Wolgelarten Hern Reineri Brockmanns […], Reval 1648. – Carl Hieronymus Wilhelm Sillem, Die Matrikel des Akademischen Gymnasiums Hamburg 1613-1883. Hamburg 1891, S. 17. – Tallinna Linnaarhiiv (Stadtarchiv Tallinn), f. 230, n. 1, s. B. m. 24 ; m 29; f. 236, n. 1, s. 29 (Totenregister der St. Olavskirche in Tallinn). – Tartu Ulikooli Raamatukogu (Bibliothek der Universität Tartu), A-5062, Nr. 38.

Werke: (Bibliographien) 350 aastat trükikunsti Tallinnas. Näituse kataloog, Tallinn 1988, S. 7-26. – Endel Priidel, Reiner Brockmann (siehe bei *Quellen*). – VD 17, 125:022813V; 125:001744F; 1:634552X.

Werke: (Auswahl) Glückwünschung Dem Ehrnvesten und Achtbahrn Herrn Hans von Höveln […] als er mit der Ehr- und Tugendreichen Jungfrawen Margaretha […] Jürgen Stahls […] Tochter […] Hochzeit hielte […], Reval 1637. – Hrsg. Johann Martin Lappenberg, Paul Flemings deutsche Gedichte, Stuttgart 1865, Bd. 2, S. 590-592. – Neu Ehstnisches Gesangbuch/worinnen die Kirchen Sel. Hn. Lutheri und anderer Gottseligen Männer in die gewöhnliche Melodeyen und gleiche Reimen verfasset sind […] Von Etlichen Pfarrherren im selbigen Lande, Reval 1656. – Heinrich Stahl, Hand und Haußbuch für die Pfarrherren und Haußväter Esthnischen Fürstenthumbs, Ander Theil, Darinnen das Gesangbuch […] in Teutscher und Esthnischer Sprache […], Revall 1637, S. 233-236.

Literatur: Gunnar Danell, Artikel Broocman, in: Svenskt biografiskt lexikon, Stockholm 1927, Bd. 7, S. 414-415. – Ders., Artikel Reinerus Reineri Broocman, in: Svenskt biografiskt lexikon, Stockholm 1927, Bd. 7, S. 415-420 – Marissa Raekson, Artikel Reiner Brockmann, in: Hrsg. Arno Rafael Cederberg, Esti biograafiline Leksikon, Tartu 1926-1929, S. 56-57. – Torsten Dahl, Artikel Broocman, in: Svenska män och kvinnor. Bibliografisk uppslagsbok. Stockholm 1949, Bd. 1 (A-B), S. 479-480. – Hugo Richard Paucker, Ehstlands Geistlichkeit in geordneter Zeit- und Reihenfolge, Reval 1849, S. 181-183. – Karl Edward Napiersky, Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland, Mitau 1850, Bd. 1, S. 30-31. – Hrsg. Walther Neumann, Die große Stadtschule in Rostock […], Rostock 1930, S. 115. – Willgeroth S. 241 f. – Martin

Universitäts Bibliothek Rostock https://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1890621471/phys_0030

Opitz, Buch von der deutschen Poeterey (1624), hrsg. von Cornelius Sommer, Stuttgart 1991. – Endel Annus, Om Bibeln på estniska – utgivning och spridning, in: Hrsgg. Endel Annus/Esko Häkli, Den estniska boken genom seklarna. Bokhistoriska uppsatser, Helsinki 1995, S. 65-86. – Kyra Robert, Boktryckarna i Tallinn på 1600-talet, in: Hrsgg. Endel Annus/Esko Häkli, Den estniska boken genom seklarna. Bokhistoriska uppsatser, Helsinki 1995, S. 31-52. – Bo Andersson, German Poetry in Seventeenth Century Sweden, in: Hrsgg. Bo Andersson/Richard E. Schade, Cultura Baltica. Literary Culture around the Baltic 1600-1700, Uppsala 1996, S. 61-70. – Marju Lepajõe, Reiner Brockmanni ladina-, kreeka- ja saksakeelset luulest, in: Endel Priidel, Reiner Brockmann Teosed/Reineri Brocmanni Opera/Reiner Brockmann's [sic!] Werke, Tartu 2000, S. 41-48. – Kaja Telschow, Curriculum vitae, in: ebd. S. 33-40. – Aino Valmet, Reiner Brockmanni eestikeelsete juhulaulude keeletarvitus, in: ebd. S. 49-53. – Klaus Garber, Das Erbe Opitzens im hohen Norden. Paul Flemings Revaler Pastoralgedicht, in: Hrsgg. Klaus Garber/Martin Klöker, Kulturgeschichte der baltischen Länder in der Frühen Neuzeit – Mit einem Ausblick in die Moderne, Tübingen 2003, S. 303-318. – Martin Klöker, Paul Fleming anonym in Riga. Der bislang unbekannte Erstdruck von Oden IV, 31, in: ebd., S. 283-302. – Marju Lepajõe, Reiner Brockmann und die Anfänge der estnischen Kunstpoesie, in: ebd., S. 319-336.

Porträt: unbekannt.

Otfried Czaika

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0031

DESSIN / DYSSIJN, Vicko / Vicke / Vicco / Vycko / Fikke, geb. um 1442/43 in oder bei Güstrow, gest. 1495 in der Kartause Mariefred (Schweden); – Weltgeistlicher, Kartäuser.

Eltern: Die Dessin entstammen einer kirchlich engagierten mecklenburgischen Ritterfamilie, die sich seit 1242 nach dem neuen Stammsitz (Gr. Tessin) von Tessin, Dössin oder Dessin nannte. Ein naher Verwandter, möglicherweise Vickes Vater, könnte der Curdt Dessin gewesen sein, der 1448 für die Pfarrkirche Güstrow stiftete; Mutter unbekannt.

Vicko Dessin wurde im April 1458 an der Universität Greifswald als Vicko Dessin de Gustrow immatrikuliert und erwarb hier 1460 den akademischen Grad eines Baccalaureus artium. Am 9.10.1466 wird er in Rostock als „unse Secretarius" der Herzöge Albrecht und Johann von Mecklenburg bezeichnet.

Am 5.4.1470 erteilte Vicko Dessin in Güstrow als Rektor der S. Georgen-Kapelle vor Güstrow (Bistum Schwerin) seine Zustimmung zur Errichtung eines Altares in parte australi nach dem Testament des Güstrowers Johannes Hagemeister.

Am 12.4.1475 wird er, diesmal als Canonicus Gustrowiensis, an der Universität Rostock im Rektorat Johann Bremermanns, eines Wohltäters der Kartause Marienehe vor Rostock, immatrikuliert. Inzwischen war einer seiner jungen Herren, Herzog Johann († 1474) auf der Wallfahrt an der Pest verstorben, möglicherweise in seiner Gegenwart. Die folgende emotionale Erschütterung hierüber könnte seinen künftigen Lebensweg geprägt haben, was allerdings mangels weiterer Quellen nicht zu belegen ist.

Vicko Dessin ist zu einem uns unbekannten Zeitpunkt in den Kartäuserorden eingetreten.

1477 schrieb er in Eile einen Brief aus der Kartause Ahrensbök bei Lübeck an Herzog Magnus von Mecklenburg (→ S. 162). Dieser Brief hat bis zum Ende des 20. Jahrhunderts die Kirchenhistoriker bewegt. Er ist eine kurzfristige Antwort auf eine Anfrage des Herzogs in Gewissensnot. Der junge Herrscher stand zudem vor einer kirchenrechtlich bedenklichen Ehewahl. Der Brief wurde geschrieben nach dem Tod Herzog Heinrichs IV. (9.3.1477) oder kurz danach, da Vicko Dessin schon am 6.3.1477 nicht mehr Rektor der St. Georgen-Kapelle vor Güstrow war.

Die Situation des Schreibers ist nur angedeutet: er ist dem Adressaten in gewisser Weise noch verpflichtet, befindet sich aber schon auf dem Wege zu einer neuen Unabhängigkeit von der Welt – als Mönch. Er müßte somit also Postulat der Kartause, aber noch nicht Novize (Frater) gewesen sein.

Vicko Dessin redete dem Herzog Magnus mit offenen Worten ernstlich ins Gewissen, einen rechten christlichen Lebenswandel zu führen. Dazu gehöre auch, als Regent die geistlichen Freiheiten zu erhalten, Klöster zu reformieren, andere Religiosen gar zu beschirmen. Sehr konkret geht es bei den im Brief erwähnten Schutzbedürftigen um die Brüder vom gemeinsamen Leben in Rostock, die bei der Stadtgeistlichkeit anfangs erheblichen Widerstand fanden und Unterstützung benötigten.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0032

Diese offenen Worte eines Geistlichen gegenüber einem angesehenen mecklenburgischen Regenten haben in der mecklenburgischen Historiographie ein vielfaches Echo gefunden, so bei Ernst Boll (1855), Adolph Pentz (1872), Bernhard Lesker (1880), Karl Schmaltz (1935) (→ Bd. 3, S. 226-229). Sie wurden von Georg Christan Friedrich Lisch (1851) (→ Bd. 3, S. 149-160) sogar als „Zeichen der Reformation" vor Luther angesehen.

Doch legte Vicko Dessin nur gleich anderen Kartäusern seiner Zeit aus Liebe zur Kirche den Finger auf die schmerzhaften Wunden unwürdigen kirchlichen Lebens – und das ohne Ansehen der Person. Zudem sind in dem Brief Anklänge an den literarischen Stil eines Fürstenspiegels mit Ermahnungen an den Herrscher zu erkennen.

Der engagierte Brief hat jedoch den guten Beziehungen zum Landesherrn nicht geschadet. Herzog Magnus stellte 1483 auf Wunsch des Priors der Kartause Marienehe, Vicko Dessin, einen Konfirmationsbrief über Einnahmen aus Kröpelin sowie einen Schutzbrief für die Leute und Güter der Kartause Marienehe aus. Im Jahre 1493 wurden der Herzog und seine Familie als besondere Förderer des Kartäuserordens der guten Werke des Gesamtordens teilhaftig erklärt.

Über die Rolle des Vicko Dessin in seinem Profeßkloster Ahrensbök (seit 1477) sind wir nur unzureichend informiert. In den Jahren 1481(7.11.)-1483 wurde er vom Orden als Prior in die benachbarte Kartause Marienehe bei Rostock versetzt. Hier hinterließ er mehrfach urkundliche Spuren, zuletzt am 30.11.1483.

Zu den besonderen Verdiensten dieser Periode dürfen wir die Anlegung der Marieneher Urkunden-Kopialbücher A und B im Jahre 1482 zählen, wie dies einem einleitenden Eintrag im Kopiale B zu entnehmen ist. Die beiden Kopiale fassen ältere Vorlagen von Urkundenabschriften nach Orten gegliedert zusammen. Durch die zusätzlichen notariellen Beglaubigungen besaßen sie volle Rechtskraft.

Nach dem Rostocker Priorat kehrte Vicko Dessin in sein Profeßkloster Ahrensbök zurück und ist dort 1487 als Zeuge in einer Urkunde genannt.

Wenig später nahm ihn sein Orden nochmals in die Pflicht. Vicko Dessin wurde für den organisatorischen Aufbau der Kartause Mariefred bei Gripsholm/Schweden in den kritischen Anfangsjahren 1491/93 eingesetzt. Der zuständige Visitator der Ordensprovinz Saxoniae und Rostocker Prior, Thimotheus II. Overdijk (gest. 1505), hatte hierzu 1491 ein Gründungsteam entsandt. Er übertrug Vicko Dessin diese Aufgabe als Rektor zusammen mit dem Rostocker Profeß-Mönch Johannes Sanderi und den Conversen Arend und Kersten. Sie sollten nach geeigneten Plätzen suchen und die ersten juristischen Schritte für eine Klostergründung einleiten. Andere Gründungsversuche des Ordens seit 1484/85 durch die Kartause Marienparadies bei Danzig (jetzt Kartuzy) waren bislang gescheitert. Vicko Dessin konnte die organisatorischen Absprachen mit der Stifterfamilie des Sten Sture am 7.12.1493 in der Gründungsurkunde durch den Schwedischen Reichsrat rechtskräftig fixieren lassen. Er übernahm nach dieser ersten wichtigen Phase der Klostergründung das Amt des Prokurators, trat also wieder in das zweite Glied des Gründungskonvents zurück.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0033

Die beiden besonderen Beförderer der Kartausenstiftung, der Erzbischof Jakob Ulfsson von Uppsala und Bischof Cord Rogge von Strängnäs, waren beide ehemalige Rostocker Studenten.

Hier in dieser jungen Kartause vollendete sich auch sein Leben im Jahr 1495. In den Chartae vom Februar 1496 mit den Todesanzeigen der letzten 12 Monate aus dem Orden wird sein Name korrumpiert wiedergegeben als „D.(omnus)[!] victra dossinus (=Vicco Dessin) ibidem domus nov.(ae) plantat.(ionis) in Regno Suece ibidem procurator Professus Lubicensis quondam Prior Rostock".

Das Leben des Vicko Dessin verlief nur für uns Heutige ungewöhnlich: Ein junger Mann aus einer religiös engagierten Ritterfamilie ergriff nach einer Universitätsausbildung einen geistlichen Beruf, war durch eine familiäre Altarstiftung materiell gesichert, diente den etwa gleichaltrigen jungen Herzögen als Sekretär und Berater, suchte – nach dem plötzlichen Todesfall eines seiner jungen Herren emotional erschüttert – nach einem neuen Lebensziel und fand es im hochgeachteten Kartäuserorden. Diesem stellte er sich voll zur Verfügung und wurde als Prior und Gründungsrektor eingesetzt. Der einzig überlieferte Brief ist ein tiefreligiöses Lebenszeugnis und kündigt von einer konsequenten Lebenshaltung für einen strengen Orden, von dem es heißt: „Cartusia numquam reformata, quia numquam deformata" (die Kartause brauchte nicht reformiert werden, weil sie niemals deformiert war).

Quellen: Gedruckt: Dieterich Schröder, Mecklenburgische Kirchen-Historie des Papistischen Mecklenburg II, Wismar 1741, S. 2450. – Hofmeister, Matrikel I, Rostock 1889, 190b. – Aeltere Universitäts-Matrikeln, II – Universität Greifswald, ed. E. Friedländer, Leipzig 1893/94, I 13, S. 18. – Schleswig-Holsteinsche Regesten und Urkunden Bd. 10, Kloster Ahrensbök 1328-1565, bearb. von Wolfgang Prange, Neumünster 1989, S. 185 (Nr. 388). – Schreiben des Karthäusers(?) Vicke Dessin an den Herzog Magnus von Meklenburg (1477), in: JBMGA 16, 1851, S. 6-8. – Ungedruckt: Archiv der Grande Chartreuse, L-Cart-34, Cartae capitulae generalis 1249-1526 a D. Joseph Capus. – LHAS, Regesten-Sammlung 1401-1500, 1470 April 5; 1477, März 6; 1448 (vor Sept. 29). – Stadtarchiv Rostock, Urkunden Marienehe.

Literatur: Georg Christian Friedrich Lisch, Ein Zeichen der Reform vor Luther in Meklenburg, in: JBVMGA 16, 1851, S. 3-8. – Friedrich Wigger, Stammtafeln des Großherzoglichen Hauses von Meklenburg, in: ebd. 50, 1885, S. 194-201. – Ernst Boll, Geschichte Meklenburgs I, Neubrandenburg 1855, S. 202. – Adolph Pentz, Geschichte Meklenburgs I, Wismar, Rostock, Ludwigslust 1872, S. 93. – Bernhard Lesker, Aus Meklenburgs Vergangenheit, Regensburg 1880, S. 29 f. – Heinrich Schnell, Heinrich V., der Friedfertige, Halle 1902, S. 9 f. – Johannes Weißbach, Staat und Kirche in Mecklenburg in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation, in: JBVMGA 75, 1910, S. 115. – Karl Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs I, Schwerin 1935, S. 258, 281. – Isaak Collijn, Kartusianerklostret Mariafred vid Gripsholm och dess Bibliotek, in: Nordisk Tridskrift för Bok- och Biblioteksväsen, Uppsala XXII, 1935, S. 158. – Elisabeth Schnitzler, Das geistige und religiöse Leben Rostocks am Ausgang des Mittelalters, Berlin 1940, S. 58 f., 102f., 108. – Magnus Collmar, Mariefreds Kartusianerkloster, in: Strangnäs Stifts herdaminne I, 1977, S. 620. – Gerhard Schlegel, Die vergessene Kartause Marienehe bei Rostock (1396-1552), in: Analecta Cartusiana 116:4, Salzburg 1989, S. 119-151. – Ders., Universität und Kartause – ehemalige Studenten und Professoren in norddeutschen Kartausen, in: Akten des II. Internationalen Kongresses für Kartäuserforschung in der Kartause Ittingen 1993, Ittingen 1995, S. 79. – Ders., Schriften aus der Kartause Marienehe bei Rostock

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0034

und ihrem Umfeld, in: Analecta Cartusiana 130:4, Salzburg 1995, S. 92 f. – Ders., Kopisten und Schriftsteller, Buchdrucker und Buchstifter der Kartause Marienehe, in: Bücher, Bibliotheken und Schriftkultur der Kartäuser. Festgabe zum 65. Geburtstag von Edward Potkowski, hrsg. von Sönke Lorenz, Stuttgart 2002, S. 121 f.

Porträt: unbekannt

Gerhard Schlegel

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0035

DIEHN-BITT, Käthe (Kate), geb.12.2.1900 Berlin-Schöneberg, gest. 23.10.1978 Rostock, beigesetzt Bad Doberan; ev. – Malerin, Zeichnerin.

Eltern: Fritz Bitt, geb.13.4.1865 Landshut/Schlesien, gest. 27.6.1918 Halle/Saale, Apotheker; Elsa geb. Rudloff, geb. 19.5.1873 Berlin, gest. 3.2.1947 Rostock.

Ehemann: Peter Paul Diehn, geb. 28.5.1890 Rostock, gest. 22.2.1970 Rostock, Zahnarzt.

Kinder: Jörnjakob, geb. 14.6.1920 Rostock, Dr. med., Augenarzt.

Käthe Bitt verlebte ihre Kindheit in Bad Doberan, zunächst auf dem „Waldhof", einem vom Großvater Reinhold Rudloff, ehemaligem Berliner Stadtrat und Zeitungsverleger, gekauften feudalen Anwesen. Dorthin war die Mutter Elsa mit den beiden Töchtern Annemarie und Käthe nach ihrer 1901 vollzogenen Scheidung gezogen und verheiratete sich in zweiter Ehe 1906 mit dem Chemiker und Apotheker Dr. Leo Glaser, dem leitenden Angestellten und späteren Inhaber der vom Großvater gegründeten Fabrik für kosmetisch-pharmazeutische Produkte und Spirituosen.

Käthe wuchs in einer großbürgerlichen Atmosphäre auf, in der musische Beschäftigungen zur standesgemäßen Reputation gehörten. Die höhere Töchterschule absolvierte sie von 1907-1914 lustlos und mit mäßigem Erfolg. Sie war ein eigenwilliges, verwöhntes Kind, das jede Art von Zwang haßte – Eigenheiten, die ihren Charakter dauerhaft zum Exzentrischen hin prägten. Ihre Zuneigung galt den vielen Tieren, die von der Familie gehalten wurden. Sie waren die ersten Modelle kindlicher Bildnerei und gaben den Anstoß für den Zeichenunterricht, den sie ab 1914 bei dem Maler und Grafiker Rudolf Sieger (1867-1925), einem Schüler und Freund von Lovis Corinth (1858-1925), erhielt. Sie mußte sehr viel Porträt, das Selbst im Spiegel, zeichnen, was wohl zur lebenslangen Vorliebe für diese Gattung beitrug. Nach der Übersiedlung nach Rostock 1916 in die Obhut der Großmutter trat neben den loser werdenden Kontakt zu Sieger der Zeichenunterricht an der Rostocker Gewerbeschule. Das fortdauernde Interesse war zu der Zeit wohl kaum mit der Absicht verknüpft, den Künstlerberuf zu ergreifen.

1917 lernte sie den Zahnarzt Peter Paul Diehn kennen, den sie nach einer heimlichen Verlobung 1918 im darauffolgenden Jahr heiratete. Die Ehe und die Geburt des einzigen Kindes 1920 band sie zunächst an Repräsentations- und Mutterpflichten. Die nach Siegers Tod 1925 gefaßten Pläne für eine professionelle Ausbildung konnte Kate Diehn-Bitt erst 1929 durchsetzen, als sie ein bis Anfang 1932 dauerndes Studium an der Dresdener Privatakademie von Prof. Ernst Oskar Simonson-Castelli aufnahm. Woldemar Winkler (geb.1902), dessen Arbeiten damals zu einer Art metaphysischen Realismus neigten, war ihr ein exzellenter Lehrer. In seiner Methode folgte er seinem Lehrer Carl Rade (1878-1954), der an der Dresdener Kunstgewerbeakademie so etwas war wie Johannes Itten am Bauhaus. So entstand rasch ein reiches, überwiegend zeichnerisches Werk von antiakademischem Gestus, expressiv, bald phantastisch-skurril, bald von eher kühler Präzision.

Ihre frühe Malerei begann mit methodischen Bildern im Sinne des Dresdner Spätimpressionismus, gewann aber rasch die gleiche Freiheit wie ihre Zeichnungen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0036

und reflektiert verschiedene moderne Strömungen der Dresdener Malerei der 20er Jahre. Zusätzlicher kurzzeitiger Malunterricht bei dem Kokoschkaschüler Willy Kriegel(1901-1966) bereicherte vor allem ihre maltechnischen Möglichkeiten.

1931 richtete sich Kate Diehn-Bitt ein Atelier in Rostock ein und debütierte mit einer kleinen privaten Ausstellung. Mit der Rückkehr nach Rostock wurde das phantastische Element ihrer Kunst zurückgedrängt, teilweise aufgehoben in einer betont objektiven Malerei (vor allem Bildnisse), die eine Spielart der sogenannten Neuen Sachlichkeit mit ihrem Dresdener Exponenten Otto Dix (1891-1969) darstellt.

Die Beteiligung als Gast an der Jahresausstellung der Vereinigung Rostocker Künstler April/Mai 1933 brachte die ersten Ablehnungen ihrer Kunst im nazifreundlichen Teil der Tagespresse. Anfang 1934 wurden eine Ausstellungsbeteiligung durch den nationalsozialistischen „Kampfbund für deutsche Kultur" verhindert und Arbeiten von ihr als artfremd bezeichnet. Mitte 1935 war noch eine Ausstellung in der renommierten Berliner Galerie Fritz Gurlitt – gemeinsam mit der befreundeten Bildhauerin Hertha von Guttenberg (1896-1990) und von dieser initiiert – möglich. Neben überwiegend positiven Rezensionen (im Falle des „Rostocker Anzeiger" geschrieben mit unlauterer politisch werbender Absicht) steht die Diskriminierung als „Schilderin entarteten Menschentums", aus dem „weder Führer noch Gefolgschaft reden". Vor allem aber ihre Nichtmitgliedschaft in der Reichskulturkammer bedeutete Ausstellungs- und Arbeitsverbot. Heimlich und in Angst arbeitete sie dennoch weiter.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0037

Diese Situation des Auf-sich-Verwiesenseins drückte sich um 1936 in einer Reihe herausragender melancholischer Figuren- und Landschaftsbilder aus. Um 1937/38 verweigerte man ihr unter Hinweis auf ihren jüdischen Stiefvater den Verkauf von Malmaterial und sie mußte sich mit Zugestecktem und selbst angeriebenen Farben behelfen, was z.T. auf die Qualität der Bilder durchschlug. Sie bemalte von da an häufiger auch Bildrückseiten. Die Kriegsjahre reflektierten Darstellungen von Flüchtlingen und der Zerstörung Rostocks (u.a. Selbstbildnis *Brandnacht*, 1942) von einem eigenartigen, z.T. unterschwellig expressiven Gestus.

Nach dem Ende von Krieg und Hitlerreich wurde die Künstlerin zur Mitbegründerin der Wirkungsgruppe Rostock des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und gewählten Vorsitzenden der Sektion bildende Kunst und 1946 der Sparte bildende Kunst in der Gewerkschaft Kunst und Schrifttum des FDGB. Sie stellte auf der 1. und 2. Allgemeinen Deutschen Kunstausstellung in Dresden 1946 und 1949 aus und erhielt 1948 im Landesmuseum Schwerin eine erste eigene Werkschau.

Für ihre Kunst wurde zunächst die Erfahrung eigener Todesnähe durch eine schwere Typhuserkrankung im Sommer 1945 und die wachsende Kenntnis der KZ-Greuel (der fast alle Angehörigen ihres jüdischen Stiefvaters zum Opfer gefallen waren) von Bedeutung. Im Umkreis reflektieren zumeist nur spärlich aquarellierte karge Umrißzeichnungen existentielle Probleme der Zeit, die vom Alltäglichen bis zum symbolartigen Deutungsmuster reichen. Daneben entstanden bis ins Genrehafte reichende Darstellungen neuer Hoffnung (*Singende Mädchen*, 1946), deren fast naiver Schlichtheit mit wachsenden Jahren die Anerkennung mehr und mehr versagt blieb.

Das führte Ende 1950 zum Rückzug der Künstlerin aus allen Funktionen. 1951 kam die erste Hinwendung zu biblischen Stoffen, deren Behandlung 1955 in großen Collageversuchen (u.a. *Judith und Holofernes*) und einer Reihe durch Thomas Manns „Joseph und seine Brüder" inspirierter Gemälde (1956) kulminierte. Ab 1953 entstanden Pastelle, die aber eine Ausnahmestellung im Werk haben.

Gesundheitliche Probleme verboten Kate Diehn-Bitt schließlich die Arbeit an der Staffelei. Das Medium der folgenden anderthalb Lebensjahrzehnte wurden farbige Aquarellstiftzeichnungen. Von anfänglicher Minutiosität gelangte die Malerin darin bald zu immer freierer Ausdrucksfähigkeit, bestimmt durch expressiven Duktus und entsprechende Farbigkeit. Zunächst gab es sehr viele genrehafte Alltagsszenen, gelegentlich mit ausgeprägt autobiografischen Reminiszenzen (Folge *Tagebuch*, 1957, verschollen), daneben ein anhaltendes Interesse an der Darstellung biblischer, besonders alttestamentlicher Stoffe. In den 60er Jahren bekam die Landschaft wachsende Bedeutung für ihr Schaffen und entwickelte sich immer mehr zum atmosphärisch Stimmungshaften.

Nach dem Tode ihres Mannes, der ihr ein Leben lang in Toleranz und Güte zur Seite gestanden war, geriet Kate Diehn-Bitt in eine schwere Depression, die durch längeren Alkoholmißbrauch verstärkt wurde. Dies führte zu einem Stilwandel, der

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0038

sich am ehesten als Primitivisierung bezeichnen läßt. Bis zum Lebensende folgten mehrere Klinikaufenthalte. In dieser Zeit entstanden vorwiegend kleine Collagen aus starkfarbigen Buntpapieren, die eine phantastisch anmutende Welt voller Schrecken und Schönheit mit deutlichen autobiografischen Rückbezügen bis in die Kindheit ausbreiten.

1968 war das Gesamtwerk von Kate Diehn-Bitt wiederentdeckt und zunächst in kleiner Auswahl gezeigt worden. 1970 folgte die erste große Personalausstellung in der Kunsthalle Rostock. Es gab erste bemerkenswerte Erwerbungen durch Privatsammler. Nach dem Tode der Malerin vermehrten sich die Ankäufe durch Museen und Private aus dem Nachlaß über den staatlichen Kunsthandel der DDR. 2002 fand eine umfassende Retrospektive in der Kunsthalle Rostock statt

Quellen: Nachlaß, Privatbesitz Rostock. – Akademie der Künste Berlin, Stiftung Archiv. – Stadtarchiv Rostock.

Werke: Umfänglichere Werkverzeichnisse in: Ausstellungs-Katalog Kate Diehn-Bitt, Gemälde und Zeichnungen aus einer Berliner Privatsammlung, Staatliches Museum Schwerin 1981. – Ausstellungs-Katalog Kate Diehn-Bitt 1900-1978, Zeichnungen, Aquarelle, Collagen, Galerie am Boulevard Rostock 1990. – Peter Palme, Kate Diehn-Bitt – Leben und Werk 1900-1978, Berlin 2002 (mit 170 Werkabbildungen).

Hauptwerke (Malerei): Berlin, Nationalgalerie: Paulinchen in Ahrenshoop, 1934; Lisbeth mit Kopftuch, 1935. – Berlin, Privatsammlung: Selbstbildnis auf rotem Stuhl, 1933; Bildnis Annemarie, um 1935; Annemarie als liegender Akt, um 1935; Mutter mit Kind, um 1936; Die Witwe, um 1936; Hochzeitspaar, um 1936. – Halle/Saale, Staatliche Galerie Moritzburg: Selbstbildnis mit Totenschädel („Genesen, zu neuem Leben erwacht"), 1945. – Kneese, Privatbesitz: Bildnis Friedrich Schult, 1935. – Rostock, Kunsthalle: Selbstbildnis in schwarzer Unterwäsche, 1932; Selbstbildnis mit Sohn, um 1933; Frau mit Schürze, um 1935; Selbstbildnis als Malerin, 1935; Mädchen mit Katze, um 1936/37; Schwangeres Mädchen, 1940; Selbstbildnis an der Staffelei, 1952. – Rostock, Privatbesitz (Nachlaß): Landschaft mit kahlem Baum, um 1936, Rostock; Rostock, Privatbesitz: Zirkusdirektor, 1933. – Schwerin, Staatliches Museum: Jüdische Frau (KZ), 1946; Mädchen (KZ), um 1946; Selbstbildnis mit Enkel, 1947.

Literatur: umfängliches Verzeichnis bei: Peter Palme, Kate Diehn-Bitt, Leben und Werk, 1900-1978, Berlin 2002, S.188-189. – (Auswahl): Manfred Pahl-Rugenstein, Der Anruf an das Menschliche, in: Heute und Morgen, Literarische Monatsschrift, Schwerin Jg. 2, 1948, H. 1, S. 8-13.– Ausstellungs-Katalog Kate Diehn-Bitt: Malerei-Grafik, Kunsthalle Rostock, Mai 1970 (Einführungstext von Joachim Jastram, S. 9-16). – Ingrid Möller, Kate Diehn-Bitt, Dresden 1987. – Ursula Feist, Künstlerinnen in der DDR – Die Generation der Anfänge, in: Hrsgg. Günter Feist/Eckhart Gillen/Beatrice Vierneisel, Kunstdokumentation SBZ/DDR 1945-1990. Aufsätze, Berichte, Materialien, Köln 1996, S. 358-385. – Ingrid von der Dollen, Malerinnen im 20. Jahrhundert. Bildkunst der „verschollenen Generation", München 2000.

Porträt: Foto (um 1946)*, Familienbesitz (dort auch zahlreiche Fotos aus allen Lebensaltern. Die Vielzahl der Selbstbildnisse von Anfang der 20er bis Ende der 70er Jahre ist noch nicht in der Gesamtheit erfaßt.)

Peter Palme

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0039

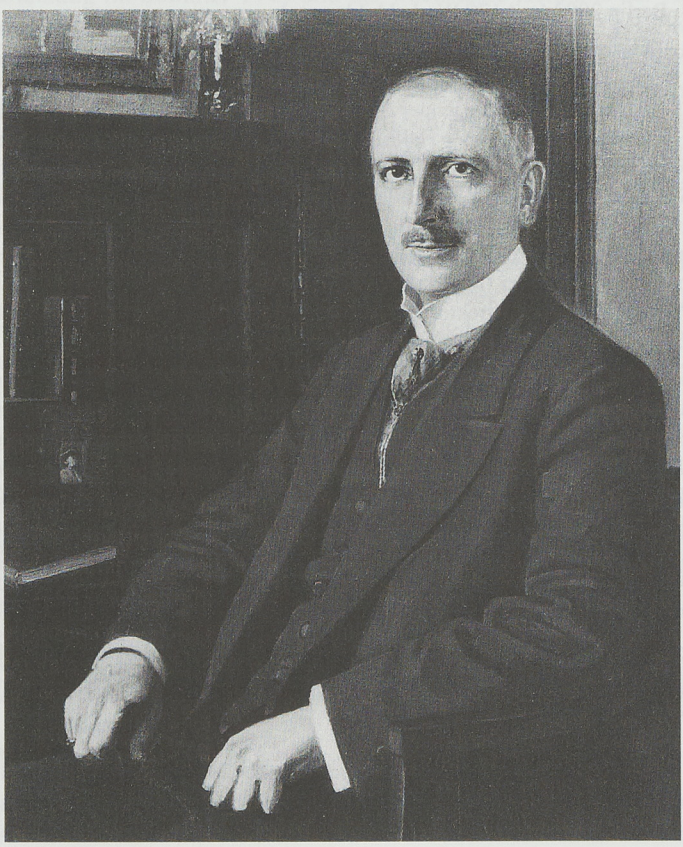
EHMIG, Paul, geb. 30.8.1874 Reudnitz bei Leipzig, gest. 12.8.1938 Schwerin; ev. – Architekt, Regierungsbaumeister.

Eltern: Ehmig, Max Adalbert, geb. 30.5.1851 Leipzig, gest. 21.9.1909 Leipzig, ev., Steinmetzobermeister, Stadtrat; Margarete Albertine, geb. Fränkel, geb. 10.9.1852 Berlin, gest. 3.5.1910 Schwerin, jüdisch, ev., Tochter des Ausländers und Schutzverwandten Dr. phil. Albert Fränkel (1822-1902); verh. 15.11.1873 Leipzig.

Ehefrau: Margarete Helene Andrae, geb. 20.5.1881 Annaberg, gest. 6.7.1965 Hamburg, Tochter des Geheimen Oberbaurates Carl Hermann Andrae; verh. 3.8.1903 Dresden.

Kinder: ein Sohn, 3 Töchter.

Paul Ehmig war der Sohn eines Geschäftsmannes, der bereits in der dritten Generation ein gutgehendes Marmor-, Granit- und Sandsteingeschäft führte. Bis Ostern 1894 besuchte Ehmig das Realgymnasium in Leipzig. Zum Ende der Schulzeit war das Vater-Sohn-Verhältnis hinsichtlich der Berufswahl von Spannungen belastet worden. Der Familientradition folgend sollte der Sohn einmal das Unternehmen weiterführen. Im Ausgleich mit den väterlichen Absichten entschloß sich Paul zum Fachstudium



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0040

Hochbau. Vom 16.4.1894 studierte er zunächst an der Königlich Sächsischen Technischen Hochschule zu Dresden und dann vom 15.10.1894 bis zum 6.8.1898 an der Königlich Bayerischen Technischen Hochschule zu München. Schon als junger Student weckten Fragen der neuen Siedlungswissenschaft und Städtebaukunst, die damals noch an keiner Hochschule gelehrt wurden, sein Interesse. Als Ehmig sich nach erfolgreichem Abschluß des Studiums gegen den väterlichen Willen für eine Beamtenlaufbahn entschied und sich um den Eintritt in den höheren technischen Staatsdienst des Königreichs Sachsen im Baufach bewarb, führte dieser Schritt für Jahre zum Bruch mit dem Vater.

Am 14.9.1898 trat Ehmig seinen Vorbereitungsdienst als Regierungsbauführer im Landbauamt Dresden I an. Im Juli 1902 bestand er vor dem Königlich Sächsischen Technischen Oberprüfungsamt in Dresden die zweite Hauptprüfung im Hochbaufach. Nach der Ernennung zum Regierungsbaumeister bei der staatlichen Hochbauverwaltung am 1.8.1902 wirkte Ehmig weiterhin in seinem Heimatland Sachsen: bis zum 15.2.1904 im Hochbautechnischen Büro des Königlich Sächsischen Finanzministeriums in Dresden, anschließend in der Bauleitung der Dresdner Justizneubauten am Münchner Platz beim Neubau des Landgerichtsgebäudes. Mit Wirkung vom 1.10.1904 erfolgte seine Versetzung zum Landbauamt Zwickau.

Da Ehmig diese Stelle in der nüchternen Industriestadt Zwickau wenig behagte, folgte er bereits Mitte Januar 1905 einem Ruf der Seestadt Rostock. Als Stadtbaumeister für die ländlichen Bauten, und damit als technischer Beamter, stand er einem neu errichteten, der Kämmerei der Stadt unterstellten Landbaubüro vor. In völlig selbständiger Stellung hatte er vorwiegend für die ländlichen Besitzungen der Seestadt die Unterlagen für Neubauten zu entwerfen, diese Bauten zu überwachen und abzunehmen, auch für die gehörige Instandhaltung vorhandener Gebäude zu sorgen. Seine baukünstlerischen Fähigkeiten konnte Ehmig bei Sonder-Aufträgen des Landbaubüros bald unter Beweis stellen: bei der Erarbeitung der Entwurfsstudie eines Bebauungsplanes für Warnemünde-Diedrichshagen, bei der künstlerischen Leitung des Neubaus der Rostocker Hauptfeuerwache und bei der künstlerischen Oberbauleitung für die neuen Friedhofsbauten in Rostock-Damerow. Einiges Aufsehen erregten seine ländlichen Arbeiterwohnbauten im Rostocker Stadt- und Landgebiet. Mit den verputzten Ziegeldachkaten knüpfte er an die in einigen mecklenburgischen Städten nachweisbare Putzbautradition des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts an und versah sie mit neuen Ausdrucksformen.

Am 18.4.1907 wählte die Rostocker Bürgervertretung Ehmig zum nichtrechtsgelehrten Senator der Stadt auf Lebenszeit. Nach Erlangung der mecklenburgischen Staatsbürgerschaft leitete er fortan als Präses des Stadtbauamtes das gesamte städtische Hoch- und Ingenieurbauwesen. In seiner neuen Funktion wirkte Ehmig maßgeblich an der Ausarbeitung von Entwürfen baupolizeilicher Vorschriften mit. Seine Handschrift prägt insbesondere die „Ratsverordnung zum Zwecke der Erhaltung der den Neuen Markt abschließenden Häuserfronten in ihrer für das Marktbild charakteristischen und schönen Gesamterscheinung vom 25.6.1908“, mit der städtebaulich-denkmalpflegerische Zielsetzungen Rechtskraft erhielten. Nach

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0041

seiner Wahl zum Senator durfte Ehmig endlich auch als Privatarchitekt wirken. In Rostock, Warnemünde, Schwaan und auf der Insel Hiddensee entstanden nach seinen Plänen mehrere Stadt- und Landhäuser. Hinzu kamen auch eine Reihe öffentlicher Bauten, wie das Erholungsheim „Alexandrahaus" in Warnemünde, die Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank-Filiale am Neuen Markt in Rostock und die Lungenheilstätte in den Göldenitzer Tannen bei Schwaan. Mit dem Bankneubau, der sich harmonisch in das Bild des historisch gewachsenen Marktes einfügte, vollbrachte Ehmig eine bedeutende städtebaulich-denkmalpflegerische Leistung. In seiner Rostocker Wohnung fand er dennoch Zeit für fachwissenschaftliche Studien. So setzte er die bereits in Dresden begonnenen Manuskriptarbeiten zum Buch *Das deutsche Haus* fort, auch begann er eine rege Vortragstätigkeit.

Dem wohl nie völlig zufriedenen Ehmig bot sich bereits im Sommer 1908 die Chance, weiter Karriere zu machen und sein Wissen und Können künftig dem Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin zugute kommen zu lassen. Als zur Bauausführung des Neubaus des Geheimen und Hauptarchivs zu Schwerin ein auswärtiger erfahrener Techniker herangezogen werden sollte, fiel die Wahl auf Ehmig. Zum 1.10.1908 erfolgte seine Berufung zum Baudirektor in der Verwaltung der Staatsbauten beim Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Ministerium der Finanzen. Die für den Archivneubau voraufgegangenen Vorarbeiten ließen Ehmig für eine eigenständige Gestaltung der Aufgabe zunächst wenig Raum. Erst nachdem ihm anheim gestellt worden war, eine selbständige Lösung auszuarbeiten, unterbreitete er Ende Januar 1909 einen Entwurf, der erstmals den Archivbau im modernen Gewand zeigt. Das nach seinen Plänen entstandene und am 23.10.1911 offiziell eröffnete monumentale Bauwerk kam nicht nur den erhöhten Funktionsanforderungen entgegen, sondern bereicherte auch mit dem im Reformstil der Jahrhundertwende unter Verwendung von Jugendstilornamentik errichteten Baukörper das Schweriner Stadtbild um ein schönes Zeugnis der Baukunst. Seit der Ernennung zum Ministerialbaurat und vortragenden Rat in Bausachen im Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Ministerium der Finanzen am 1.7.1911 fungierte Ehmig auch als Chef der dem Finanzministerium unterstellten Verwaltung der Staatsbauten. In seiner leitenden Stellung ging es ihm darum, bei der Lösung neuer Bauaufgaben anstelle der bislang vorherrschenden historisierenden Bauformen Wege zu neuer Sachlichkeit zu beschreiten und somit auch im Staatsbauwesen die neuen Grundsätze der Baukunst zum Tragen zu bringen. Ehmigs Amt und allen baukünstlerischen Fragen brachte Friedrich Franz IV., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin (1882-1945), große Anteilnahme entgegen. Weniger Erfolg hatten derzeit allerdings seine Bestrebungen zu einer Neuorganisation des Hochbauwesens des Landes.

Nebenamtlich war Paul Ehmig seit 1911 als Mitglied, in den 20er Jahren sogar als stellvertretender Vorsitzender der Kommission zur Erhaltung der Denkmale in Mecklenburg-Schwerin tätig. Seit 1906 gehörte er dem Heimatbund Mecklenburg und seit November 1908 dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde an. Neben den alltäglichen Dienstgeschäften betätigte Ehmig sich weiterhin als Privatarchitekt. Dabei stand er vor der Aufgabe, die seinerzeit in Rostock begonnenen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0042

Vorhaben fortzuführen und abzuschließen, auch setzte er seine fachwissenschaftlichen Arbeiten und seine Vortragstätigkeit fort. Nach dem Erwerb eines Grundstücks im Schweriner Schloßgartengebiet schuf Ehmig dort 1911 für seine Familie das eigene Heim, das „Seehaus." Hier entstanden u. a. die Pläne für das auf seinem Nachbargrundstück gelegene Haus für den Maler Friedrich Wachenhusen (1859-1925). Hier setzte Ehmig die Manuskriptarbeiten zu seinem fachwissenschaftlichen Hauptwerk *Das deutsche Haus* fort, dessen erste Bände 1914 und 1916 erschienen. Seinem ersten monumentalen Staatsbau sollte mit dem Bau des Justizgebäudes in Schwerin bald der zweite folgen. Bei einem derartigen Bauwerk konnte Ehmig auf gewisse Erfahrungen zurückgreifen, die er vor Jahren in der Bauleitung der Dresdner Justizneubauten gesammelt hatte. Das auf der Grundlage seiner Pläne und Entwürfe ausgeführte Gebäude konnte allen kriegswirtschaftlichen Bedingungen zum Trotz nach zweieinhalbjähriger Bauzeit am 25.9.1916 dem Landgericht Schwerin und dem Amtsgericht Schwerin zur Nutzung übergeben werden. Es zeichnete sich durch eine straffe und geschlossene Haltung in der Fassadengliederung aus. Als charakteristisches Bauwerk für den Beginn des 20. Jahrhunderts fand es bald über die Landesgrenze hinaus breite Anerkennung. Beide Monumentalbauten, die als Ehmigs Hauptwerke anzusehen sind, setzten in Schwerin städtebauliche Akzente. Einige Monate nach der Übergabe des Justizgebäudes meldete sich Ehmig freiwillig zum Kriegseinsatz. 1917/18 betätigte er sich zunächst beim Bau der Flandern-I-Stellung, dann bei der Gestaltung von Kriegsgräberanlagen in Flandern.

Nach der Novemberrevolution unterbreitete Ehmig dem Staatsministerium anknüpfend an seine früheren Reformvorschläge Vorstellungen zur Neuorganisation des Staatsbauwesens im Freistaat Mecklenburg-Schwerin. Die von ihm bisher geleitete Verwaltung der Staatsbauten wurde zunächst zu einer Abteilung für Bauwesen umgebildet und dem Finanzministerium angeschlossen, wenig später als besonderes Ministerium, Abt. für Hochbauwesen, verselbständigt. In dem neuen Fachministerium war Ehmig mit Wirkung vom 1.10.1919 zum Ministerialdirektor ernannt worden. Als oberstem mecklenburgischen Baubeamten oblag ihm damit die Aufsicht über das gesamte staatliche und öffentliche Bauwesen des Freistaates. Das Fachministerium hatte allerdings nur vier Jahre Bestand, danach wurde es zum 1.10.1923 unter voller Wahrung seines Geschäftsbetriebes erneut als Hochbauabteilung in das Finanzministerium eingegliedert.

Einen Lichtblick in dieser Schaffensphase brachte Ehmig die unerwartete Anerkennung seiner bisherigen Studienergebnisse durch die ihm fremde Technische Hochschule Hannover, die ihm am 16. Dezember 1920 die Würde „Doktor Ingenieur Ehrenhalber" verlieh.

1922 konnte nach manchen Überarbeitungen endlich der dritte und letzte Band seines Hauptwerkes *Das Deutsche Haus* erscheinen. Als Mitte der zwanziger Jahre von der Hochbauabteilung der Wiederaufbau der 1913 durch Brand zerstörten Innenräume des Schweriner Schlosses planerisch in Angriff genommen wurde, war Ehmig als deren Chef mittelbar an der Einrichtung einer Außenbesprechungsstelle der Nordischen Rundfunk AG (NORAG) im einstigen Königssaal beteiligt. Bei

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0043

der Wiederherstellung des Haupttreppenhauses ergab sich für ihn, der jahrelang auf eine künstlerisch anregende Nebentätigkeit verzichtet hatte, nochmals die Chance zur eigenen baukünstlerischen Betätigung. Nach seinen Plänen entstand ein Neubau, eine moderne und sachliche, dennoch auf das historische Vorbild bezogene Sandsteinkonstruktion. Zudem fertigte er noch die Entwürfe für den weiteren Ausbau des Treppenhauses, den er jedoch nicht mehr beeinflussen konnte.

Aus gegebener dienstlicher Veranlassung ließ Ehmig sich zum 31.7.1928 in den einstweiligen Ruhestand versetzen. Im Privatleben wandte er sich, der 1927 als ordentliches Mitglied in die Freie Deutsche Akademie des Städtebaus berufen worden war, weiteren fachwissenschaftlichen Arbeiten zum Städtebau und Siedlungswesen zu. Schwerpunktmäßig widmete er sich aber schriftstellerischen Aufgaben, seinen so genannten *Memoiren*. Bis zum Herbst 1928 verfaßte er etwas *Selbstbiographisches*, danach setzte er bis 1933 die vor Jahren begonnene Sammlung *Gespräche mit Dir* fort, die autobiographische Züge beinhaltet. In den Folgejahren bis zu seinem Ableben arbeitete er an dem Manuskript Stirb und Werde. In Form von Briefen an einen Freund fixierte er die Bekenntnisse eines Wanderers zwischen zwei Welten für spätere Geschlechter. Aus seiner Feder stammen außerdem eine Sammlung Gedichte und das Mysterienspiel *Deutsches Morgenrot*.

Neben diesen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte sich Ehmig wiederholt mit Umbauplänen für sein „Seehaus". Bemühungen um den Wiedereintritt in den Staatsdienst schlugen Ende 1934 fehl. 1936 mußte er sein Haus verkaufen und ausziehen. Nachdem er im Sommer 1938 mit seiner Ehefrau Margarete noch einmal zu einem Kuraufenthalt in Wiesbaden gewesen war und seine Bekennerbriefe wohl nahezu vollendet hatte, wählte er kurz vor Vollendung des 64. Lebensjahres den bereits einige Jahre zuvor in seinen hinterlassenen Manuskripten angedeuteten Freitod.

Mit seinem baukünstlerischen Schaffen hat Paul Ehmig die Architekturentwicklung Mecklenburgs zu Beginn des 20. Jahrhunderts für etwa zwei Jahrzehnte maßgeblich mitbestimmt.

An Auszeichnungen hatte Ehmig die Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Verdienstmedaille in Gold (25.9.1916), das Ritterkreuz des Großherzoglichen Hausordens der Wendischen Krone (9.4.1917), das Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Militärverdienstkreuz 2. Klasse (3.4.1918) und das Eiserne Kreuz 2. Klasse (1918) erhalten.

Quellen, Nachlaß: LHAS, 5.12-1/1 Mecklenburg-Schwerinsches Staatsministerium, Nr. 691, 794; 5.12-3/1 Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium des Innern, Nr. 4005, 4023, 4070; 5.12-5/10 Zentralbauverwaltung/Verwaltung der Staatsbauten, Nr. 182; 5.12-7/1 Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium für Unterricht, Kunst, geistliche und Medizinalangelegenheiten, Nr. 10678, 10700, 10703; 5.12-7/6 Mecklenburgisches Geheimes und Hauptarchiv/Mecklenburgisches Landeshauptarchiv Schwerin, Nr. 212; 5.12-8/1 Militärdepartement, Auszeichnungen mit dem Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Militärverdienstkreuz, Bd. 161; 10.9-E/2 Nachlaß Ehmig, Paul, Nr. 1, 12-14, 16, 68, 69, 75-77, 89; 12.3-2 Baupläne, Risse, technische und Rekonstruktionszeichnungen, Finanzministerium, Abt. Hochbau, Mappe 18; 13.1-1/1 Bildersammlung. Orte. Mecklenburg, Schwerin, Mappe 26.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0044

– Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover, 146 A Depositum der Universität Hannover, Nr. 51.– Stadtarchiv Leipzig, Polizeiamt, Nr. 80, 143, 148, 499. – Archiv der Hansestadt Rostock: Bürgervertretung 1887-1918; Rat 16.-20. Jahrhundert, 1900-906, Nr. 41; Polizeiamt, Nr. 451; Familienakten, Nr. 126. – Universitätsarchiv der Technischen Universität Dresden, Studentenakten, Nr. 3722, Ehmig, Paul. – Historisches Archiv der Technischen Universität München, Studentenakten, Ehmig, Paul.

Werke: Das deutsche Haus, 3 Bde., Berlin 1914, 1916, 1922. – Umfassende Werksbibliographie in: Hans-Heinz Schütt, „Saxa loquuntur…" (siehe *Literatur*), S. 115-117.

Literatur: (Auswahl) Hrsg. K. G. Saur Verlag, Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 32, Leipzig 2002, S. 434. – Architekturen von P. Ehmig, in: Der Profanbau, 1911, H. 9, S. 247-278. – Wilhelm Lesenberg, Arbeiten von Paul Ehmig, Großherzoglicher Ministerialbaurat, Schwerin, in: ebd., 1913, H. 5, S. 121-144. – Walter Mackowski, Das deutsche Haus, in: ebd., 1917, H. 7/8, S. 61-66. – Karl Schaefer, Das neue Justizgebäude in Schwerin. Architekt: Ministerialbaurat P. Ehmig, Schwerin, in: ebd., 1917, H. 19/20, S. 173-192. – Hans-Heinz Schütt, „Saxa loquuntur, lass die Steine reden!", Paul Ehmig, Ein Baumeister in Mecklenburg. Bremen/Rostock 1999.

Porträt: Paul Ehmig, Öl auf Leinwand von Fr. Engel, 1917* (in Privatbesitz der Familie in Hamburg). – Weitere Fotos, in: Hans-Heinz Schütt, „Saxa loquuntur…" (siehe *Literatur*).

Hans-Heinz Schütt

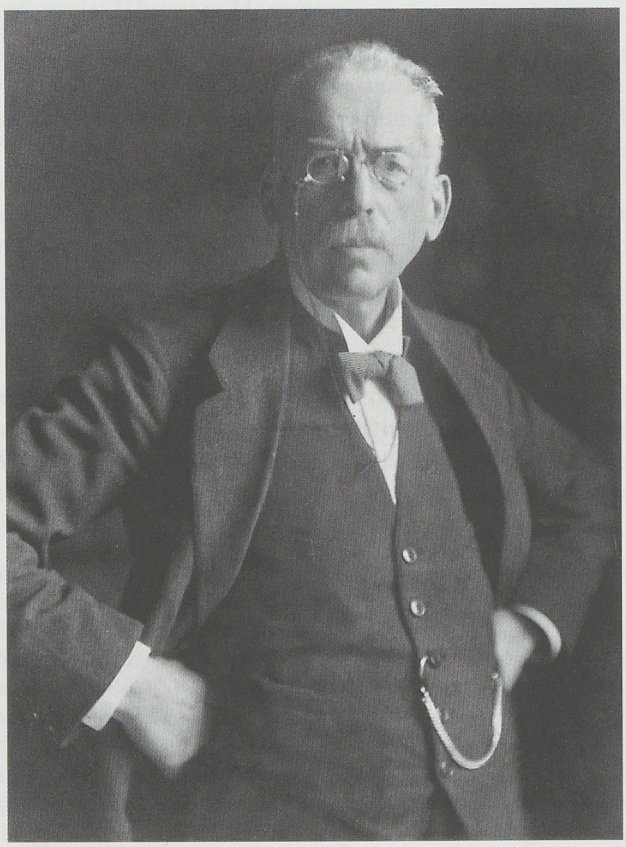
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0045

EHRENBERG, Richard, geb. 5.2.1857 Wolfenbüttel, gest. 17.12.1921 Rostock; israelitisch, später konvertiert, ev. – Nationalökonom.

Eltern: Philipp Ehrenberg, geb. 2.7.1811 Wolfenbüttel, gest. 2.7.1889 Wolfenbüttel, Rektor der Samsonschule Wolfenbüttel; Julie Fischel, geb. 1821.

Ehefrau: Helene Rochow (Näheres nicht ermittelt).

Richard Ehrenberg, Sohn des jüdischen Rektors der von dessen Vater in Wolfenbüttel begründeten „Samsonschen Freischule" und jüngerer Bruder des Handels- und Versicherungsrechtlers Victor Ehrenberg (1851-1929; Professor in Rostock, Göttingen, Leipzig), besuchte das Gymnasium in Wolfenbüttel bis zur Unterprima. Nach einer Banklehre in Hannover war er in Banken (vorübergehend auch im Buchhandel) tätig, zuletzt bei der Bank C. L. Behrens und Sohn in Hamburg, wo ihm sein Chef Möglichkeiten zu privaten Studien eröffnete. Aus diesen ging seine erste Arbeit *Die Fondsspekulation und die Gesetzgebung* hervor, die von der Fachkritik positiv aufgenommen wurde. Ab 1884 studierte er Staatswissenschaften in München, Göttingen und Tübingen, wo er 1886 summa cum laude zum Dr. cam. promoviert



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0046

wurde. Jahre mit Reisen und Archivstudien zu wirtschaftsgeschichtlichen Themen schlossen sich an, bis er 1888 als Sekretär des Königlichen Kommerz-Kollegiums (Handelskammer) in Altona angestellt wurde.

Hier widmete er seine Aufmerksamkeit unter anderem dem Ausbau des kaufmännischen Unterrichtswesens, besonders den Handelshochschulen, denn die wachsende Bedeutung des Handels ließ eine akademische Ausbildung seiner Führungskräfte wünschenswert erscheinen. In der vom Deutschen Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen getragenen Bewegung erstellte Ehrenberg 1895 eine 1897 publizierte Denkschrift über die Einrichtung von Handelshochschulen.

Daneben setzte Ehrenberg seine wirtschaftsgeschichtlichen Studien fort und veröffentlichte eine Reihe von Untersuchungen vor allem zur Handels-, Schiffahrts- und Finanzgeschichte besonders Hamburgs, von denen *Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth* und *Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert* herauszuheben sind. Die letztgenannte Arbeit gilt bis heute als Standardwerk.

Aufgrund seiner Leistungen berief ihn der preußische Kultusminister Robert Bosse 1897 zum außerordentlichen Professor der Staatswissenschaft an der Philosophischen Fakultät der Universität Göttingen, wo er die Lehre der beiden Fachordinarien ergänzen und insbesondere Versicherungswissenschaft und Handelswissenschaft lehren sollte. Mit dieser Berufung eines auch wissenschaftlich ausgewiesenen Praktikers folgte der Minister mehrfach erhobenen Forderungen, Männer der Praxis in die Lehrkörper der Universitäten aufzunehmen.

1899 erhielt Ehrenberg einen Ruf auf den Lehrstuhl für Staatswissenschaften der Universität Rostock, den er bis zu seinem Tode bekleidete. Hier wurde er näher mit dem Werk von Johann Heinrich von Thünen (1783-1850; → Bd. 3, S. 300-303) bekannt, an dem ihn vor allem die Methode interessierte. Es war Ehrenbergs Verdienst, ihn für die Wirtschaftswissenschaft neu zu entdecken und als Grundlage für weitere Arbeiten seinen Nachlaß zu sichern. 1902 konnte das Thünen-Archiv am Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität Rostock als Stiftung begründet werden. Eine systematische Auswertung kam aber nur in Ansätzen zustande. Denn Ehrenberg entwickelte, ausgehend von den von ihm als vorbildlich angesehenen Auffassungen Thünens, seine *exakt-vergleichende Wirtschaftsforschung*, die er mit beeindruckender Konsequenz ausbaute und die ihn voll in Anspruch nahm. *Exakt* bedeutete für ihn eine möglichst genaue Erfassung ökonomischer und sozialer Tatbestände, am besten durch deren Quantifizierung, und insoweit (in den Begriffen der Zeit) Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden auf geisteswissenschaftliche Probleme. Diese *Tatsachenermittlung* wurde für einzelne Betriebe und Haushalte vorgenommen (*Zellenforschung*), um möglichst nahe an die Realität heranzukommen und so eine solide Grundlage für den Vergleich, den Kern der Methode, zu gewinnen.

Auf diese Weise hoffte Ehrenberg die beiden von ihm als unzureichend angesehenen Hauptrichtungen der damaligen Wirtschaftswissenschaften, nämlich zum einen die britische Klassik, zum anderen die in Deutschland herrschenden Lehren der

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0047

Historischen Schule zu überwinden und durch die Ergebnisse seiner Methode zu ersetzen. Beide Richtungen bezeichnete er als ungenau. Der deutschen Volkswirtschaftslehre seiner Zeit warf er ein Gemisch miteinander unvereinbarer Elemente beider Richtungen vor und folgerte, sie befände sich in einem chaotischen Zustande – mit schlimmen Folgen für die wirtschaftliche Praxis, besonders auf sozialpolitischem Gebiet, wo nach seiner Meinung das *Klasseninteresse* der Handarbeiter von der vom Kathedersozialismus beherrschten Wissenschaft zum öffentlichen *Interesse* erklärt und gegen das Interesse der Unternehmer als der eigentlichen Träger der wirtschaftlichen Aktivitäten ins Feld geführt werde.

Ehrenberg stand mit seiner Lehrmeinung weithin allein in der Wirtschaftswissenschaft. Er orientierte sich daher seit 1904, als seine programmatische Schrift *Sozialreformer und Unternehmer. Unparteiische Betrachtungen* erschien, stärker an Organisationen und Vertretern der Wirtschaft, besonders der Großindustrie und hier vor allem an Krupp und Siemens. Als Vermittlungsorgan zwischen der Öffentlichkeit, besonders der Wirtschaft, und der Wissenschaft baute er ab 1907 eine 1910 gegründete „Vereinigung für exakte Wirtschaftsforschung" auf, die bei ihrer ersten Hauptversammlung 1910 schon 179 Mitglieder zählte (1914: 490), meist angesehene und einflußreiche Männer aus dem Wirtschaftsleben. Ihr Organ wurde das seit 1905 unter der Herausgeberschaft Ehrenbergs erscheinende *Thünen-Archiv. Organ für exakte Wirtschaftsforschung*, ab 1911 unter dem *Archiv für exakte Wirtschaftsforschung (Thünen-Archiv)*, das nach dem Tode Ehrenbergs 1922 sein Erscheinen einstellte.

Ehrenbergs Ziel war es, ein auf Dauer angelegtes und universitär verankertes Institut für exakte Wirtschaftsforschung zu schaffen, das ihm die Möglichkeit gab, seine Methode weiter zu entwickeln und zu erproben. Die Finanzierung dieses Instituts sollte mangels staatlicher Mittel durch privat bezahlte Auftragsforschung bestritten werden, was Ehrenberg mit seinem „Thünenstudienfonds" bereits in Ansätzen praktizierte. Seine Kritiker sahen darin eine Gefährdung der Unabhängigkeit der Wissenschaften, was Ehrenberg aber immer vehement bestritt und was auch nicht nachzuweisen ist.

Der eigentliche Konflikt um Ehrenberg entstand 1908/9 aus den erfolglosen Bemühungen, ihm an der Universität Leipzig eine staatswissenschaftliche Professur mit einem volkswirtschaftlichen Seminar zu verschaffen, die von der „Vereinigung" finanziert werden sollte. Zusammen mit der heftigen Kritik Ehrenbergs am Kathedersozialismus, dem er einseitiges Eintreten für Arbeiterinteressen vorwarf, führte dies zu scharfen Diskussionen innerhalb der Wirtschaftswissenschaften, an denen sich neben Gustav Schmoller (1836-1917), Lujo Brentano (1844-1931) und Karl Bücher (1847-1930) auch Max Weber (1864-1920) beteiligten. Ehrenberg schloß für sich die Diskussion mit seiner Broschüre *Terrorismus in der Wirtschafts-Wissenschaft* ab, die 1910 als Heft 2/3 seiner kleinen Reihe *Gegen den Katheder-Sozialismus* erschien.

Spätere Bemühungen, Ehrenberg eine Wirkungsmöglichkeit an einer preußischen Universität zu schaffen, blieben erfolglos. Er scheint sich mit seinem Verbleiben in Rostock abgefunden zu haben und konzentrierte seine Arbeit auf den Agrarbereich,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0048

ohne darüber die weitere Vertretung seiner methodischen und sozialpolitischen Grundsätze (hauptsächlich im Thünen-Archiv) zu vergessen. Die Vereinigung gründete 1912 mit ihm als Schriftführer eine Studienkommission für die Erhaltung des Bauernstandes, für Kleinsiedlung und Landarbeit, die prominent besetzt und vor allem in Fragen der inneren Kolonisation und der Siedlung publizistisch und praktisch sehr aktiv war. Sie scheint, ebenso wie die Vereinigung, ihre Tätigkeit nach Kriegsende eingestellt zu haben.

Soweit die Literatur Ehrenberg überhaupt erwähnt, spielen in ihr die Vorgänge um die Leipziger Professur eine wesentliche Rolle. Damit überwiegen die negativen Züge: Ehrenberg sei von den großen Kapitalisten und von den Großagrariern als wissenschaftlicher Vorkämpfer ihrer Interessen gefördert worden, womit sich stillschweigend oder gelegentlich ausdrücklich die Meinung verbindet, er sei kein seriöser Wissenschaftler, sondern ein Interessenvertreter gewesen. Er sah sich damit verleumdet und dem *Terrorismus in der Wirtschafts-Wissenschaft* ausgesetzt, womit auch die Inhalte und Methoden seiner exakt-vergleichenden Forschungen abqualifiziert worden seien. War er also eines der in der Wissenschaft gelegentlich vorkommenden verkannten Genies, die sich im Kampf um die Anerkennung ihres Werkes zerreiben, ohne diese zu erreichen?

Eine solche Einschätzung greift zu kurz. Ehrenbergs beruflicher wie wissenschaftlicher Lebensweg war zwischen zwei Pole gespannt, die Privatwirtschaft und die akademische Wissenschaft. Zwar empfand er sich nach seinem Übergang an die Universität nur noch als Gelehrter und betonte das auffällig oft, doch hauptsächlich wohl, um sich gegen den Verdacht seiner Abhängigkeit von wirtschaftlichen Interessen zu wehren. Damit war er im Recht, doch seine Gegner hielten an ihren Vorwürfen fest. Noch 1918, nach Jahren der Ruhe, wiederholte Karl Bücher unter einem pathetischen Titel die alte Kritik an ihm.

Es gehört zu den Verdiensten großer Teile der deutschen Wirtschaftswissenschaft vor 1914, sich sozialpolitisch zugunsten der Arbeiterschaft und anderer abhängig Beschäftigter eingesetzt und dadurch dazu beigetragen zu haben, Zuspitzungen der sozialen Frage zu vermeiden. Allerdings lief sie dabei Gefahr – insoweit ist Ehrenbergs Kritik zuzustimmen –, die Bedeutung der Unternehmer und der Unternehmen für die Gesamtwirtschaft zu unterschätzen. Nur wenige deutsche Wirtschaftswissenschaftler sahen das am Beginn des 20. Jahrhunderts so und stellten sich auch (keineswegs immer und ausschließlich) auf die Seite der Unternehmer. Ehrenberg hob sich aus ihnen heraus, weil er in seiner Lehre von der Arbeitsgemeinschaft im Unternehmen beide Seiten sah, den Unternehmer freilich als die leitende, letztlich bestimmende und wertschöpfende Figur, und weil er seine Überlegungen in einem eigenen, methodisch-theoretisch originellen System vortrug.

Gerade für sozialpolitisch engagierte Ökonomen hätte es nahegelegen, sich mit Ehrenbergs Lehrmeinungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Statt dessen blieb es weithin bei sachlich fruchtloser Polemik – kein Ruhmesblatt für die zeitgenössische deutsche Volkswirtschaftslehre. Freilich hat Ehrenberg dazu beigetragen, indem er seine Darlegungen oft mit Angriffen auf den Kathedersozialismus und dessen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0049

führende Vertreter verband. Er machte es diesen damit leicht, den Streit auf die persönlich gefärbte Ebene zu ziehen und sich dabei, wie etwa Bücher, in gelegentlich wenig qualifizierter Weise zu äußern.

Ehrenberg wird heute kaum noch beachtet, zu Unrecht, wie es scheint. Unbestritten sind seine Verdienste um das Werk von Johann Heinrich von Thünen. Er ist der Begründer des Thünen-Archivs in Rostock, und ohne ihn wäre der wissenschaftlich wertvolle Teil des Thünen-Nachlasses wahrscheinlich ganz oder teilweise verlorengegangen. Leider hat er sich um dessen Auswertung wenig gekümmert. Hier bedürfen seine Ansätze der Fortsetzung, die in jüngster Zeit erneut in Angriff genommen worden ist. Doch auch seine wirtschaftshistorischen Arbeiten blieben weithin gültig und werden mit Recht häufig zitiert. Für die Unternehmensgeschichte leistete er viel. Besonders seine Arbeit über *Die Unternehmungen der Brüder Siemens* wirkte bahnbrechend. Elemente seiner exakt-vergleichenden Methode sind in die moderne empirische Sozialforschung eingegangen. Als Ganzes scheint sie freilich vergessen zu sein, doch teilt sie dieses Schicksal mit nahezu der gesamten älteren deutschsprachigen Volkswirtschaftslehre. Hier trifft sich, eine Ironie der Geschichte, Ehrenberg mit seinen zeitgenössischen Gegnern.

Über die Persönlichkeit Ehrenbergs ist wenig bekannt. Nachrufe nennen ihn einen ausgesprochen eigenständigen Charakter, offen für Neues, aufgeschlossen gegenüber seinen Mitmenschen, tief religiös, gastfrei, seiner Familie zugewandt, ein Freund der Musik. Selbst in der an markanten Gelehrten reichen deutschsprachigen Nationalökonomie des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hob er sich als Einzelgänger ab, keiner Schule zugehörig und auch keine bildend. In vielen Punkten war er seiner Zeit voraus, etwa in der Betonung der Rolle des Unternehmers in der Wirtschaft, im Herausarbeiten der – modern formulierten –Sozialpartnerschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der Ablehnung des Klassenkampfes und in seinem Einsatz für die Unternehmensgeschichte und die Gründung von Wirtschaftsarchiven, methodisch in der Hochschätzung quantitativer Verfahren und der Anwendung neuer Erhebungsmethoden wie Interviews. Mit der erfolgreichen „Einwerbung von Drittmitteln" und seiner Nähe zur Wirtschaft wäre er heute ein Lieblingskind der Hochschulpolitiker. Alles in allem verdiente er es, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Quellen: Universitätsarchiv Göttingen, Personalakte Richard Ehrenberg (4 Vb/246). – LHAS. – Universitätsarchiv Rostock, Personalakte Ehrenberg; Philosophische Fakultät; Thünen-Archiv

Werke: Schriftenverzeichnisse in Archiv für exakte Wirtschaftsforschung (Thünen-Archiv), 9. Bd., Jena 1922, S. 464-468 und C. Meitzel in Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., 3. Bd. Jena 1926, S. 322. – Auswahl: Die Fondsspekulation und die Gesetzgebung, Berlin 1883. – Altona unter Schaumburgischer Herrschaft, Altona 1891 – Das Königl. Kommerzkollegium in Altona, Altona 1892. – Handelshochschulen I. Gutachten von Kaufleuten, Industriellen und anderen Sachverständigen, Braunschweig 1897. – Handelshochschulen II. Denkschrift über die Handelshochschule, Braunschweig 1897. – Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth, Jena 1898. – Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0050

16. Jahrhundert, 2 Bde., Jena 1896, Nachdrucke ebd. 1912 und 1922 sowie Hildesheim 1963. – Der Handel, seine wirtschaftliche Bedeutung, seine nationalen Pflichten und sein Verhältnis zum Staate, Jena 1897. – Große Vermögen. Ihre Entstehung und ihre Bedeutung. 1. Bd. Die Fugger-Rothschild-Krupp, Jena 1902; 2. Aufl. 1905, 2. Bd. Das Haus Parish in Hamburg, Jena 1905. – Sozialreformer und Unternehmer. Unparteiische Betrachtungen, Jena 1904. – Die Unternehmungen der Brüder Siemens. 1. Bd. Bis zum Jahre 1870, Jena 1906. – Gegen den Katheder-Sozialismus! Heft 1. Die Katheder-Sozialisten und die Reichs-Finanzreform, Berlin 1909; Heft 2/3. Terrorismus in der Wirtschafts-Wissenschaft, Berlin 1910; Heft 4. Bismarck, Berlin 1911. – Die Familie in ihrer Bedeutung für das Volksleben, Jena 1916. – Ab 1906 zahlreiche Arbeiten im Archiv für exakte Wirtschaftsforschung.

Literatur: Deutsches Biographisches Jahrbuch III, 1921 (1927), S. 77-80 (Claus von Eickstedt). – Emil Mattiesen, Zu persönlichem Gedächtnis, in: Archiv für exakte Wirtschaftsforschung 9, 1922, S. 429-432. – Richard Passow, Ehrenberg, Richard, in: Encyclopaedia of the Social Sciences 5, New York 1931, p. 444 f. – Hanna Gülich-Bielenberg, Ehrenberg, Richard, in: Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, 3. Bd., Stuttgart/Tübingen/Göttingen 1961, S. 32f. – Regina Böttcher, Richard Ehrenberg – ein Rostocker Wissenschaftler im Dienste der Großbourgeoisie, Staatsexamensarbeit Universität Rostock, Philosophische Fakultät, 1967 (mit biographischen Angaben). – Fritz Redlich, Ehrenberg, Richard, in: International Encyclopedia of the Social Sciences 4, 1968, p. 539 f. – Gundel Fischer, Die empirische Forschung Richard Ehrenbergs und ihre Bedeutung für die Entwicklung der deutschen ländlichen Sozialwissenschaften – beispielhaft dargestellt an der Behandlung agrarsoziologischer Fragen im „Archiv für exakte Wirtschaftsforschung", Dissertation Landwirtschaftliche Fakultät Universität Bonn 1968. – Maria Bothe, Richard Ehrenbergs Wirken an der Universität Rostock (1899-1921) im Interesse des deutschen Monopolkapitals, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe, 21. Jahrgang 1972, S. 91-97. – Hans Schulze, Samuel Meyer Ehrenberg 1773-1853, in: Braunschweigisches Jahrbuch 54, 1973, S. 269-275. – Gunther Viereck, Die Rostocker Thünenforschung zwischen 1900 und 1960. Eine historische Analyse, Dissertation Philosophische Fakultät Universität Rostock 2002 (mit umfangreichem Kapitel über Richard Ehrenberg). – Gunther Viereck, Richard Ehrenberg und das Rostocker Thünen-Archiv, in: Johann Heinrich von Thünen (1783-1850). Thünensches Gedankengut in Theorie und Praxis, Münster 2002 (Berichte über Landwirtschaft, 215. Sonderheft).

Porträt: Foto (undatiert), Universitätsarchiv Rostock.

Karl Heinrich Kaufhold

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0051

EMMEHARD, Geburtsjahr und -ort, Sterbejahr und -ort unbekannt; – Bischof von Mecklenburg (1149-1155).

Namensform: Der Name wird in zeitgenössischen Quellen sowohl „Emehardus" als auch (vor allem bei Helmold von Bosau) „Emmehardus" geschrieben.

Eltern: Herkunft unbekannt; vielleicht der Familie der Grafen von Comburg-Rothenburg zuzuordnen.

Trotz seines scheinbar ergebnisarmen Ausgangs beginnt mit dem Wendenkreuzzug des Jahres 1147 die Reorganisation des durch den Slawenaufstand von 1066 vernichteten Kirchenwesens in Transalbingien. Um den kirchlichen Organisationsplänen des Sachsenherzogs Heinrich des Löwen in den Landschaften östlich der Unteren Elbe zuvorzukommen, weihte Erzbischof Hartwig I. von Hamburg-Bremen (1148-68) am 25. September 1149 im Kloster Harsefeld bei Stade – gleichzeitig mit dem für Oldenburg eingesetzten Vizelin – für die von seinem Vorgänger Erzbischof Adalbert zu Anfang der 60er Jahre des 11. Jahrhunderts errichtete Diözese Mecklenburg als Bischof „den Herrn Emmehard". Dieser Schritt geschah, wie Helmold von Bosau in seiner Slawenchronik berichtet, ohne Wissen des Sachsenherzogs und rief dessen heftige Verärgerung hervor.

Die Folge war ein fast ein Jahrzehnt andauernder Streit um die Hoheit über das Kirchenwesen in Transalbingien zwischen Heinrich dem Löwen und Hartwig von Hamburg-Bremen, der für die Missionsarbeit in diesen Landschaften alles andere als förderlich war. Helmold richtete bei seiner Berichterstattung den Blick vorrangig auf das Bistum Oldenburg/Lübeck und dessen Oberhirten, indem er ausführlich die Mühen und Konflikte schilderte, die der demütige Vizelin ertrug, bis er sich schließlich um seiner geistlichen Aufgabe willen dazu bereit fand, trotz aller Einwendungen seines Erzbischofs den Bischofsstab aus der Hand des Welfen zu empfangen. Da Helmold, abgesehen von der späteren Erwähnung seines Todes im Zusammenhang mit seiner Nachfolge, von Emmehard völlig schweigt, glaubte sich die ältere Forschung zu der Folgerung berechtigt, daß über ihn und seine kirchliche Tätigkeit nichts zu berichten sei, und erklärte das damit, daß er von Heinrich dem Löwen, weil er im Gegensatz zu Vizelin den Investituranspruch des Sachsenherzogs abgelehnt habe, am Betreten seiner Diözese gehindert worden sei.

Die Frage nach dem Schicksal und dem Verhalten Emmehards von Mecklenburg ist sicher zu Recht auf sein Verhältnis zum Sachsenherzog konzentriert worden. Doch bleiben Zweifel an der bisher angebotenen Lösung, wonach beider Gegnerschaft schuld daran war, daß erst Emmehards Nachfolger Berno mit der Christianisierung Mecklenburgs beginnen konnte. Zum Glück ist Emmehard von Mecklenburg in der Quellenüberlieferung des 12. Jahrhunderts kein gänzlich Unbekannter, wenngleich sich die Forschung bisher nicht die Mühe gemacht hat, die verstreuten Nachrichten über ihn zu sammeln und sie im Zusammenhang auszuwerten. Abgesehen von Helmolds Slawenchronik und einigen auf dieser beruhenden ostholsteinischen Quellen des späten 12. Jahrhunderts wird sein Name in immerhin sieben Fällen in

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0052

zeitgenössischen Briefen und Urkunden sowie in historiographischen Äußerungen in konkreten Zusammenhängen erwähnt.

Im April des Jahres 1150 setzte sich Emmehard brieflich bei Abt Wibald von Stablo und Corvey, einer zu jener Zeit am deutschen Königshof sehr einflußreichen Persönlichkeit, für den von seinen Mönchen vertriebenen Abt Ado von Harsefeld ein. Für den August des Jahres 1151 berichtet der bayerische Theologe und Kirchenreformer Gerhoh von Reichersberg, der päpstliche Legat Oktavian von S. Caecilia (der spätere Gegenpapst Viktor IV. 1159-64) sei bei seinen Reformbemühungen in Augsburg u. a. *Emehardo episcopo* unterstützt worden. Am 18. Mai 1152 ist Bischof Emmehard in Merseburg als Zeuge einer Urkunde König Friedrichs I. für das Kloster Corvey belegt. Am 8. März 1154 bezeugte er in Naumburg eine Urkunde Bischof Wichmanns, des langjährigen späteren Erzbischofs von Magdeburg (1154-92), zugunsten des Zisterzienserklosters Pforte. Schließlich ist er zweimal in Königsurkunden Friedrich Barbarossas während dessen Romzug (1154-55) genannt, hat diesen also auf seiner Krönungsfahrt nach Italien begleitet: zwischen dem 5. und 13. Mai 1155 im Gebiet von Modena, am 4. Juni 1155 bei der Burg Tintignano am Flusse Orcia. Danach verschwindet er aus der dokumentarischen Überlieferung. Für das Jahr 1155 nennen die Annales Herbipolenses seinen Tod.

Missionsaktivitäten in Mecklenburg dürften während der fünfziger Jahre des 12. Jahrhunderts, wie Emmehards Itinerar in Deutschland und Italien nahelegt, schwerlich stattgefunden haben. Im Gegenteil: Emmehard ist während dieser Zeit im Umkreis der Großen aus Kirche und Reich nachzuweisen, wirkt mit ihnen zusammen, bezeugt gemeinsam mit ihnen Rechtsakte des Königs und von Bischöfen. An dieser Tatsache haben die Fragen nach seinem Status und seiner Rolle in der Spätzeit König Konrads III. (1138-52) und in den Anfangsjahren Friedrichs I. (1152-90) anzusetzen. Aufschlußreich hierfür ist vor allem ein Blick auf das historische Umfeld der jeweiligen Beurkundungen. Hier überrascht der Tatbestand, daß Emmehard von Mecklenburg in allen drei Königsdiplomen Friedrich Barbarossas als Urkundenzeuge gemeinsam mit dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen auftritt.

Zu den Zeugen des Merseburger Diploms König Friedrichs I. für Corvey aus dem Jahre 1152, in dem Emmehard genannt wird, gehörte außer dem Sachsenherzog aber auch dessen Gegner Erzbischof Hartwig I. von Hamburg-Bremen. Wie Helmold berichtet, versuchte Hartwig damals den in seiner Begleitung nach Merseburg gekommenen Bischof Vizelin von Oldenburg dazu zu bewegen, die vom Herzog geforderte Investitur unmittelbar vom König zu erbitten, was Vizelin mit Rücksicht auf die Vormacht des Welfen in Transalbingien ablehnte. Helmold verschweigt, daß während dieser spannungsreichen Verhandlungen auch Emmehard von Mecklenburg in Merseburg anwesend war. Wäre für dessen Handeln, wie die bisherige Forschung annimmt, der Gegensatz zu Heinrich dem Löwen und der erklärte Widerspruch gegen dessen Investituransprüche bestimmend gewesen, hätte gerade hier Gelegenheit bestanden, sich als Parteigänger des Bremer Erzbischofs zu profilieren. Nichts deutet jedoch darauf hin, daß Emmehard sich damals oder zu einem anderen Zeitpunkt um die königliche Investitur bemühte, deren Verleihung für die transalbingischen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0053

Slawenlande Friedrich Barbarossa auf dem Goslarer Hoftag vom Ende Mai / Anfang Juni 1154 unter ausdrücklichem Einschluß des Bistums Mecklenburg stellvertretend dem Sachsenherzog übertrug. Spätestens seit diesem Zeitpunkt wäre der Widerstand Emmehards gegenüber dem Welfen nicht nur politisch unklug, sondern auch rechtlich aussichtslos gewesen.

Zudem ist völlig undenkbar, daß Emmehard sich als Feind des Sachsenherzogs und Kämpfer gegen dessen Investiturrechte gemeinsam mit diesem am Italienzug der Jahre 1154/55 beteiligen konnte. Der Erfolg eines solchen Unternehmens beruhte auf der Harmonie aller Beteiligten. Da Emmehard kein Königslehen besaß, kann er Barbarossa nicht als Reichsbischof begleitet haben. Sein Status erlaubt nur den Schluß, daß er im Gefolge des politisch für sein Bistum zuständigen Welfenherzogs und im vollen Einverständnis mit diesem nach Rom gezogen ist. Nichts spricht schließlich dafür, daß Emmehard erst zwischen den Jahren 1152 und 1154 einen Positionswechsel in der Investiturfrage vollzog. Vielmehr dürfte er bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt, was Vizelin erst nach längerem Widerstreben tat, die kirchlichen Hoheitsforderungen Heinrichs des Löwen akzeptiert haben.

Damit wird deutlich: Emmehard ist in Hinblick auf die Voraussetzungen für die Bekehrungsarbeit in seinem Bistum, indem er von vornherein engen Kontakt zum Sachsenherzog suchte und von dessen politisch-militärischem Handeln im Slawenland die Inbesitznahme und missionarische Sicherung seiner Diözese erwartete, einen anderen Weg gegangen als Vizelin. Die Gründe dafür sind durchaus erklärbar. Beider Verhalten in der Missionsfrage beruhte auf unterschiedlichen äußeren Voraussetzungen. Während Vizelin im Stift Neumünster in Holstein über eine Ausgangsbasis für die Bekehrungstätigkeit in Wagrien verfügte, besaß Emmehard weder in noch am Rande seiner nominellen Diözese den geringsten Anhaltspunkt, von dem aus er Mission und kirchliche Aufbauarbeit in Mecklenburg hätte betreiben können. Angesichts der fortdauernden Widerstände, die die Obodritenstämme der Bekehrung ihrer Heimat entgegensetzten, konnte ihm nur der Sachsenherzog Wirkungsmöglichkeiten in seinem Bistum verschaffen. Rückhaltlose Anlehnung an diesen und volle Billigung seiner kirchenpolitischen Forderungen dürften daher von Anfang an die Richtschnur seines Handelns gebildet haben.

Sein Unglück war, daß er starb, bevor Heinrich der Löwe, im Frühjahr 1158 von Friedrich Barbarossa zu einem Interessenausgleich mit Erzbischof Hartwig von Hamburg-Bremen genötigt, im Zusammenhang mit den Slawenzügen der Jahre 1158 und 1160 endlich die Organisation der Bistümer Oldenburg / Lübeck, Mecklenburg / Schwerin und Ratzeburg in eine feste Form brachte. So gesehen, ist er als Bischof von Mecklenburg letztlich gescheitert, obwohl sich der von ihm anvisierte Weg, ein dauerhaftes und gesichertes kirchliches Leben in den Slawenlanden in erster Linie vom Handeln des Sachsenherzogs zu erwarten, wie die Geschichte lehrte, doch schließlich als der realistische erwies.

Aus dieser Situation erklärt sich auch Helmolds auffälliges Schweigen über Emmehard. Daß der Bosauer Pfarrer über Emmehards Verhalten und seine Schicksale in den Jahren nach seiner Bischofsweihe gar nichts wußte, ist schwer vorstellbar.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0054

Aber Helmold beschwor ein Ideal bischöflich-missionarischen Wirkens, das er in den Oldenburger Oberhirten Vizelin und Gerold verwirklicht sah, die, allen Schwierigkeiten trotzend, die ihnen der Bremer Erzbischof und der Sachsenherzog samt den selbstbewußten Holsten und den widerborstigen Slawen bereiteten, geduldig im Lande ausharrten und mit bescheidensten Mitteln das kirchliche Aufbauwerk vorantrieben. Neben solchen Musterbildern war für einen Missionsbischof, der seinen Platz fern von seiner Diözese an den Höfen der Großen sah und die Schaffung verläßlicher Voraussetzungen für die kirchliche Aufbauarbeit in Mecklenburg von ihrem politischen und militärischen Einsatz erhoffte, kein Platz. Helmolds Schweigen ist somit nicht das Ergebnis von Unwissenheit über Emmehards Schicksal, sondern der schonende Ausdruck von Kritik an seiner vorrangig durch politisches Kalkül bestimmten Haltung.

Dabei war Emmehard möglicherweise doch bereits an der Einleitung missionarischer Maßnahmen für seinen Diözesanbereich beteiligt. Aus dem später zwar verfälschten, in diesen Teilen aber wohl glaubwürdigen Diplom Friedrich Barbarossas für das Bistum Schwerin vom 1. Januar 1170 geht hervor, daß Emmehards Nachfolger Berno bereits als Mönch mit Erlaubnis Papst Hadrians IV. (1154-59) die Bekehrungsarbeit unter den transalbingischen Heiden auf sich genommen hatte. Berno wird sich schwerlich allein, d. h. ohne Unterstützung durch die für Schwerin zuständige kirchliche und politische Obrigkeit, am Papsthof um diese Aufgabe bemüht haben. Man wird daher die Gewährung der päpstlichen Missionslizenz in die Zeit der engsten Beziehungen des Sachsenherzogs zu Papst Hadrian IV. während seines Romaufenthalts im Zusammenhang mit Barbarossas Kaiserkrönung im Juni 1155 zu rücken haben, während dessen es ihm u. a. gelang, den Papst dazu zu bewegen, dem inzwischen durch seine Gattin Clementia zu Vizelins Nachfolger berufenen Gerold von Oldenburg persönlich die ihm von Erzbischof Hartwig verweigerte Bischofsweihe zu erteilen. Ähnlich wie hier empfahl es sich, gegen mögliche Einreden des die kirchenpolitischen Ziele Heinrichs des Löwen im Slawenland bekämpfenden Bremer Erzbischofs das Bekehrungsunternehmen des Zisterziensers Berno direkt durch den Papst autorisieren zu lassen, zumal dadurch auch denkbarer Kritik am Rückstand der missionarischen Bemühungen im Bistum Schwerin glaubhaft entgegengetreten werden konnte.

Ob Bischof Emmehard zu jenem Zeitpunkt noch lebte, läßt sich nicht sagen. Wo und wann er starb, ist unbekannt. Die Nachricht der Würzburger Annalen, das sei im Jahre 1155 geschehen, läßt einen breiten Spielraum offen. Ob er, zuletzt am 4. Juni 1155 in der Toskana bezeugt, bis Rom gelangte, gar noch den Rückzug nach Deutschland mitmachte und erst dort verschied, geht aus der Überlieferung nicht hervor. Die Tatsache, daß Emmehards Tod in einer Würzburger Quelle und nur hier verzeichnet wurde, muß nicht notwendig besagen, wie man bislang meinte, daß er dort starb. Da die Sterbenotizen der Würzburger Annalen für dieses Jahr, abgesehen von Bischof Heinrich I. von Regensburg, der aus einem bayerischen Adelsgeschlecht stammte, ausschließlich geistliche und weltliche Würdenträger aus Franken betreffen, könnte hierin in Verbindung mit seinem nicht sehr häufig vorkommenden Namen ein

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0055

Hinweis auf seine Herkunft aus dem verwandtschaftlichen Umfeld der Grafen von Comburg-Rothenburg im Süden der Diözese Würzburg gesehen werden.

Der Name Emmehard nämlich lenkt den Blick auf die 1115 oder 1116 ausgestorbene Familie der Grafen von Comburg-Rothenburg, aus der ein Träger dieses Namens zur Zeit Kaiser Heinrichs III. zu den Förderern des Bistums Würzburg zählte, während sein gleichnamiger Neffe von 1089 bis 1105 auf dem Stuhl des heiligen Burchard saß. Vielleicht wird man daher an eine Abkunft des Mecklenburger Bischofs aus dieser Familie oder ihrer Seitenverwandtschaft denken dürfen. Daß sich Emmehard in seinem Brief an Abt Wibald von Stablo und Corvey aus dem Jahre 1150 als „frater" bezeichnete, könnte weiterhin den Schluß erlauben, daß er wie dieser dem Benediktinerorden angehörte. Die sichere Beherrschung der lateinischen Stilistik, die das in Wibalds Briefbuch überlieferte Schreiben erkennen läßt, würde sich durch eine klösterliche Ausbildung hinreichend erklären lassen.

Eine nach Herkunft und persönlichem Status bedeutungslose Persönlichkeit ist Bischof Emmehard von Mecklenburg, der sich am Königshof und im Gefolge des Sachsenherzogs genauso sicher wie im Umkreis eines einflußreichen Kardinals der römischen Kirche zu bewegen verstand, somit keineswegs gewesen. Seine Beziehungen zu Heinrich dem Löwen lassen im übrigen darauf schließen, daß dieser ihn schätzte und für die Zukunft der kirchlichen Aufbauarbeit in der sächsischen Slawenmark auf ihn rechnete.

Da Emmehard nicht, wie man bisher glaubte, als kaltgestellter Gegner Heinrichs des Löwen starb, besteht Anlaß, auch die Meinung der bisherigen Forschung, der Zisterzienser Berno sei ihm erst nach längerer Vakanz im Jahre 1160 als Bischof in Mecklenburg gefolgt, in Zweifel zu ziehen. Helmold liefert für diesen Vorgang keine eindeutigen chronologischen Anhaltspunkte. Da Berno, wie gezeigt, die päpstliche Missionsbeauftragung für die Slawenprovinzen mit Wissen und Willen Heinrichs des Löwen empfangen haben dürfte, stand diesem ein geeigneter Nachfolger für das Mecklenburger Bischofsamt nach Emmehards Tod sofort zur Verfügung. Der Sachsenherzog hätte seine Ansprüche auf die kirchliche Hoheit über die transalbingischen Slawenlande sogar höchst nachlässig vertreten, wenn er Hartwig von Bremen durch mehrjähriges Abwarten die Möglichkeit gegeben hätte, wie dieser es nach Vizelins Tod in Oldenburg versuchte, auch in Mecklenburg wieder einen Kandidaten seiner Wahl einzusetzen. Es lag im ureigensten politischen Interesse des Welfen, rasch zu handeln, um seine Vorstellungen über die uneingeschränkte Kirchenherrschaft in den Slawenlanden nicht noch einmal antasten zu lassen.

Quellen: Wibaldi epistolae, ed. Philipp Jaffé, Monumenta Corbeiensia (Bibliotheca rerum Germanicarum 1), Berlin 1864, S. 76-616. – Schleswig-Holstein-Lauenburgische Regesten und Urkunden, Bd. 1, hrsg. von P. Hasse, Hamburg/Leipzig 1886. – Annales Herbipolenses, ed. G. H. Pertz, MGH SS 16 S. 1-12. – Gerhoh von Reichersberg, Commentarius in psalmum CXXXIII, ed. E. Sackur, MGH Libelli de lite 3, Hannover 1897, S. 497-502. – Urkundenbuch des Hochstifts Naumburg; Bd. 1, bearb. von Felix Rosenfeld (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaats Anhalt 1), Magdeburg 1925. – Helmoldi presbyteri Bozoviensis Cronica Slavorum, 3. Auflage, ed. Bernhard Schmeidler, MGH SS rer. Germ. (32), Hannover

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0056

1937; lat.-deutsche Ausgabe, neu übersetzt und erläutert von Heinz Stoob (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 19), 5. Auflage, Darmstadt 1990. – MGH Diplomata regum et imperatorum 10: Friderici I. diplomata, bearb. von Heinrich Appelt, Bd. 1-4, Hannover 1975-1990. – Germania Pontificia, Bd. 6, bearb. von Wolfgang Seegrün/Theodor Schieffer, Göttingen 1981.

Literatur: Karl Schmaltz, Die Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation Mecklenburgs im Mittelalter, in: JVMGA 72, 1907, S. 85-270. – Hans Witte, Mecklenburgische Geschichte, Bd. 1, Wismar 1909. – Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. IV (3. und 4. Auflage), Leipzig 1913. – Karl Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. 1, Schwerin 1935. – Karl Jordan, Die Bistumsgründungen Heinrichs des Löwen, Leipzig 1939. – Wolfgang Brüske, Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes, Münster/Köln 1955. – Manfred Hamann, Mecklenburgische Geschichte, Köln/Graz 1968. – Jürgen Petersohn, Der südliche Ostseeraum im kirchlich- politischen Kräftespiel des Reichs, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhunderts. Mission – Kirchenorganisation – Kultpolitik, Köln/Wien 1979. – Karl Jordan, Heinrich der Löwe, 2. Auflage, München 1980. – Jürgen Petersohn, Lubeka, in: Series episcoporum ecclesiae catholicae occidentalis, ser. V 2: Archiepiscopatus Hammaburgensis sive Bremensis, cur. Stefan Weinfurter et Odilo Engels, Stuttgart 1984, S. 53-69. – Ders., Sverinensis eccl. (Schwerin), ebd. S. 76-83. – Gert Haendler, Bischof Berno von Schwerin – ein Zisterziensermönch in der Kirchenpolitik des 12. Jahrhunderts, zuletzt in: Gert Haendler, Die Rolle des Papsttums in der Kirchengeschichte bis 1200. Ein Überblick und achtzehn Untersuchungen, Göttingen 1993, S. 251-263. – Hans-Otto Gaethke, Herzog Heinrich der Löwe und die Slawen nordöstlich der unteren Elbe, Frankfurt/M 1999. – Jürgen Petersohn, Friedrich Barbarossa, Heinrich der Löwe und die Kirchenorganisation in Transalbingien, in: Heinrich der Löwe. Herrschaft und Repräsentation, hrsg. von Johannes Fried und Otto Gerhard Oexle, Ostfildern 2003, S. 239-279. – Ders., Emmehard von Mecklenburg und Heinrich der Löwe, ebd. S. 281-291.

Porträt: unbekannt

Jürgen Petersohn

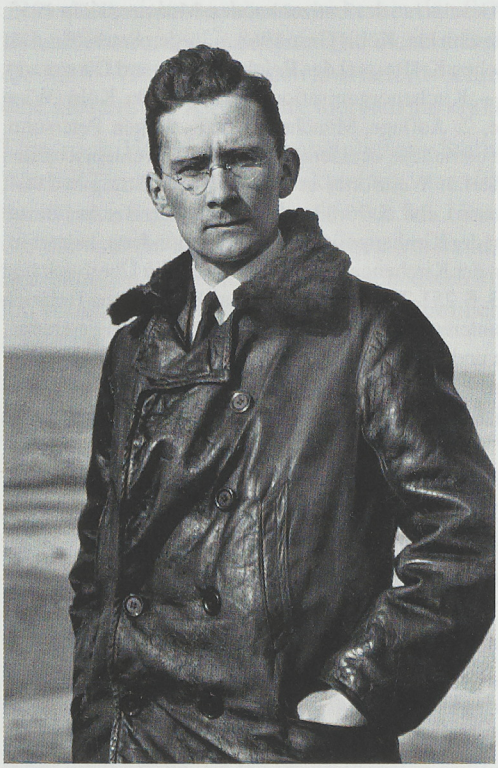
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0057

ESCHENBURG, Karl, geb. 20.5.1900 Rostock, gest. 5.11.1947 Warnemünde; ev. – Schiffbauingenieur, Fotograf.

Eltern: August Eschenburg, geb. 26.3.1882 Rostock, gest. 27.4.1968 Rostock, Schiffszimmermann; Frieda Eschenburg, geb. Poltz, geb. 11.2.1871 Rostock, gest. 30.12.1956 Rostock; verh. 27.1.1905.

Ehefrau: Gertrud geb. Jessel, geb. 26.2.1894 Warnemünde, gest. 20.8.1956 ebd., Lehrerin.

Kinder: Wolfhard, geb. 9.7.1928, Fotografenmeister; Gernot, geb. 15.10.1929, Schiffbauingenieur; Hartwig, geb. 22.1.1934, Kirchenmusikdirektor.



Nach seiner Schulzeit in der Rostocker St.-Georg-Schule und einer Schiffbauerlehre ab 1915 auf der Neptunwerft diente Karl Eschenburg 1918 noch als Kriegsfreiwilliger beim Seeflugversuchskommando Warnemünde und wurde 1919 Technischer Assistent bei der Deutschen Luftreederei. Ab 1922 besuchte er die Technischen Lehranstalten zu Hamburg, schloß 1925 die Ausbildung als Schiffbau-Ingenieur ab. Dieses Jahr hatte in Eschenburgs Leben in mehrfacher Hinsicht Bedeutung, denn er nahm nicht nur eine Tätigkeit bei den ARADO-Flugzeugwerken in Warnemünde auf, sondern ging mit der Lehrerin Gertrud Jessel den Bund der Ehe ein.

Für Eschenburgs berufliche Entwicklung wurde 1925 ein Hochzeitsgeschenk der Belegschaft, ein Gutschein für eine Fotoausrüstung, wofür er eine 9 x 12-formatige Spiegelreflex-Plattenkamera erwarb, schicksalhaft. Von dieser Kamera war der Ingenieur so fasziniert, daß er sich bereits 1926 mit seinen Lichtbildern an einer Ausstellung der Photographischen Gesellschaft Rostock beteiligte. Hier löste der Seiteneinsteiger mit seinen Aufnahmen von hoher Qualität nicht wenig Bewunderung und Staunen aus. Der Ankauf seines Fotos „Netzflicken" durch den Rostocker Verkehrsverein für 10 Reichsmark im selben Jahr kann als Beginn der Karriere des Fotografen Karl Eschenburg gewertet werden.

1928 wurde Eschenburg nach Ausscheiden bei ARADO zum Mitbegründer der Firma „Handwerkskunst Rostock – HAKURO Schenk-Siegert-Eschenburg / Graphik-Kunstgewerbe-Photographie". Ein Jahr später gründete er die eigene Firma „Photo-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0058

graphie und Kunstgewerbe“ in der „Roten Veranda“ in Warnemünde, wo natürlich auch Eschenburgs eigene fotografische Werke hingen. Zunächst waren es beliebte Warnemünde-Motive, dann aber auch Aufnahmen von Rostock, seinem Hafen und schließlich aus dem mecklenburgischen Binnenland.

Eschenburgs Talent für heimatkundliche Fotografie zeigte sich auch, als 62 seiner Motive unter 324 Exponaten 1931 im Schweriner Marienpalais ausgestellt wurden. Ab 1932 hielt Eschenburg vielgelobte Lichtbildervorträge in Hamburg, Bremen, Kiel usw., organisiert vom Rostocker Fremdenverkehrsverband und gefördert von Vereinen und Landsmannschaften ehemaliger Mecklenburger. Fremdenverkehr war das, was das krisengeschüttelte Mecklenburg Anfang der 1930er Jahre zur Belebung der Wirtschaft benötigte. Außerdem sollte die Schönheit des Landes publik gemacht werden und dazu waren Eschenburgs Bilder gerade richtig. 1932 wurde Eschenburg Fotoreporter des „Rostocker Anzeigers“, seinerzeit auflagenstärkstes Blatt über Mecklenburgs Grenzen hinaus. Mit seinem einfachen Hanomag-Kleinwagen, den er für seine Rennjolle eingetauscht hatte, fuhr Eschenburg kreuz und quer durch das Land und fotografierte die Landschaft, die Menschen und ihre Arbeit. Den zwischenzeitlich an die Macht gekommenen Nationalsozialisten präsentierte er keine „Herrenmenschen“, sondern Bauern, Büdner, Häusler, Gutsarbeiter, aber auch Gutsbesitzer und Pastoren sowie Hafen-, Werft- und Bauarbeiter. Bis heute porträtierte keiner so wie Karl Eschenburg die Mecklenburger und keinen ließen sie auch so dicht an sich heran. Von Eschenburgs Bildern lebte der Mecklenburg-Teil der Sonntagsbeilage „Rostocker Illustrierte“ des Rostocker Anzeigers.

Für Eschenburgs Bildartikel schrieb seine Frau Gertrud die Texte, die sich dabei autodidaktisch zur Regionalhistorikerin qualifizierte. Bis 1939 entstanden auf diese Weise über 400 Bildartikel mit ca. 250 Titelbildern und etwa 3000 Fotos auf den Innenseiten des Blattes, alles in feinstem Kupfertiefdruck. Obwohl Carl Boldt, der Inhaber des Rostocker Anzeigers, schon 1936 aus seinem Unternehmen gedrängt wurde, sorgten die Redakteure dafür, daß es in der Thematisierung der wöchentlich erscheinenden Bildartikel zu Kultur, Handwerk, Geschichte und Landschaft Mecklenburgs keine wesentlichen Abstriche gab. Im Januar 1934 eröffnete Nazi-Gauleiter Hildebrandt im Schweriner Marienpalais die Wanderausstellung „Das Karl-Eschenburg-Lichtbild“. Eschenburgs Werke waren zu diesem Zeitpunkt bereits der Nazi-Blut-und-Boden-Propaganda einverleibt worden, doch in seinen Motiven hielt Eschenburg nichts von Aufmärschen und Hakenkreuzfahnen. 1935 ging die 1933 als 1. Lichtbildwanderausstellung des Heimatbundes Mecklenburg mit 275 Großfotos erstmals gezeigte und laufend auf den neuesten Stand gebrachte Exposition – darunter Großfotos von Baudenkmalen, Landschaft, Menschen und Brauchtum – auf Werbereise für Mecklenburg nach Dänemark. „Das schöne Mecklenburg – das Geburtsland der Königin“ hieß dort der Titel der Ausstellung, der sich auf die Mecklenburgische Herzogin Alexandrine bezog, die Christian X. von Dänemark 1898 geheiratet hatte.

Auf allen Gebieten seiner Arbeit war Eschenburg konzentriert und sachkundig. 1936 erschien im Münchner Kunstverlag Bruckmann des Mecklenburg-Buch „Das ebene

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0059

Land" von Friedrich Griese mit 64 Eschenburg-Fotos. Im selben Jahr gab es dazu eine Ausstellung im Berliner Columbushaus anläßlich der Olympischen Sommerspiele. Neben der Fotografie führte Eschenburg weiterhin seinen Fotoladen in Warnemünde und verkaufte DIA-Serien „Unsere mecklenburgische Heimat". In knapp zehn Jahren seines fotografischen Schaffens waren rund 20 000 Fotoplatten entstanden, darunter auch solche, die, als Auftragswerke der Machthaber entstanden, ahnen ließen, was noch kommen sollte. Themen wie „Unsere Artillerie in der neuen Garnison" (Rostock Oktober 1935) oder „Bei unseren Fliegern in Warnemünde" (November 1935) gehören dazu. Am 20.8.1939 mußte Eschenburg bei der Marine-Propaganda-Kompanie-Ostsee in Kiel seinen Dienst antreten. Eingezogen war auch sein fotografisches Gerät, requiriert sein Pferd, sein Auto und der Mechaniker dazu. Aus dem Krieg kam Eschenburg unheilbar krank zurück, er starb 1947 in Warnemünde.

Quellen: Photo Eschenburg Archiv, Warnemünde (Parkstraße 22).

Literatur: Wolfhard Eschenburg, Karl Eschenburg 1900-1947. Mecklenburger und Photograph, Faltblatt hrsg. vom Kunstdienst der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburgs, Rostock 1992. – Hrsg. Wolfhard Eschenburg und Johannes Lachs, Rostock – Erinnerungen an eine alte Hafenstadt, Rostock 1995. – Hermann Raum, Karl Eschenburg (1900-1947). Fotografien aus Mecklenburg, Ausstellungsbegleitheft, Rostock 1995. – Hrsg. Wolfhard Eschenburg, Karl Eschenburg – Warnemünde in alten Ansichten, Rostock 2000. – Hrsg. ders., Das alte Mecklenburg in Photographien von Karl Eschenburg mit Texten von Jürgen Borchert, Rostock 2001.

Porträt: Foto um 1930 (Familienarchiv).

Hans-Werner Bohl

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0060

FRIEDRICH FRANZ II., geb. 28.2.1823 Ludwigslust, gest. 15.4.1883 Schwerin; ev. – Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Eltern: Paul Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 15.9.1800 Ludwigslust, gest. 7.3.1842 Schwerin, Sohn des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin und der Prinzessin Helene Paulowna Romanowa; Alexandrine, geb. 23.2.1803 Berlin, gest. 21.4.1892 Schwerin, Tochter des Königs Friedrich Wilhelms III. von Preußen und der Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz.

Ehefrauen: 1. Auguste von Reuß-Schleiz-Köstritz, geb. 26.5.1822, gest. 3.3.1862; verh. 3.11.1849. – 2. Anna von Hessen-Darmstadt, geb. 25.5.1843, gest. 16.4. 1865, verh. 12.4.1864. – 3. Marie von Schwarzburg-Rudolstadt geb. 29.1.1850, gest. 22.4. 1922, verh. 4.7.1868.

Kinder: aus 1.: Friedrich Franz III., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, geb. 19.3.1851, gest. 10.4.1897; Paul Friedrich geb. 1852, gest. 1923; Marie geb. 1854, gest. 1920; Nikolaus geb. 1855, gest. 1856; Johann Albrecht geb. 1857, gest. 1920; Alexander geb. 1859, gest. 1859. – aus 2.: Anna geb. 1865, gest. 1882. – aus 3.: Elisabeth geb. 1869, gest. 1924; Friedrich Wilhelm geb. 1871, gest. 1897; Adolf Friedrich geb. 1873, gest. 1969; Heinrich geb. 1876, gest. 1934.

Friedrich Franz II. wurde in eine Epoche hineingeboren, in der die Monarchie nach den napoleonischen Kriegen auf die Restauration alter Ordnungsmuster setzte, ohne jedoch den angestoßenen gesellschaftlichen Wandel beherrschen zu können. Die Liberalisierung von Wirtschaft und Gesellschaft entwickelte sich ebenso unaufhaltsam wie die Demokratisierung und Nationalisierung der europäischen Staatenwelt. In Mecklenburg waren jedoch auch nach 1815 ein Großteil der ständischen Staats- und Gesellschaftsstrukturen erhalten geblieben.

Die Erziehung Friedrichs am Hof seines Urgroßvaters Friedrich Franz' I. in Ludwigslust prägte die Zeit des Historismus, der Spätromantik und der Erweckungsbewegung. Vor allem diese neue, betont religiöse Welt- und Lebensorientierung wurde damals vom Haus Mecklenburg der im 18. Jahrhundert etablierten aufgeklärten Weltsicht entgegengehalten. Seit den 1820er Jahren dominierten Demut und Verantwortung gegenüber einem allmächtigen Gott die Thronfolgererziehung. Neben der Vermittlung allgemeiner Bildung, militärischer Formen und höfischer Etikette ist dies die besondere Komponente der Erziehung Friedrich Franz' II. gewesen. Insbesondere seine Großmutter, die Erbgroßherzoginwitwe Auguste, hat der Erweckungsbewegung Eingang in die großherzogliche Familie verschafft, während die spätere Großherzogin Alexandrine die Frömmigkeit des Berliner Hofes unter Friedrich Wilhelm III. nach Mecklenburg brachte. Die Heirat Paul Friedrichs mit der Tochter des preußischen Königs öffnete das Haus Mecklenburg dem Einfluß der Hohenzollern. Mit der Ernennung Adolph von Sells, eines mecklenburgischen Adligen in preußischen Militärdiensten, zum Gouverneur Friedrichs wurde dies offenkundig.

Mißtrauen gegenüber französischer, schlechthin für revolutionär gehaltener Bildungskultur bestimmte die weitere Erziehung. 1837 wurde Erbgroßherzog Friedrich nach Dresden geschickt, weil dort die Nähe des Hofes und das Umfeld einer sehr guten Schule angemessene Bildungsbedingungen boten. Der junge Theologe und neben Sell zweite Begleiter des Erbgroßherzogs, Theodor Kliefoth, kümmerte sich um

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0061

eine reißfeste Verankerung des christlichen Glaubens in seinem Schützling. Dessen durchschnittliche Begabung, die mit den Anforderungen der Ausbildung nicht immer Schritt hielt, förderte die Neigung zum Ausweichen vor Mühen und Anstrengungen. Die angestoßene Suche nach Heil und Geborgenheit in der christlichen Offenbarung paarte sich so mit Trägheit und Verantwortungsscheu angesichts der wachsenden Ansprüche an Friedrich und seinen zukünftigen Herrscherberuf.

Diese Charakterentwicklung setzte sich an der Bonner Universität fort, die der Erbgroßherzog 1840 bezog. Friedrich versuchte, angesichts der fortlaufenden Infragestellung der christlichen Offenbarung im 19. Jahrhundert, aus der Bibel die ausschließliche Perspektive auf sich und sein Leben zu gewinnen. Um das mit seinem Heiligungsanspruch wachsende Sündenbewußtsein zu bewältigen, bedurfte es wiederum weiterer Vertiefung des Glaubens, die ihm ein frühneuzeitliches, wieder Diesseits und Jenseits verknüpfendes Fürstenideal vermittelte. Die historisch-romantischen, ins Christlich-Konservative gewendeten Lehren eines Teils der Bonner Professorenschaft trugen zur Scheu des Erbgroßherzogs vor den politischen Konflikten und sozialen Unwägbarkeiten der modernen Gesellschaft bei. Nur die zeitgenössische Rheinromantik hinterließ in Friedrich den Eindruck von Deutschlands großer Vergangenheit und glänzender Zukunft unter seinen Fürsten.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0062

Mit unabgeschlossener Bildung, weder mit seiner Persönlichkeit noch seinen neuen Aufgaben im Reinen, mußte Friedrich, der sich nun Friedrich Franz II. nannte, 1842 die Regierung in Mecklenburg-Schwerin antreten. Die Regierungszeit seines Vaters Paul Friedrich hinterließ ihm viele Sympathien, aber auch nicht weniger strukturelle Probleme: rapides Bevölkerungswachstum, Nahrungsmangel und überholte Verfassungs- und Wirtschaftsbedingungen.

Die enorme Last, schwierige Entscheidungen verantworten zu müssen, ließ Friedrich Franz II. von Anfang an den Schutz von Beratern suchen. Mit der Erneuerung des Luthertums durch Theodor Kliefoth und andere Theologen nahm in Mecklenburg die für die deutsche Gesellschaft im 19. Jahrhundert folgenreiche Konfessionalisierung ihren Anfang. Im Neuluthertum suchte der Großherzog auch politisch die Orientierung, die bis dahin seine vornehmlich auf Empfindsamkeiten ausgelegte Religiosität vermissen ließ.

Eine Desorganisation der Verwaltung verhinderte unterdessen die Regierungsbürokratie unter dem Ersten Minister Ludwig von Lützow. Lützow fing nicht nur die Führungsschwäche des Monarchen auf, sondern versuchte selbst eine bürokratisch gesteuerte Reformpolitik in Gang zu setzen. Unter den ständischen Staats- und Verwaltungsstrukturen des Großherzogtums ließen sich Veränderungen jedoch nur schwer voranbringen. Mitte der 1840er Jahre genehmigte Friedrich Franz II. eine Landarbeiteransiedlung und setzte sich für den Ausbau des Eisenbahnnetzes ein.

Großes Kopfzerbrechen bereiteten dem Großherzog in den 1840er Jahren die Verfassungsstreitigkeiten innerhalb der Ritterschaft. Seit seinem Regierungsantritt strebten die Parteikämpfe zwischen bürgerlichen und adligen Gutsbesitzern um Privilegien und Prestige innerhalb der Stände ihrem Höhepunkt entgegen. Landesherrliche Reformbürokraten und altständische Verwaltungsmitglieder, bürgerliche Gutsbesitzer und altständische Adlige – sie alle drängten sich um die Gunst des Monarchen. Zu diesem Zeitpunkt jedoch konnten weder Friedrich Franz II. noch Lützow eine Alternative zur Ständemonarchie erkennen. Auch der preußische König Friedrich Wilhelm IV., Vorbild und enger Ratgeber des Großherzogs in jenen Jahren, plädierte für ihren Erhalt.

Die Revolution 1848 beendete jedoch die Versuche der großherzoglichen Regierung, die Herrschaft der alten Eliten zu retten. Nun forderte eine selbstbewußte bürgerliche Reformbewegung mit der Volkssouveränität auch grundlegende gesellschaftliche Veränderungen. Der Großherzog stimmte zwar einzelnen Reformforderungen zu, lehnte aber die Aufhebung der Ständeverfassung zunächst ab. Der Druck der Ereignisse lähmte indessen Friedrich Franz' II. Durchsetzungsvermögen, und er machte sich, dem Rat Lützows folgend, das Begehren nach einer konstitutionellen Verfassung zu eigen. Eines neuen Ministeriums bedurfte es dazu nicht, vor allem weil Lützow sich bereits den Ruf eines fortschrittsfreundlichen Mannes erworben hatte.

Friedrich Franz II. und sein Minister nahmen sich jedoch nicht so ohne weiteres der Ziele der Reformvereine an. Sie spielten erst einmal auf Zeit, um sich nach dem Machtverzicht der Stände einen Vorteil zu verschaffen und den Parlamentarismus zu

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0063

schwächen. Dieser Versuch ging allerdings im massiven Protest der Reformbewegung unter. Der Großherzog wurde im Herbst 1848 gezwungen, an einer Machtteilung zwischen Monarch und Volk mitzuarbeiten, um wenigstens einen Rückfall in die alte Ständemonarchie auszuschließen. Dieses innenpolitische Kalkül bestimmte die Vorgehensweise der Regierung in den folgenden Monaten, die auch eine ungeheure Dynamisierung der deutschen Frage brachten.

Großherzog Friedrich Franz II. begriff die Situation 1848 als Gelegenheit, um ein einheitliches und machtvolles Deutschland Wirklichkeit werden zu lassen, und war zur Abgabe bestimmter Souveränitätsrechte an eine Zentralgewalt bereit. Am liebsten wäre ihm ein großer Staatenbund unter preußischer Führung gewesen, dessen außenpolitisches Gewicht dann auch die innere Machtschmälerung der kleineren Fürsten mit neuen Aufgaben kompensiert hätte.

Friedrich Franz II. versuchte deshalb, Friedrich Wilhelm IV. zur Annahme der deutschen Kaiserkrone zu bewegen. Wie in Mecklenburg war der Großherzog auch für Deutschland bereit, die Einrahmung der Monarchie durch eine konstitutionelle Verfassung zu akzeptieren. Als der König jedoch Krone und Reichsverfassung ablehnte, sah sich Friedrich Franz II. gezwungen, der preußischen Unionspolitik zu folgen, ihr Scheitern mitzutragen und auf Druck Österreichs in den Deutschen Bund zurückzukehren.

Ähnlich prekär entwickelte sich Ende 1849 die mecklenburgische Verfassungsfrage. Nachdem die Regierung im Sommer ein konstitutionelles Staatsgrundgesetz mit der Abgeordnetenversammlung vereinbart hatte, verschlechterte der seit einem Jahr anhaltende Vormarsch der Gegenrevolution die Chancen für eine Etablierung der Konstitution. Von Anfang an hatten sich der Strelitzer Großherzog Georg und seine Söhne gegen die Auflösung der alten Stände gewehrt, da sie dadurch die Souveränität ihres Landesteils bedroht sahen. Der Neustrelitzer Politik gelang es geschickt, Einfluß in Berlin zu nehmen, um Schwerin in die Enge zu treiben. Dort gab man indessen den Forderungen nach einer Auflösung des Parlaments und Wiedereinsetzung der Stände nicht nach. Friedrich Franz II. hielt weiter an seinem Verfassungsversprechen fest. Er tat dies nicht nur, weil er sich aus der Not heraus den Forderungen der Revolution anpaßte, sondern weil ein gewisser Bildungsgrad des Volkes die Abgabe politischer Gewalten auch in Mecklenburg zu rechtfertigen schien.

Nach der Publikation des Staatsgrundgesetzes nahm der Druck auf Friedrich Franz II. von allen Seiten weiter zu. Nicht einmal die engere Familie gewährte ihm Halt und Unterstützung. Für den Strelitzer Großherzog, den preußischen König und die Führer der mecklenburgischen Ritterschaft kam nur die Aufhebung der neuen Verfassung in Frage. Vor allem Friedrich Wilhelm IV. machte sich die Belange Mecklenburgs herrschsüchtig zu eigen. Dieser machtvollen Fronde hatte Friedrich Franz II. kaum etwas entgegenzusetzen.

Der Großherzog geriet nach seiner Heirat mit Auguste von Reuß immer mehr ins Straucheln. Die Großherzogin ermunterte Friedrich Franz II., seine religiöse Lebensausrichtung auf alle politischen Fragen auszudehnen und damit endlich

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0064

den neuen, festeren Orientierungspunkt für seine Entscheidungen zu gewinnen. Diese Einflüsterungen bereiteten der Abkehr des Großherzogs vom konstitutionellen Verfassungsstaat den Boden.

Schließlich zwang die Drohung des preußischen Königs, in Mecklenburg notfalls mit militärischer Gewalt die alte Verfassung wieder einzuführen, den hilflosen Großherzog zum Einlenken. An diesem Angriff auf die Souveränität Mecklenburgs war auch die Großherzogin Alexandrine beteiligt, die sich in der Verfassungsfrage gegen ihren Sohn gestellt hatte. In dem Moment, als Friedrich Wilhelm IV. seine Ideale von einer Ständemonarchie in Preußen endgültig ad acta legen und sein Königreich der modernen Verfassungsentwicklung öffnen mußte, zwangen er und seine Umgebung Mecklenburg die alte Staats- und Gesellschaftsordnung der Vormoderne wieder auf.

Im Frühjahr 1850 fand die moderne Verfassungsentwicklung in Mecklenburg vorerst ihr abruptes Ende. Ohmacht und Entmutigung unter den ehemaligen Reformkräften kennzeichneten die folgenden Jahre. Aber auch Friedrich Franz II. fühlte sich ohnmächtig dem Willen einer höheren Macht unterworfen. Er flüchtete sich in religiöse Resignation und suchte Geborgenheit im Familienleben. Seine Offenheit gegenüber einem gewissen Maß an gesellschaftlicher Liberalisierung und Emanzipation wich nun der Erkenntnis, daß nur eine christlich-konservative Gesellschaftsordnung Sicherheit, Einheit und Übersichtlichkeit garantierte. Dafür sollten die alten Ordnungsmächte, die Stände und die landesherrliche Bürokratie ihm einstehen. Gleiches erhoffte sich der Großherzog außenpolitisch von den Großmächten Rußland, Preußen und Österreich. Insbesondere gegenüber den Romanows versuchte er die engen familiären Beziehungen zu vertiefen.

Friedrich Franz II. ergab sich in den 1850er Jahren den reaktionären Zeitströmungen und ließ seiner neuen Regierung unter Hans von Bülow und August Wilhelm von Schröter freie Hand für Repressalien und Verhaftungen, für Pressezensur und Amtsenthebungen. Mit der Ritterschaft mußte der Großherzog unterdessen Waffenstillstand schließen, obwohl die Verfassungsprobleme ihm deutlich vor Augen standen. Die finanzielle Abhängigkeit der Regierung und der unermüdliche Widerstand der altständischen Adelsfraktion verhinderten in den 1850er Jahren selbst kleinere Reforminitiativen. Übervorsichtige Veränderungen in der Sozialverfassung des Domaniums konnten die sozialen Probleme in den 1850er Jahren kaum entschärfen.

Der Versuch, den gesellschaftlichen Wandel in den Griff zu bekommen, äußerte sich ferner in einer christlich-konservativen Sozialpolitik, die über Stiftungen und öffentliche Daseinsfürsorge soziale Gegensätze mildern und die Bevölkerung an die Dynastie binden sollte. Die zahlreich neu geschaffenen Altenheime, Krankenhäuser und Kinderheime dieser Zeit legen vom Verantwortungsbewußtsein wie auch von der Herrschaftstechnik des Hauses Mecklenburg Zeugnis ab. Insbesondere die Großherzoginnen Auguste und Marie haben sich hier engagiert. Zwei Mal hat Friedrich Franz II. eine Gemahlin zu Grabe tragen müssen. Zwei Mal hat er wieder geheiratet, um sich und seinen Kindern ein zufriedenes Familienleben zu ermöglichen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0065

Das krampfhafte Festhalten an den Strukturen der ständischen Gesellschaft ging mit dem Ausschließlichkeitsanspruch des Luthertums einher. Landeskirche, Universitätstheologen und Hofgeistlichkeit verteidigten in Mecklenburg unter dem Schutz des Großherzogs die reine Lehre ihrer Konfession. So wurden die Emanzipation der Juden blockiert, der Katholizismus bekämpft, abweichende Lehrmeinungen niedergehalten und liberalen Einflüssen das Wasser abgegraben. Im neugotischen Kirchenbau fand das Neuluthertum seinen architektonischen und künstlerischen Ausdruck. Friedrich Franz II. förderte den Kirchenbau als irdisches Zeichen göttlicher Weltordnung auf besondere Weise.

In der deutschen Frage trat Friedrich Franz II. in den 1850er Jahren zunehmend aus seiner Passivität heraus. Ihm kam es darauf an, die Leistungsfähigkeit der Monarchie auch nach den Maßstäben der bürgerlichen Gesellschaft zu beweisen. Wollten die kleineren Monarchen in der deutschen Frage Handlungsspielraum zurückgewinnen und ihre Souveränität wahren können, schien es unter den damaligen außenpolitischen Bedingungen ratsam, sich für kriegerische Zeiten zu wappnen. Friedrich Franz II. tat dies mit großem Eifer. Er bereitete sich seit Anfang der 1850er Jahre gewissenhaft auf die militärische Sicherung von Thron und Land als Bundesgenosse Preußens vor.

Da der Großherzog immer an einem Ausgleich des österreichisch-preußischen Machtdualismus' interessiert war, drängte er während des italienischen Krieges 1859 auf eine Allianz der deutschen Staaten unter preußischer Führung. Schon damals richtete sich sein Blick in erster Linie gegen Frankreich. Die Gegensätze zwischen den deutschen Großmächten waren so jedoch nicht aufzuheben. 1866 beugte sich Friedrich Franz II. schließlich dem preußischen Machtkalkül und brach im Gefolge Bismarcks mit dem alten Deutschen Bund. Die nachfolgende Beschneidung seiner Souveränität im Norddeutschen Bund konnte er mit militärischem Einsatz als kommandierender General in Franken wettmachen. Immerhin gelang es, Mecklenburg-Schwerin ohne größere politische Turbulenzen in die neue Staatenordnung Deutschlands einzufügen, obwohl der seit 1858 amtierende Regierungschef Jasper von Oertzen vor zu großen Zugeständnissen gegenüber Preußen warnte. Friedrich Franz dagegen vertraute auf die Zusage Wilhelms I., sich nicht über Gebühr in die inneren Angelegenheiten Mecklenburgs einzumischen.

Über den Norddeutschen Bund fanden unter den Augen des Großherzogs Demokratie und Liberalismus Eingang nach Mecklenburg. Den Widerspruch zwischen allgemeinem Wahlrecht auf Bundesebene und ständischer Vertretung im Land konnten Friedrich Franz II. und die Stände in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit aber weder verhindern noch auflösen. Nachdem sich die Landwirtschaft schon im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der Modernisierung geöffnet hatte, geriet nach 1867 das ganze Wirtschaftsleben Mecklenburgs in den Sog liberaler Verhältnisse. Aber nur sehr spärlich zeigten sich Ansätze einer Industrialisierung, so daß der agrarische Charakter des Landes erhalten blieb.

Die Versuche des Großherzogs, über militärischen Prestigegewinn aufgegebene Souveränitätsrechte auszugleichen und die nationale Sache als neues Leistungsfeld der Monarchie zu erschließen, erreichten im deutsch-französischen Krieg 1870/71

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0066

ihren Höhepunkt. Ohne wirklich für die höhere Truppenführung geeignet zu sein, räumte ihm der preußische Generalstab Teilhabe am Schlachtenruhm der vereinigten deutschen Heere ein. Die militärisch-dynastische Gründung des Reiches ruhte zu einem Teil auch auf den Schultern Friedrich Franz' II. Daß sich seine militärische Passion zum politischen Machtkalkül wandelte und er als Sieger von Orléans und Beaugency in die frischgedruckten Geschichtsbücher des Kaiserreiches einging, nährte fatale Leitbilder von Kriegertum, Gehorsam und Unterordnung, die die deutsche Gesellschaft bis weit ins 20. Jahrhundert prägten.

Obwohl der alte Landesgrundgesetzliche Erbvergleich von 1755 durch die Bundes- bzw. Reichsgesetzgebung in Teilen außer Kraft gesetzt worden war, geriet Mecklenburg nach 1871 immer tiefer in den Ruf der Rückständigkeit. Vor allem der altständische Adel machte sich das Sendungsbewußtsein zu eigen, die letzte ständische Verfassung Deutschlands mit allen Mitteln gegen den Zeitgeist zu verteidigen. Der Großherzog war unterdessen der Ansicht, im Glauben etwas Höheres zu kennen als die Interessen gesellschaftlicher Gruppen. Dadurch wurden Verfassungsangelegenheiten zweitrangig, solange nur der Obrigkeit das Zutrauen der Bevölkerung erhalten blieb. Das war unter Friedrich Franz II. fast immer der Fall.

Und das auch deswegen, weil das Haus Mecklenburg am Wandel vom landesherrlichen Patriotismus zur spezifischen Landesidentität wesentlichen Anteil hatte. Bis zuletzt stützte die Herrschaft des Großherzogs seine über Jahrzehnte gewachsenen Popularität in der Bevölkerung, die trotz aller politischen Fehlschläge den aufrechten Willen, frommen Sinn und die Pflichterfüllung des Großherzogs honorierte. Auf Lithographien, Titelblättern und Festveranstaltungen zeigte Friedrich Franz II. seine der modernen Öffentlichkeit zugewandte Seite, allerdings ohne auch nur einen Augenblick seine Abstammung aus einem der ältesten regierenden Fürstenhäuser Europas aus den Augen zu verlieren.

Friedrich Franz II. profitierte zweifellos vom ungetrübten Glanz seiner Ausstrahlung, die hohe Geburt, tadellose Erziehung, privilegierte Stellung und Machtausübung auch dem Wesen eines durchschnittlichen Menschen hinzufügen. Diese Aura hielt außer der noch intakten Welt höfischer Institutionen, Zeremonien und Symbole vor allem die von allen Kanzeln gepredigte Lehre aufrecht, auch der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin sei Herrscher von Gottes Gnaden. Selbst das Sterben des Großherzogs diente zur Demonstration vorbildhafter Haltung im christlichen Glauben und der daraus abgeleiteten Überlegenheit obrigkeitlicher Staats- und Gesellschaftsstrukturen.

Friedrich Franz II. war fast immer ein von Beratern umgebener und geleiteter Fürst. Seine Leistungen liegen deshalb, wenn man von seinem zweifelhaften militärischen Ruhm absieht, nur zum Teil auf politischem Gebiet. Hier sind zumindest seine in Maßen vorhandene Reformbereitschaft und der nicht zuletzt ihm zu verdankende Erhalt der Selbstständigkeit Mecklenburgs zu nennen. Um so mehr aber hat er als Bauherr und Landesvater, als Mäzen und Stifter, als Oberbischof und Kirchenpatron sein Land geprägt.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0067

Jagdschlösser wie Friedrichsmoor zeugen von seiner Lieblingsbeschäftigung, und Gutsanlagen wie Raben Steinfeld von seinem Faible für das Leben eines Landedelmannes. Das Schweriner Schloß hingegen sprengt diesen Rahmen und war als Symbol der Glaubensfestigkeit und Geschichtlichkeit des Hauses Mecklenburg gedacht. Friedrich Franz II. wollte ein atemberaubendes Sinnbild seiner Herrschaft besitzen und bereitete damit Architekten, Künstlern, Historikern und Theologen ein Wirkungsfeld, wie es kaum eines im 19. Jahrhundert mehr zu bestellen gab.

Der Unübersichtlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse setzte Friedrich Franz II. mit dem Luthertum den Versuch einer einzigen, schlüssigen und widerspruchsfreien Leitorientierung entgegen, durch die er sich eine allumfassende Beurteilung von Entscheidungsmöglichkeiten zugänglich machen wollte. In diesem Sinne lebte Friedrich Franz II. noch in einer Welt, in der man allein dann richtig zu handeln vermochte, wenn der Staat als Organisation von Menschen nur als Teil der Welt und ihrer sündenbehafteten Minderwertigkeit angesehen wurde. Viel wichtiger schien es, sich als Ordnungsmacht und Werkzeug des allmächtigen Gottes an dessen Heilsplan zu orientieren. Deswegen orientierte sich Friedrich Franz II. vor allem an der Bibel und der von Friedrich Lisch erforschten Geschichte seiner Vorfahren. Diese Weltdeutung und Handlungsausrichtung brachte Friedrich Franz II. zwangsläufig in Widerspruch zu den von ihm erkannten und teilweise auch anerkannten Entwicklungen der modernen Gesellschaft. Deshalb belastete ihn die enorme Verantwortung des Monarchen vor Gott und den Menschen, der er sich nicht entziehen konnte.

Quellen: LHAS, 1.1-17 Testamente 51; 2.12.-1/1 Taufen der Kinder 117,118; 2.12.-1/3 Prinzenerziehung 79-94; 2.12.-1/4 Jugendarbeiten der Prinzen 17; 2.12.-1/10 Begräbnisse 384; 4.3-2 Hausarchiv des mecklenburg-strelitzschen Fürstenhauses, Briefsammlung 1062; 5.2-1 Großherzogliches Kabinett III passim; 5.2.-2 Ministerium des großherzoglichen Hauses 34; 5.2-4 Hausarchiv Mecklenburg-Schwerin, Briefnachlaß Großherzog Friedrich Franz II., Großherzogin Alexandrine, Großherzogin Marie. – Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, BPH, Rep. 50, J 816. – Universitätsarchiv Bonn AB 03.

Literatur: Feldzug 1870/71. Der Antheil der unter dem Kommando Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin vereinigt gewesenen Truppen am Kriege 1870/71, Berlin 1875. – Adolf Bettin, Die Waffenthaten des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, Frankfurt/Oder 1883. – G. Grassmann, Zum Sechzigsten Geburtstage des Allerdurchlauchtigsten Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Ein Gedenkblatt, Rostock/Ludwigslust 1883. – A. Martini, Friedrich Franz II. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Ein Gedenkblatt, Schwerin 1883. – Karl Homann, Per aspera ad astra. Leben, Wirken und Heimgang wailand Seiner Königlichen Hoheit Friedrich Franz II. regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Schwerin 1883. – Dietrich August Rische, Friedrich Franz weiland Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Lebensbild eines christlichen Fürsten, Wismar 1883. – Bernhard Schlotterbeck, Friedrich Franz II. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Gedenkbuch für Mecklenburgs Volk und Jugend, Schwerin 1883. – Ludwig von Hirschfeld, Friedrich Franz II. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger, Leipzig 1891. – Heinrich von Stein, Friedrich Franz II. und die Universität Rostock, Rostock 1891. – Bruno Garlepp, Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (Die Paladine Kaiser Wilhelms I., Bd. IX), Breslau 1892. – Carl

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0068

von Mettenheimer, Mitheilungen über den hochseligen Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, in: JVMGA 58, 1893, Quartalsbericht April, S. 25-50. – Berthold Volz, Großherzog FFII von Mecklenburg-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben, Wismar 1893. – Karl Schröder, Friedrich Franz II., Schwerin 1904. – Marie, Großherzogin von Mecklenburg, Das Fürstenhaus zu Mecklenburg-Schwerin, Leipzig 1912. – Jürgen Borchert, Mecklenburgs Großherzöge, Schwerin 1992. – René Wiese, Forschungen zu Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin. Probleme und Perspektiven, in: Hrsg. Eckardt Opitz, Forum Junge Wissenschaft der Lauenburgischen Akademie der Wissenschaft und Kultur 3, Hamburg/Mölln 2003, S. 11-19. – Ders., Orientierung in der Moderne. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg in seiner Zeit, Diss. Rostock 2004.

Porträts: LHAS, Porträtsammlung, daraus: Lithographie von Anfang der 1850er Jahre.* – Staatliches Museum Schwerin, Friedrich Wilhelm Schadow: Großherzogin Alexandrine mit ihren Kindern um 1825; ferner eine Reihe weiterer Gemälde.

René Wiese

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0069

FRIESE, Heinrich Friedrich August Christian Karl Ludwig, geb. 4.5.1860 Schwerin, gest. 8.9.1948 Schwerin; ev. – Entomologe.

Eltern: Friedrich Ludwig Theodor Friese, Orgelbaumeister, geb. 18.4.1827 Schwerin, gest. 16.1.1896 Schwerin; Maria Luise Amalie geb. Müller, geb. 6.6.1836 Schwerin, gest. 22.2.1880 Schwerin.

Ehefrau: Johanna Bertha Schmidt, geb. Kuffner, Adoptivtochter des praktischen Arztes Dr. med. Gustav Schmidt, geb. 20.1.1868 Starnberg, gest. 7.3.1943 Schwerin.

Kinder: Arnold Gustav Dethlef (1894-1945), Landwirt; Melitta Maria (1897-1989), Fotografin.



Geboren und aufgewachsen in Schwerin als ältester Sohn eines über Mecklenburg hinaus geschätzten und gefragten Orgelbaumeisters, dessen bereits seit drei Generationen vom Vater auf den Sohn weitergegebene Fabrik zahlreiche Kirchen des Landes mit bedeutenden Instrumenten ausstattete, schien die Laufbahn Heinrich Frieses vorgezeichnet. Seine eigentliche Berufung jedoch sollte sich bereits in jungen Jahren andeuten. Nach dem Besuch der Volksschule fiel die Wahl zunächst auf das Schweriner Gymnasium Fridericianum, dessen altsprachlich-geisteswissenschaftliche Ausbildung seinen früh erwachten naturwissenschaftlichen Neigungen allerdings kaum entgegenkam. Daraufhin wechselte Friese im Alter von zwölf Jahren auf das stärker naturwissenschaftlich orientierte Realgymnasium.

Als ihm wenig später eine durch Sturz verursachte schwere Armverletzung für längere Zeit den Besuch der neuen Schule unmöglich machte, versorgten ihn Mitschüler und Lehrer mit gesammelten Insekten als Genesungsgeschenken und trugen, wie Friese noch als Sechsundsechzigjähriger in seinen Erinnerungen bekannte, auf diese Weise zur Auslösung von Energien bei, die lebensbestimmend werden sollten. Nun begann er selbst Insektensammlungen anzulegen und systematische Studien zu betreiben, um wenig später nahezu auf Augenhöhe mit seinen Lehrern im Unterricht und bei botanischen oder entomologischen Exkursionen die fachliche Führung zu übernehmen.

Im Herbst 1876 verabschiedete ihn sein alter Klassenlehrer, um ihn der Obhut des selbst entomologisch arbeitenden Gymnasialprofessors Brauns anzuvertrauen. Unter dessen Einfluß wurde dem jungen Friese endlich eine seinen Fähigkeiten angemessene, und deren weitere wissenschaftliche Entwicklung fördernde Anleitung

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0070

zuteil. Auch als er infolge eines schweren Augenleidens das Gymnasium nach der Obersekunda ohne das Reifezeugnis verlassen, ein ursprünglich geplantes Baustudium ad acta legen und sich bei seinem Vater in die Lehre begeben mußte, kamen die entomologischen Forschungen nicht zum Erliegen.

Als Friese sich von 1880-1882 im Rahmen seiner Ausbildung in Halle und Merseburg-Weißenfels aufhielt, gelang es ihm, mit zwei der bedeutendsten deutschen Entomologen seiner Zeit in Kontakt zu treten. Sowohl der als Betreuer des Insektenbandes von Brehms Tierleben wohl populärste zeitgenössische Entomologe Ernst Ludwig Taschenberg (1818-1898), als auch dessen Kollege Otto Schmiedeknecht (1847-1936), der unter den deutschen Hymenopterologen eine führende Stellung einnahm, können als die für Frieses Wirken nachhaltigsten Mentoren angesehen werden. Unter dem Einfluß beider Ordinarii entstand in dieser Zeit nach zwei Jahren intensiver Exkursionen Frieses 1883 als *Beitrag zur Hymenopterenfauna des Saaltals* veröffentlichtes Erstlingswerk. Im selben Jahr nahm er auf Einladung Schmiedeknechts an einer zehnwöchigen Forschungs- und Sammelreise nach Südfrankreich, Spanien und den Balearen teil. Der Verkaufserlös dort gesammelter Präparate reichte aus, um der Exkursion einen viermonatigen Paris-Aufenthalt anzuschließen, wo er sich von den reichhaltigen Sammlungen Georges Baron de Cuviers (1769-1832) und André Latreilles (1762-1833), Amédée de Lepeletiers de Saint-Fargeau (1770-1845) und Jules Sichels (1802-1868) inspirieren ließ.

Kaum nach Schwerin zurückgekehrt, führte eine Einladung des Schweizer Entomologen und Kustos des Genfer Museum Saussure Emile Frey-Gessner (1826-1919) den jungen Wissenschaftler erneut auf eine längere Exkursion in das Schweizer Jura, das Umland von Genf, das Wallis, auf den St. Gotthard und in die italienische Schweiz. Das Jahr 1885 verbrachte Friese nahezu vollständig in Ungarn, Siebenbürgen und Dalmatien. Aufs äußerste beeindruckt von der überaus reichen und dabei so unberührten Steppenflora und -fauna in diesen Teilen der Donaumonarchie wurden nahezu 10.000 Präparate angefertigt. Überhaupt erscheinen die Eindrücke und Resultate dieser Exkursion von besonderer Nachhaltigkeit für Frieses weiteres Wirken gewesen zu sein. Enthusiastische Berichte über diese Landschaft, die ganz neue Gesichtspunkte für die Lösung biologischer Fragen böte, wobei es um Herkunft und Werden der gesamten Bienenwelt ging sowie greifbare Unterlagen für Aufdeckung der Kausalitätsverhältnisse, so daß sich die Ausrichtung der weiteren Untersuchungen über die Lebensverhältnisse der Bienenwelt nunmehr endgültig festlegen ließe, geben beredt Zeugnis davon.

1886 zog es Friese wiederum nach Paris und von dort aus an die Straßburger Universität. Auf die Aufforderung des nach Straßburg berufenen Rostocker Zoologen Alexander Wilhelm Goette (1840-1922), zur Abrundung seiner Ausbildung ein reguläres Studium aufzunehmen, schrieb sich der brillante Autodidakt in Zoologie, Botanik und Physik ein. Doch auch in dieser Zeit dominierten Frieses eigene Forschungen die regulären universitären Studien. Insbesondere die bei Aachenheim-Mundolsheim nahe Straßburg gelegenen 20-30 Meter hohen Lößwände zogen den Studenten in ihren Bann. In regelmäßigen Ausgrabungen entstanden hier die Entwicklungsreihen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0071

der werdenden Bienen und ermöglichten so die Aufstellung eines Stammbaums der gesamten Bienenwelt. Zur Finanzierung seiner Studien verkaufte Friese diese Entwicklungsreihen in präparierter Form an Museen und Universitäten in aller Welt.

Bei einem derartigem, auf die evolutionsgeschichtlich-darwinistische Ausrichtung der Frieseschen Forschungen hinweisenden Erkenntnisgewinn mußte ein formaler Studienabschluß zur Nebensache werden.

1889 ließ Friese sich exmatrikulieren, um ein Jahr später unweit Straßburgs durch den Aufbau und die vorübergehende Leitung einer Fabrik für elektropneumatische Orgeln als Tochterfirma des väterlichen Unternehmens endgültig zu finanzieller Unabhängigkeit zu gelangen. Mit dem Verkauf des expandierenden Unternehmens, aus dem so bedeutende und für die damalige Zeit moderne Orgeln wie die des Straßburger Münsters hervorgingen, war dies vollständig gelungen.

Inzwischen Familienvater, konnte Friese nun zur Umsetzung eines bereits seit langem geplanten Vorhabens, der Untersuchung der alpinen Bienenfauna, seinen Wohnsitz nach Innsbruck verlegen. In der Universitätsstadt am Fuße der Alpen entstand bis 1900 sein sechsbändiges Hauptwerk *Die Bienen Europas*. Wesentliche Anregungen dazu hatte er bereits aus den unvollendet gebliebenen „Apidae europaeae" seines Mentors und Freundes Schmiedeknecht erhalten. Mit den bewußt an den Titel des Schmiedeknechtschen Werkes anknüpfenden *Bienen Europas* sollte dessen Werk weitergeführt werden. Ein weiterer wesentlicher Anstoß ging von dem durch Friese äußerst geschätzten Innsbrucker Zoologen Karl Wilhelm von Dalla Torre (1850-1928) aus, dessen enorme Materialkenntnis sich in dem zeitgleich entstandenen zehnbändigen „Catalogus Hymenopterorum" niederschlug. Der Kontakt Frieses zu Dalla Torre ist für die Entstehung der *Bienen Europas* als besonders glücklicher Umstand anzusehen, konnte der Schweriner Entomologe auf diese Weise doch ohne Schwierigkeiten ein wandelndes Kompendium zu Rate ziehen, dessen enzyklopädisches zoologisches Wissen durch die Arbeit an dem genannten Werk noch zusätzlich aktiviert worden ist. In erster Linie wollte er mit dieser *Krone der Lebensarbeit* neben dem morphologischen Stammbaum der Bienen auch die Entwicklung verschiedenster Nestarten vom einfachen Zellen- und Linienbau in der Erde bis zur beiderseitigen Zellenwabe aus Wachs bei der Honigbiene darstellen. Bei aller Akribie naturphilosophischem Erkenntnisgewinn in einem weiteren Zusammenhang verhaftet, sprach Friese sich wiederholt gegen rein systematisch betriebene Forschungen aus, die ihm lediglich als Hilfsmittel und Ordnungsprinzip in der Vielfalt der Formen sinnvoll erschienen.

Im Jahr der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert zog es Friese von Innsbruck nach Jena. Ausschlaggebend für diesen Entschluß dürfte in erster Linie die sich anbahnende Freundschaft mit dem dortigen Ordinarius für Zoologie Ernst Haeckel (1834-1919) gewesen sein. Haeckel stand Friese besonders durch seine auf Darwinscher Grundlage weiterentwickelte und gerade in diesen Jahren populär gewordene Deszendenztheorie nahe. Aber auch sonst waren die Jenenser Jahre eine überaus fruchtbare Zeit. So entstanden, ausgehend von den drei Forschungsschwerpunkten

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0072

der Bienenfauna Afrikas, der tropischen und neotropischen Regionen, sowie der Arktis unter besonderer Berücksichtigung der Hummeln, nahezu 50 Arbeiten in Form von Aufsätzen und Einzelpublikationen. Ein Großteil dieser Arbeiten fand in dem gemeinsam mit dem Grazer Zoologen von Wagner herausgegebenen Standardwerk über die *Zoologischen Studien an Hummeln* Aufnahme. In diesem Werk traten Frieses naturphilosophische Interessen wiederum zu Tage.

Als Entomologe weltweit längst als Autorität anerkannt und von ausgezeichnetem Ruf, akademisch jedoch noch immer Autodidakt, wurde Heinrich Friese 1907 in Anerkennung seiner großen Verdienste, die er sich durch seine unermüdlichen und erfolgreichen Forschungen über die Systematik und die Lebensweise der Bienen erworben hatte, von der Hessischen Landesuniversität Gießen die Ehrendoktorwürde verliehen.

1913 war mit der Ernennung des seit 1905 wieder in seiner Vaterstadt Rostock lebenden Gelehrten zum Titularprofessor durch die mecklenburg-schwerinsche Landesregierung zumindest formal der Höhepunkt der wissenschaftlichen Laufbahn erreicht. Daneben fungierte Friese als Ehren- oder korrespondierendes Mitglied so ausgewiesener naturkundlicher Vereine wie der „Senkenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt", der „Entomologischen Föresingen, Stockholm", des „Vereins für schlesische Insektenkunde, Breslau" und der „Natura Artis Magistra, Amsterdam".

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs verband sich für Friese der Verlust vieler dieser Verbindungen, der Krieg machte dem zwanzigjährigen erfolgreichen Aufbau des internationalen Verkehrs ein jähes Ende. Statt dessen trat mit der Übernahme der Leitung der biologischen Abteilung des mecklenburgischen Landesgesundheitsamtes 1917 eine unerwartet praktische Komponente in Frieses Leben. So betreute er die durch die Zelluloseproduktion für Sprengstoff als kriegswichtig eingestufte Seidenraupenzucht durch Kriegsinvalide oder widmete sich des in dieser Zeit auch in Mecklenburg auftretenden Problems der Malariamücken. In den zwanziger Jahren traten Fragen zur Wohnhygiene, durch Notschlachtungen auftretende veterinärbiologische Probleme, aber auch bakteriologische Untersuchungen zu Bienenseuchen in den Vordergrund seiner Tätigkeit.

In diese Zeit, 1923, fällt auch die Veröffentlichung seines wohl populärsten und dem interessierten Laien am ehesten zugänglichen Werkes: *Die europäischen Bienen. Das Leben und Wirken unserer Blumenwespen*". Dem zurecht als „Bienenbrehm" bezeichneten Werk verdankte Friese, neben einer Vielzahl beliebter Volkshochschulvorträge, einen Gutteil seiner unter Naturfreunden und Hobbyentomologen erworbenen Popularität. Seine souveräne Darstellung offenbart hier ebenso die Hingabe und Freude an naturwissenschaftlichem Wirken wie sie ein Resümee der eigenen Arbeit zieht.

In diesem Sinn verbrachte Friese, zurückgezogen weiteren Forschungen lebend, seit 1931 seinen Ruhestand in Schwerin. Knapp zehn Jahre darauf, Anfang 1941, sollte der greise Forscher nochmals unerwartet durch einen Prozeß aus seiner Ruhe

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0073

gerissen werden, der ein bezeichnendes Licht auf seine unabhängige Persönlichkeit wirft. Ausschlaggebend dafür waren einige nichtangegebene Konten Frieses in den Niederlanden und der Schweiz, deren Existenz den deutschen Behörden erst im Zuge der Besetzung der Niederlande bekannt wurde. Der ohnehin nicht als Freund des Nationalsozialismus bekannte Gelehrte hatte seinen Kindern, wie die Anklageschrift ausführt, bereits in seinem 1934 verfaßten Testament empfohlen, ihr Geld im neutralen Ausland, vorzugsweise in kleineren Kulturstaaten, anzulegen. Auf diese Weise in eine äußerst gefährliche Lage geraten, konnte Friese von Glück sagen, daß das Gericht von der staatsanwaltschaftlich geforderten dreimonatigen Gefängnisstrafe absah und statt dessen, weil seine Forschungen dem Ansehen der deutschen Wissenschaft in der Welt gedient hätten, eine Geldstrafe in Höhe von 5000 Reichsmark verhängte.

Mit dem Tod Heinrich Frieses 1948 verlor die deutsche Entomologie einen ihrer bedeutendsten Wissenschaftler. Umfangreiche Sammlungen werden im Zoologischen Museum Berlin und dem Dresdner Naturwissenschaftlichen Museum aufbewahrt.

Quellen: LHAS, Mecklenburg-Schwerinsches Ministerium für Unterricht, Kunst und Kultur, Nr. 9743. – Teile des Nachlasses in Privatbesitz. – Auskünfte seiner Enkeltochter, Frau Melitta Steinhagen, Schwerin.

Werke: (Auswahl) Vollständiges Verzeichnis der von 1901 bis 1949 publizierten 175 entomologischen Schriften, in: Die Bienen Europas (Apidae Europaeae) Bd. 1-6, 2. Aufl., Graz 1969 (siehe *Literatur*). – Biologie der Andrena pratensis (= ovina), in: Entomologische Nachrichten, 1882. – Zur Lebensweise der Strepsiteren, in: Entomologische Nachrichten, 1883. – Über seltene und neue Apiden, o.O. 1885. – Schmarotzerbienen und ihre Wirte, in: Zoologische Jahrbücher, 1889. – Osmienstudien, in: Entomologische Nachrichten, 1891. – Beitrag zur Biologie der solitären Blumenwespen, in: Zoologische Jahrbücher, 1891. – Die Bienen Europas (Apidae Europaeae) Bd.1-6, Berlin und Innsbruck, 1894-1901. – Nestbau der Osmia bicolor, in: Entomologische Nachrichten, 1897. – Hymenoptera von Madagaskar. Apidae, Fossores und Chrysididae, in: Abhandlungen der Senkenbergischen Naturforschenden Gesellschaft, Frankfurt/Main 26, 1900.

Literatur: Heinrich Friese, Lebenslauf eines Schülers des Realgymnasiums zu Schwerin i.M. aus den Jahren 1872-1878, in: Uns oll Schaul, Mitteilungen der Altschülerschaft des Realgymnasiums in Schwerin (Meckl.), Schwerin 1937, S. 320-324. – Otto Guglia, Heinrich Friese (1860-1948), in: Die Bienen Europas (Apidae Europaeae), S. III–XIV, Bd. 1-6, 2. Aufl., Graz 1969.

Porträt: Foto aus dem Jahre 1940 (Privatbesitz).

Sebastian Joost

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0074

GRÄBKE, Hans Arnold, geb. 6.10.1900 Höxter, gest. 13.5.1955 Münster; ev. – Kunsthistoriker, Museumsdirektor.

Eltern: Wilhelm, Louis *Oskar* Gräbke. geb. 13.1.1864 Beeskow (bei Frankfurt/O.), gest. 17.1.1944 Rostock, Gemeindepfarrer; Martha Antonia Maria Cremer, geb. 22.5.1862 Solingen, gest. 18.5.1936 Berlin; verh. 16.10.1895.

Ehefrau: Edith Pierstorff, geb. 7.8.1903 Moskau, gest. 30.1.1955 Lübeck, verh. 1935 Lübeck.



Oskar Gräbke war seit seiner Ordination im Jahre 1892 zweiter Pfarrer zu St. Kilian in Höxter. Hier erlebte der Sohn Hans Arnold eine unbeschwerte Kindheit. Seit seiner frühesten Jugend förderten die Eltern sein Interesse für bildende Kunst.

Mit dem Reifezeugnis erhielt Gräbke im September 1918 die Einberufung zum Militärdienst. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges studierte er Kunstgeschichte, Archäologie, Geschichte sowie Germanistik und legte 1923 an der Universität Göttingen sein Examen als Kunsthistoriker ab. Für die Dauer eines Jahres folgte ein Praktikum in den Berliner Museen.

Vom 1.5.1924 bis 30.6.1931 war Gräbke als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kunsthandlung Karl Haberstock in Berlin tätig. Daneben arbeitete er an seiner Doktorarbeit über *Tobias Wilhelmi und die Magdeburger Barockskulptur nach dem Dreißigjährigen Kriege*, die er 1928 an der Universität Göttingen erfolgreich verteidigte. Sein berufliches Interesse galt nach wie vor dem Museumswesen.

Im Juli 1931 endlich erhielt Gräbke vom Direktor des Lübecker Museums Carl Georg Heise (1890-1979) ein Angebot, als Volontär in den dortigen Sammlungen wirksam zu werden, um sein Wissen auf dem Gebiet mittelalterlicher Kunst des norddeutschen Raumes in den Bereichen der Malerei, der Plastik und vor allem des Kunsthandwerks, dem sein besonderes Interesse galt, zu vertiefen.

Auf Anregung Heises machte Gräbke im Herbst 1932 seine erste Bekanntschaft mit der Stadt Rostock. Deren Stadtrat Dr. Heinrich Altvater (1878-1940), seit 1923 Vorsitzender des Altertumsvereins und zudem auch Leiter der städtischen Museumsverwaltung, hatte sich an den Direktor des Lübecker Museums mit der Bitte um fachliche Unterstützung gewandt, denn das Rostocker Altertumsmuseum sollte völlig umgestaltet werden. Heise schlug den von ihm sehr geschätzten Gräbke vor. Gemeinsam besuchten sie die Rostocker Einrichtung, um die Vorbereitungen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0075

zu treffen. Dabei waren ihnen die teils unerfreulichen Bedingungen, unter denen das Vorhaben realisiert werden sollte, nicht entgangen. Dennoch nahm Gräbke den Auftrag an. Nun stand er vor der schwierigen Aufgabe, die Neuordnung des stark vernachlässigten Museums in den gleichen Räumlichkeiten vorzunehmen, in denen bereits zum Zeitpunkt der Einrichtung des Museums um 1903 die vorhandenen Sammlungen kaum einen angemessenen Platz fanden.

Aus der Fülle des Vorhandenen traf Gräbke eine strenge Auswahl. Zur Schau gelangten nur die Objekte, die von ihrer Bedeutung her dem historischen Charakter der Hansestadt gerecht wurden. Damit gab er erstmals den Anstoß zur Gestaltung eines Museums für Rostocks Stadtgeschichte. Die von Gräbke geschmackvoll getroffene Neuordnung fand weithin Beachtung. Mit der Wiedereröffnung der Ausstellung am 27.5.1933 war Gräbkes Aufenthalt in Rostock beendet.

Während seines Studienaufenthaltes am deutschen kunsthistorischen Institut in Rom 1933/34 verfolgte er mit großem Interesse das Geschehen in den Rostocker Museen. Bald erschienen in der Rostocker Presse von ihm Beiträge über ausgewählte Kunstwerke und Sachzeugnisse der Kulturgeschichte aus Rostocks Museumsbesitz, was von der Öffentlichkeit mit Interesse aufgenommen wurde.

Als Gräbke 1935 im Landesmuseum Münster eine feste Anstellung als Assistent mit der Anwartschaft auf eine Beamtenstellung erhielt, schien seine berufliche Zukunft gesichert. Noch im gleichen Jahr schlossen der nahezu mittellose Kunstwissenschaftler und die Lübecker Kaufmannstochter Edith Pierstorff den Bund der Ehe. Diese sollte kinderlos bleiben. In Rostock setzte Stadtrat Heinrich Altvater seine Bemühungen um die Berufung eines hauptamtlichen Leiters für das städtische Museum fort. Mit freiwilligen Helfern aus den Vereinen waren die anstehenden Museumsaufgaben nicht länger zu bewältigten. Aus dieser Sachlage heraus unterbreiteten Stadtrat Dr. Heinrich Altvater und Archivrat Dr. Ernst Dragendorff (1869-1938; → Bd. 3, S. 54-62) dem Oberbürgermeister den gemeinsamen Vorschlag, das städtische Museum mit dem Stadtarchiv zu vereinen und einem Leiter zu unterstellen. Eine solche Vereinigung würde der Stadt keine zusätzlichen Kosten verursachen. Als Wunschkandidaten schlugen sie übereinstimmend Hans Arnold Gräbke vor, der sich bei der Neuordnung des hiesigen Museums bereits bewährt hatte. Dragendorff stellte sich für die Einarbeitung Gräbkes ins städtische Archivwesen zur Verfügung. Im Auftrag des Oberbürgermeisters fragte Altvater bei Gräbke an, ob er bereit wäre, die Leitung des Museums und des städtischen Archivs zu übernehmen. Nachdem Gräbke einige Sicherheiten versprochen, alle behördlichen Hindernisse überwunden waren und der Nachweis seiner arischen Abstammung im Personalbüro der Stadtverwaltung vorlag, konnte er in den Dienst der Seestadt Rostock treten. Die Anstellungsurkunde als Museumsdirektor wurde ihm am 28.4.1936 ausgehändigt. Im April zog Gräbke von Münster nach Rostock. Für ihn begann damit ein bedeutsamer Abschnitt seines Lebens und für die Stadt Rostock eine neue Ära in der Geschichte ihres Museums.

Gräbkes Vorstellungen zur Gestaltung des städtischen Museums griffen Grundgedanken eines wissenschaftlich fundierten Beitrages des Archivars Dragendorff

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0076

aus dem Jahre 1932 auf, der darauf zielte, das Altertumsmuseum in ein städtisches Geschichtsmuseum umzuwandeln. Für ein Stadtwesen mit so ausgeprägter geschichtlicher Eigenart wie Rostock sollte dieser Sammlungsbestand an erster Stelle stehen. Dafür wurden Ausstellungsmöglichkeiten benötigt. Gräbke lenkte das öffentliche Interesse erstmals auf das Kloster zum Heiligen Kreuz in unmittelbarer Nähe des damaligen Blücherplatzes, das seit seiner Gründung nahezu die gesamte Geschichte der Stadt Rostock begleitet hat.

Als Direktor übernahm Gräbke die räumlich mit der Altertumssammlung verbundene städtische Kunstsammlung. Ihre Entstehung verdankte sie dem 1852 geschaffenen Verein zur Gründung, Vermehrung und Erhaltung einer Sammlung von Kunstgegenständen für die Stadt Rostock. Seither war es vielen Mitgliedern stets eine Ehre, die von ihnen erworbenen Kunstwerke der städtischen Kunstsammlung zu übereignen. Damit stand Gräbke vor der Aufgabe, die sehr sporadisch gewachsene Gemälde- und Grafiksammlung als Bestandteil des städtischen Museums zu wahren und sie klarer und übersichtlicher als das bisher geschehen war, zu ordnen. Er mußte auch den Mut zur Auswahl aufbringen.

Zum Prüfstein seines Könnens wurde die am 20.9.1936 im Rahmen der dritten Rostocker Kulturwoche eröffnete Ausstellung „Rostocker Bilder aus 100 Jahren". Es gelang Gräbke, über 140 Werke zu vereinigen, die zeigen sollten, wie sich Rostocks Stadtbild in der künstlerischen Darstellung der letzten einhundert Jahre widerspiegelt. Die Medien kamen nicht umhin, die Exposition als Erfolg des neuen Museumsdirektors zu würdigen.

Gleich zu Beginn seiner Amtszeit wurde Gräbke der Wunsch des Oberbürgermeisters übermittelt, er möge auch die Aufsicht über das Museum für Völkerkunde übernehmen. Seit dessen Gründung im Dezember 1902 war dieses Museum mit Raumproblemen behaftet. Von Fachwissenschaftlern der Völkerkunde bewundert, lagerte der einmalige Bestand in Kisten verpackt mehr als ein Jahrzehnt in Kellern des Kunst- und Altertumsmuseums. Im Dezember 1932 hatte dieses Museum zwar im alten Wasserturm auf dem Oberwall ein Domizil gefunden, die Bedingungen jedoch waren katastrophal. Nun sollte Gräbke für die Beseitigung der Unzulänglichkeiten sorgen, wobei der Stadt keine zusätzlichen Kosten entstehen durften. Weil die dort gelagerten Kulturgüter gefährdet und Museumsbesuche unzumutbar waren, nahm sich Gräbke dieser Aufgabe mit dem ihm eigenen Engagement an und legte in kürzester Frist ein Programm notwendigster Veränderungen innerhalb dieses alten Wasserturmes der Museumsverwaltung vor. Von einer vereinbarten Nutzung des Wasserturmes durch die Festungskommandantur in Kiel hatte Gräbke keine Kenntnis: Der Wasserturm war seit 1935 den Interessen der Militärs zugeordnet und dem Museum für Völkerkunde dabei nur noch eine Gastrolle zugedacht.

Von den Folgen der sich in den Jahren seit 1933 abzeichnenden nationalsozialistischen deutschen Politik blieben weder die Stadt Rostock mit ihren Museen noch deren Direktor Gräbke verschont. Es galt, Maßnahmen zu treffen zum Schutz des Kulturgutes vor Luftangriffen; Sicherungsfragen traten in den Vordergrund. Schließlich erhielt

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0077

Gräbke am 25.8.1939 die Einberufung zur Wehrmacht und mußte sofort einrücken. Als am 1.9.1939 der Zweite Weltkrieg begann, diente Museumsdirektor Gräbke als Kanonier der Flakschule in Rerik. An seine baldige Entlassung, um die Altvater sich bemühte, war nicht zu denken. Am 26.3.1940 teilte das Wehrbezirkskommando dem Rostocker Stadtoberhaupt die Versetzung des Gefreiten Gräbke zur 11. Flugmelde-Reserve-Kompanie nach Rostock mit. Diese Einheit versah ihren Dienst im alten Wasserturm, wo noch immer die Museumssammlung für Völkerkunde unsachgemäß lagerte. Gräbke erhielt so die Möglichkeit, sich außerhalb des Wachdienstes um die Belange der Museen zu kümmern. Er plante und veranstaltete Ausstellungen, die selbst unter den gegebenen Bedingungen des Krieges auf einer hohen kulturellen Stufe standen. Doch nicht jede seiner Ausstellungen fand die Zustimmung der Reichskammer der bildenden Künste. Nach deren Richtlinien bestand für jede in Museen geplante Kunstausstellung grundsätzlich die Anmeldungspflicht. Gegen diese Vorschrift verstieß Gräbke in den Jahren mehrmals, so im September 1941, als im Rahmen der Rostocker Kulturwoche die Ausstellung zu Ehren des Malers Georg Kaulbach (1866-1945) anläßlich seines 75. Geburtstages veranstaltet wurde. Als Gräbke diese Ausstellung plante, „vergaß" er ganz einfach die ihm bekannte Meldepflicht und war deshalb in die Kritik geraten.

Im April 1942 war Gräbke mit der Auslagerung der Sammlungen des Museums für Völkerkunde beschäftigt. Der alte Wasserturm auf den Wallanlagen mußte zugunsten militärischer Belange unwiderruflich ausgeräumt und die Sammlungen in Kisten verpackt nach außerhalb verlagert werden. Das Ende der völkerkundlichen Sammlung war damit besiegelt.

In seiner Eigenschaft als Landesdenkmalpfleger hielt Gräbke sich oft in den Kirchen der Stadt auf, um bei günstigen Lichtverhältnissen die von Zerstörung bedrohten Kirchenschätze fotografisch zu dokumentieren. Seine Sorge galt vor allem den gefährdeten Kirchenglocken. Mehrere dieser großartigen Werke wurden der Rüstungsindustrie zugeführt. Gemeinsam mit dem Rostocker Superintendenten gelang es Gräbke, einige Glocken zurück zu erhalten.

Der Tod Heinrich Altvaters am 6.8.1940 traf Gräbke tief. Mit Altvater verlor das Rostocker Museumswesen einen seiner aktivsten Förderer und Gräbke einen aufrechten Freund, dem er in seiner beruflichen Entwicklung so unendlich viel zu verdanken hatte.

Im Februar 1942 wurde Gräbke auf Ersuchen des Rostocker Oberbürgermeisters dann endlich doch vom Militär entlassen. Die Sicherung der Kulturgüter machte seine Anwesenheit erforderlich. Nach einem schweren Luftangriff auf Lübeck wurde er im März 1942 dorthin zu Bergungsarbeiten angefordert. Als er das Ausmaß der Zerstörung von Lübeck noch gar nicht richtig begriffen hatte, erlebte er wenige Tage später erneut ein noch schlimmeres Inferno in Rostock, denn in den Nächten vom 24.-27.4.1942 bombardierten Verbände der Royal Air Force das historische Stadtzentrum von Rostock. Unmittelbar nach diesen Luftangriffen setzte sich Gräbke für die Rettung verschütteter Kunstdenkmäler ein. Tagelang zog er mit einem Handwagen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0078

durch die von Ruinen gesäumten Straßen, um nach Resten kultureller Zeugnisse zu suchen. Nach eigenen Angaben gelang es ihm, wenige wertvolle Leuchter der St. Jakobikirche aus dem Schutt zu bergen. Während der Luftangriffe versah Gräbke pflichtgemäß die Brandwache in den Räumen des Museums. Das Gebäude blieb inmitten brennender Ruinen erhalten und erlitt nur Luftdruckschäden, die allerdings erheblich waren. Die wertvollsten Stücke aus dem Museum hatte Gräbke vorsorglich in Tresoren der Sparkasse eingelagert. Da weitere Luftangriffe drohten, wurde nun mit der Evakuierung des gesamten Museumsbestandes und des Archivs begonnen. Unter schweren Bedingungen wurden bis Ende 1944 nahezu der gesamte Museums- und Archivbestand ausgelagert und in zehn Ortschaften der ländlicher Umgebung Rostocks untergebracht.

Unter diesen Bedingungen mußte er die geplanten Veröffentlichungen aufgeben. Die ihn quälenden Zweifel an seinem Tun verdrängte Gräbke im Interesse einer erhofften friedlichen Zukunft. Freunden gegenüber versicherte er, Rostock vor Kriegsende nicht zu verlassen. Vielmehr hoffte er, „sein" Museum nach Ende des Krieges bald wieder eröffnen zu können.

Mit dem 1.5.1945 war für Rostock das Ende des Krieges gekommen. Noch im Mai des Jahres 1945 unterbreitete Gräbke dem Stadtkommandanten der Roten Armee seine Vorschläge zur baldigen Wiedereröffnung des städtischen Museums. Während das Programm in abgewandelter Form die Stadtkommandantur erreichte, erhielt Gräbke seine Versetzung zur Stadtreinigung. Die neu ernannte Stadtverwaltung wollte auf seine weitere Tätigkeit im Museumswesen verzichten, da er Mitglied der NSDAP gewesen war. Prominente Rostocker, darunter Künstler, Verleger, Theologen und einstige Mitarbeiter des Archivs, bescheinigten ihm eine aufrechte Haltung zum humanistischen Erbe während der Zeit nationalsozialistischer Machtverhältnisse. Aus der Unbedenklichkeitsbescheinigung des Kultur- und Bildungsamtes der Stadt Rostock geht hervor, daß Gräbke zwar nominelles Mitglied der NSDAP war, aber in keiner Weise weder schriftlich noch mündlich für die Politik dieser Partei in irgendeiner Form Stellung bezogen habe. Besondere Erwähnung fand die Tatsache, daß Gräbke als Direktor Kunstwerke, die als sogenannte „entartete Kunst" vernichtet werden sollten, verborgen gehalten hatte.

Gräbke durfte als Mitarbeiter ins Museum zurückkehren. Nun beschäftigte ihn die Wiedereröffnung des Museums vollauf. Sie fand mit einer Ausstellung zum Gedenken des Künstlers Ernst Barlach bereits im Oktober 1945 statt. Die Rückführung der ausgelagerten Kulturgüter, die in den Auslagerungsorten nach der Besetzung der entsprechenden Gutshöfe teils ohne Aufsicht waren, lag Gräbke sehr am Herzen. Wegen fehlender Transportmittel mußte die Aktion mehrmals verschoben werden. Als sie dann stattfand, war er selbst an der Rückführung der Museumsschätze nicht mehr beteiligt. Dennoch ist es ihm zu verdanken, daß wertvolle Zeugnisse der bildenden Kunst und Kulturgeschichte Rostocks vor dem Verlust bewahrt werden konnten.

Im Herbst 1946 verließ Gräbke nach zehnjähriger Tätigkeit Rostock. Nach langem Zögern hatte er sich entschlossen, im Oktober 1946 die ihm angebotene Stellung als

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0079

Direktor des St. Annen-Museums zu Lübeck anzunehmen. Auch im Lübecker Amt war ihm die erhoffte Muße zur zusammenfassenden Bearbeitung eines größeren Stoffgebietes nicht vergönnt. In Briefen an Freunde beklagt er die ständige Auseinandersetzung mit der wachsenden Bürokratie, mit der er sich in Lübeck konfrontiert sah. Der Tod seiner Frau machte ihn einsam in Lübeck. Anhaltende Unstimmigkeiten mit den Ämtern führten dazu, daß er Lübeck im Juni 1955 verließ, um in Münster eine neue Aufgabe zu übernehmen.

Am Tag seiner Amtseinführung erlag der neuermannte Direktor des Westfälischen Landesmuseum Dr. Hans Arnold Gräbke im Alter von 55 Jahren einem Gehirnschlag.

Quellen: Archiv der Hansestadt Rostock, 1.1.23. Museumsverwaltung; ebd. 1.3.1. Vereine, Veranstaltungen, Jubiläen; ebd. 1.4.12. Hans Arnold Gräbke; ebd. 2.1.13. Kulturhistorisches Museum, Nr. 19.

Werke: Das Kloster zum Heiligen Kreuz, in: Kommunalpolitische Schriftenreihe Rostock, Heft 4, 1938, S. 2-6. – Kunst- und Kulturgeschichte Rostocks. Die städtische Kunstsammlung, in: Kommunalpolitische Schriftenreihe Rostocks, Heft 9, 1938, S.6 -13. – Rostocks Museum, die Schatzkammer der Stadt, in: Mecklenburgische Monatshefte, Jg. 15, 1939, 174. Heft, S. 38-42.

Porträt: Foto (o.J.) Archiv der Hansestadt Rostock, Genealogische Sammlung, Porträts, Inv. Nr. p 475.

Werner Schäfer

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0080

GRÖNING, Johann, get. 22.4.1669 Wismar, begr. 19.6.1747 Wismar; ev. – Jurist und Bildungsschriftsteller.

Eltern: Joachim Gröning, Kaufmann, geb. [kaum vor 1631, vermutlich Wismar], begr. 27.5.1689 Wismar; Anna Margarethe Schliemann, geb. [?] 1639 [Wismar], begr. 15.3.1675 Wismar; verh. 5.9.1665 Wismar.

Ehefrau: Elisabeth Werner, get. 28.4.1673 Wismar, begr. 17.4.1748 Wismar, Witwe des Magisters Joachim Clindt, Pastors zu Heiliggeist in Wismar, get. 6.3.1664 ebd., gest. 12.3.1699 ebd.; verh. 10.6.1706 Wismar.

Kinder: Keine.

Gröning studierte seit dem Sommer 1685 an der Universität Leipzig Philosophie und die Rechte und wechselte im Juni 1688 nach Rostock. Nachdem sein älterer Bruder und sein Vetter, die mit ihm an beiden Orten studiert hatten, in Rostock zum Dr. jur. promoviert worden waren (1691 bzw. 1696) und so einer Karriere am Schwedischen Tribunal zu Wismar näher kamen, erwarb auch Gröning den Grad eines Doktors beider Rechte, aber nicht in Rostock, wie meist angenommen. Der bereits mit etlichen Publikationen Hervorgetretene unterzog sich vielmehr einem Eilverfahren zu Groningen (14.9.1696). Bildungsreisen führten Gröning nach Holland und Italien, und um 1690 weilte er bei der gegen Frankreich stehenden Armee in Brabant, um sich Kenntnisse im Festungsbau anzueignen. In seinen Wanderjahren zog es den Rechtskandidaten an die höchsten Rechtsinstanzen im Reich, Reichshofrat und Reichskammergericht, also nach Wien und Wetzlar, ferner nach Regensburg, wo er Einsicht in Reichsakten nahm.

Zunächst strebte Gröning eine Position am Schwedischen Tribunal zu Wismar an, dessen rechtliche Stellung er mehrfach behandelte, doch erlangte er nur eine nicht realisierte Exspektanz auf die Stelle eines Referendarius. Königlich Schwedischer Beamter ist Gröning nicht gewesen, doch versuchte er, nach außen in diesem Status zu erscheinen. Die meiste Zeit seines Lebens blieb Gröning in der Heimatstadt, in der er sein Auskommen als Mühlenbesitzer fand. Aufwendige, ein wenig querulantenhafte Prozesse am Tribunal gegen die Stadt Wismar um Steuern und Geldansprüche (1711, 1738-1744) weisen auf die juristische Seite seines Lebens. Seit dem 18. Jahrhundert nahm man an, Gröning sei Advokat in Hamburg (wo er aber nicht einmal das hierzu erforderliche Bürgerrecht besaß) bzw. beim Tribunal in Wismar gewesen. Diese Rückschlüsse vom Haupterscheinungsort der Schriften Grönings bzw. von seinem Lebenszentrum überschätzten seine Stellung. Sein sprunghafter und streitbarer, wenngleich kreativer Charakter dürfte ihn kaum für eine Tätigkeit im Kollegium einer Behörde oder eines Gerichts empfohlen haben.

Markante Spuren hat Gröning als Schriftsteller hinterlassen. Viele Titel seines rund 30 Werke umfassenden Œuvres erschienen selbständig und, mit vielen Titelvarianten, zugleich als Lieferungen zu Sammelwerken. In seiner Frühzeit, als er eine Karriere am Tribunal erstrebte, beteiligte sich Gröning an der Rechtswissenschaft mit Abhandlungen zum Zivilrecht und zum Völkerrecht. Wichtige Bezüge zu Wismar bieten Schriften der Jahre 1692 und 1702, die das Tribunal, seit 1653 Oberste Instanz für den

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0081

Besitz Schwedens im Reich, mit dem Reichshofrat und dem Reichskammergericht verglichen. Seine Thesen zum Recht der freien Seefahrt führten zu einer Kontroverse, namentlich mit Samuel von Pufendorf (1632-1694), dem führenden Vertreter der Naturrechtslehre. Diese zog sich über dessen Tod hinaus, bis ein Beitrag Grönings 1707 als Vorspann zu Pufendorfs „De officio hominis et civis iuxta legem naturalem" nachgedruckt wurde. Gröning korrespondierte zwischen 1696 und 1705 mit dem Universalgelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) über diese Fragen und versuchte, sich mit dessen Hilfe für die Berliner Akademie der Wissenschaften zu empfehlen. Seine Zuwahl stand aber dort (anders als aus gelehrter Eitelkeit bis in die Lexika kolportiert) niemals zur Debatte.

Verbindungen nach Hamburg boten Gröning, verglichen mit dem kleinstädtischen Wismar, bessere Gelegenheit, sich beim wohlhabenden, gebildeten und oft in Kunstsammlungen engagierten Bürgertum zur Geltung zu bringen. Vielleicht war er zeitweise für das dortige Domkapitel, das Schweden gehörte, juristisch tätig.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0082

Hamburg war zudem im Verlagswesen eine gute Basis, die Gröning von 1700 bis 1706 in einer ungewöhnlich fruchtbaren literarischen Phase nutzte. Er sprengte damals den Rahmen seines Faches und legte neben juristischen Schriften populäre, in allgemeines Bildungsstreben gehörende Titel vor. Sein Organ wurde der gut verbreitete, bei Benjamin Schiller verlegte „Geöffnete Ritter-Platz", der auf Bildung, vor allem der Jugend, zielte. Diese sollte aus der Praxis ritterlicher Wissenschaften und Übungen zur Tugend der vornehmen Welt finden. Gröning steuerte zu dem Sammelwerk Lieferungen zur Münzkunde und zur Geschichte der Religionen bei. Historische Schriften Grönings reichten von der Antike bis in seine Zeit und behandelten etwa die Englische Glorious Revolution (1688) oder den Feldzug Karls XII. von Schweden in Russland (1700/01). Erörterungen zum Nutzen der Geschichte gingen auf Chronologie, Genealogie, Heraldik und Geographie ein. Zum Teil unter Einschluß historischer Aspekte behandelte Gröning experimentelle Naturwissenschaft, Mathematik und Philosophie und äußerte sich zum Bauwesen und zur Staatslehre.

Einen besonderen Schwerpunkt haben bei Gröning seine „Medaillen-Bücher", welche er selbst begrifflich von den „Historischen Büchern" trennte. Sie stehen im Zusammenhang der zeitgenössischen Beschäftigung mit Münzen als Element der Bildung. Wenngleich Grönings Wirken auf diesem Felde wissenschaftlich am zuverlässigsten eingeordnet wurde, ist seine Bedeutung kaum auf diese spezielle Thematik einzuengen. Er stand vielmehr im Sinne bürgerlicher Bildung in der gelehrten Welt und vermittelte nach der Frühzeit als Jurist in einer hochproduktiven, aber kurzen Phase mit polygraphischem Talent Wissen und Bildung. Für dieses Ziel, das weite Verbreitung forderte und ermöglichte, ging Gröning von der lateinischen Gelehrtensprache ab und publizierte in Deutsch. Bei zeittypischer Weitschweifigkeit und nicht konsequenter Systematik zeichnete sich der Autor, der den Ruf einer „lebendigen Bibliothek" pflegte, durch ungewöhnliche thematische Breite des Œuvres aus.

Von Neuauflagen älterer Arbeiten abgesehen, hörte Gröning relativ abrupt in der Mitte des Lebens auf zu publizieren. Sogar Titel, die bereits angekündigt waren, etwa Pandekten des Völkerrechts, erschienen nach 1706 nicht mehr. Die Eheschließung dürfte dem zuvor großenteils frei Schaffenden neue Prioritäten gesetzt haben, so daß er sich nun den praktischen Seiten des Lebens zuwandte. Die Resonanz der Schriften hatte zudem Grenzen erreicht, die den Einsatz eigener Mittel zum Druck kaum ratsam machten. Eine Miszellensammlung, die mehr in die Vergangenheit weist, als Neues zu beginnen, knüpfte 1721/23 noch einmal an die frühere Publikationstätigkeit an. Dieses *Musaeum juris et solidioris literaturae* bietet umfangreiche Kommentare zu Grönings persönlicher Bibliographie. Die wenig Profil aufweisende Spätschrift zeigt, daß Gröning in der zweiten Hälfte des Lebens normalem Erwerb gegenüber literarischen Ambitionen den Vorzug geben mußte. Auch der Abschied von zu hohen Erwartungen an Erfolg wird deutlich. Im Ergebnis blieb Gröning als Autor praktisch bis zum Lebensende „stumm".

Quellen: Archiv der Hansestadt Wismar, Kirchenbücher St. Georg, St. Nikolai, St. Marien; Ratsakten, Abt. III, Rep. 1, A[a], XXIII, 16,11; Abt. IV, Rep. 1, C 33, G 35, G 41, G 47, G 56,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0083

G 70, G 101, G 102; Testamente: Elisabeth Gröning, 1748 April 2. – Leibniz-Korrespondenz: Niedersächs. Landesbibliothek Hannover, Handschriftenabt., LBr. 332. – Georg Erler, Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559-1809, Bd. 2, Leipzig 1909, S. 145. – Hofmeister, Matrikel, Bd. 3, Rostock 1895, S. 301a, vgl. S. 299b, 308; Bd. 4, Rostock 1904, IV 2, 15. – Album Studiosorum Academiae Groninganae, Groningen 1915, S. 142, 456. – Sogenannte „Ego-Zeugnisse": C. S. P., Gröningiana oder: Kurtzer Bericht Von Die sämmtliche Schrifften / so Herr D. Johan. Gröning edirt, Hamburg 1703 [Vorbericht zu „Staatistische Bücher", auf Kontakten zu Gröning fußend]. Vgl. Gröning, Musaeum, Bd. 2, 1723, S. 62-66.

Werke: Verzeichnis bei Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, Bd. 2, Hamburg 1854, S. 601. Vgl. Gröning [Verfasser mit „de"!], Musaeum juris et solidioris literaturae, 2 Bde., Wismar / Leipzig 1721-1723, hier Bd. 1, S. 1-39. – *Auswahl*: Harmonia S. R. tribunalis Wismariensis cum judicio aulico et camerali [...], o. O. 1692. – Dissertatio inauguralis juridica de jure electionis regis Romanorum vivente imperatore, Groningen 1690 [!], 1696. – Das geöfnete Müntz-Cabinet [...]. Hamburg 1700 [ohne Verfassernennung], 2. Aufl. 1702, 3. Aufl. 1705, 4. Aufl. 1715. – Historia numismato-critica. Das ist die Neu-eröfnete Historie der Modern-Medaillen [...], Hamburg 1700, 2. Aufl. 1702, 3. Aufl. 1705, 4. Aufl. 1715. – Historie der heutigen Religionen [...], Hamburg 1700, 2. Aufl. 1702, 3. Aufl. 1711. – Staatistische Bücher: 1. Gründliche Lehre vom Staats-Interesse und vollkommenen Staatsminister, 2. Vollkomner Baumeister / und Ingenieur [...], 3. Neu-projectirtes dictionarium mathematicum [...], Hamburg 1703. – Samuel De Pufendorf, De officio hominis et civis iuxta legem naturalem libri II. Praemittitur Joannis Groeningii historia iuris naturae et gentium [...], Frankfurt a. M. 1707.

Literatur: Deutsches Biographisches Archiv (DBA) 424, 246-256 (verweist auf die älteren Schriftsteller-Lexika). – Schröder, Lexikon [...], S. 601. – Peter Berghaus, Numismatiker im Porträt, Nr. 15: Johann Gröning, in: Geldgeschichtliche Nachrichten 28, 1993, S. 20-26. – Niklot Klüßendorf, Der Jurist und Bildungsschriftsteller Johann Gröning aus Wismar, in: JVMGA 117, 2002, S. 127-142.

Porträt: Kupferstich von Diederich Lemkus. Frontispiz aus: J. Gröning, Bibliotheca universalis [...], Hamburg 1701, UB Marburg: I C 205 (Foto: Heike Heuser).

Niklot Klüßendorf

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0084

GUSTLOFF, Wilhelm, geb. 30.1.1895 Schwerin, gest. 4.2.1936 Davos; ev. – nationalsozialistischer Politiker.

Eltern: Theodor Gustloff, Kleinkaufmann, gest. 3.1.1931; Pauline Gustloff, geb. Heise, geb. 4.10.1865 Schwerin, gest. 30.7.1945 Schwerin.

Ehefrau: Hedwig Schoknecht, geb. 11.2.1898 Schwerin, gest. [?]; verh. 26.5.1923.



Nach Besuch des Realgymnasiums in Schwerin, das er 1912 mit dem sogenannten „Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis" verließ, begann Gustloff eine Lehre bei der Mecklenburgischen Lebensversicherungs- und Sparbank in Schwerin und stieg hier bis 1917 zum Abteilungsleiter auf. Sein schlechter Gesundheitszustand verhinderte seine Einberufung als Soldat. 1917 ging er in die Schweiz, um dort sein Lungenleiden zu kurieren. Er arbeitete hier zunächst als Angestellter und später als Leiter der meteorologischen Station in Davos. Politisch stand er wie viele in seinem sozialen Umfeld auf der äußersten Rechten. Bereits 1921 trat er in den völkischen Schutz- und Trutzbund und 1929 in die NSDAP ein. In das Blickfeld der Schweizer Behörden geriet er zuerst im Frühling 1931, als das Postzollamt in einer Briefsendung aus Deutschland an ihn 3500 Propagandamarken mit der Aufschrift „Bauer erwache, es geht um Haus und Hof" entdeckte. Die Davoser Polizei jedoch hielt seine propagandistische Tätigkeit wegen der geringen Anhängerzahl der NSDAP in Davos für bedeutungslos. Ende 1931 gründete Gustloff eine NSDAP-Ortsgruppe in Davos und übernahm am 4.12.1931 als Landesvertrauensmann die Führung der NS-Organisationen in der Schweiz. Am 3.2.1932 ernannte ihn Gregor Strasser (1892-1934) zum kommissarischen Landesgruppenleiter und wertete ihn damit auch innerhalb der Auslandsorganisationen der NSDAP bedeutend auf.

In der Folgezeit entfaltete Gustloff eine rege Propagandatätigkeit. 1935 gab es bereits 45 Schweizer Ortsgruppen und Stützpunkte. Die Zahl der Parteimitglieder erhöhte sich von 60 im Jahr 1933 auf 1364 im Jahr 1937. Die große Mehrheit der ca. 120 000 Deutschen in der Schweiz – viele von ihnen politische Flüchtlinge – stand den Nationalsozialisten jedoch ablehnend gegenüber. Einen nicht unwichtigen Wirkungskreis fand Gustloff denn auch in der Bespitzelung der dauerhaft oder auch nur im Urlaub in der Schweiz befindlichen Deutschen, wobei er auch über den deutschen Botschafter Ernst von Weizäcker belastendes Material zusammentragen ließ. Er beschuldigte Weizäcker des Umgangs mit emigrierten Regimegegnern und

UB Rostock
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0085

Juden und arbeitete auf dessen Amtsenthebung hin. Der Botschafter seinerseits lehnte es ab, Gustloff in den diplomatischen Dienst zu übernehmen und ihm so den schweizerischen Behörden gegenüber Immunität zu gewähren.

Die Gesetze des Gastlandes setzten Gustloffs Aktivitäten enge Grenzen. So waren Ausländern das Tragen einer Uniform ebenso verboten wie das Abhalten öffentlicher Umzüge und Versammlungen. Auch der Vertrieb nationalsozialistischer Presseerzeugnisse unterlag strengen Auflagen. Am 2.7.1935 wurde das Wochenblatt „Der Reichsdeutsche in der Schweiz" verboten, worauf Gustloff die vorgeblich unpolitischen „Nachrichten der deutschen Kolonie Bern" für propagandistische Zwecke nutzte. Sich stets hart am Rande der Legalität bewegend betonte Gustloff, daß er die Gesetze der Schweiz immer sorgsam befolgen würde. Die sozialdemokratische Fraktion im Kantonsparlament Graubünden, die seit 1933 seine Ausweisung forderte, tat sich sehr schwer damit, ihm eindeutige Rechtsverstöße nachzuweisen. 1935 lehnte der Nationalrat mangels klarer Beweise einen Antrag auf Auflösung der Landesgruppe der NSDAP und Ausweisung ihres Leiters ab. Trotzdem rechnete Gustloff selbst wohl in naher Zukunft mit solchen Aktionen, denn er bereitete im Herbst 1935 seine dauerhafte Rückkehr nach Deutschland vor und begann mit der Errichtung eines Wohnhauses in Schwerin.

Am 4.2.1936 wurde er von David Frankfurter, einem in Kroatien geborenen Medizinstudenten jüdischer Herkunft, in seiner Wohnung in Davos erschossen. Der Attentäter stellte sich freiwillig, wurde vor Gericht gestellt und zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt. Zugleich verbot die Schweizer Regierung die Organisationen der Landesgruppenleitung und der Kreisleitungen der NSDAP. Die deutsche Führung reagierte trotz scharfer Proteste insgesamt auffallend moderat. Am Vorabend der olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen war Hitler nicht an einer Eskalation interessiert. Die Presse forderte die deutsche Bevölkerung sofort zur Disziplin auf.

Immerhin konnte Wilhelm Gustloff zumindest die Martyrerliste der Nationalsozialisten verlängern. Da die Partei in ihren Toten eine zentrale Legitimation für ihren Machtanspruch sah, wurde die Beerdigung Gustloffs mit dem denkbar größten Aufwand begangen. Bei der Überführung der Leiche hielt der Sonderzug in Stuttgart, Würzburg, Erfurt, Halle und Magdeburg, um den örtlichen Gauleitern Gelegenheit zu kurzen Ansprachen und Gedenkfeiern zu geben. In Schwerin wurde Gustloff in der Festhalle aufgebahrt, wo der Bevölkerung Gelegenheit gegeben wurde, am Sarg vorbei zu defilieren und Kränze niederzulegen. Der eigentliche Staatsakt erfolgte am 12.2.1936 in Schwerin. Mehrere zehntausend Menschen aus ganz Mecklenburg – Partei- und SA-Angehörige und die von ihren Lehrern beaufsichtigten Schweriner Schulkinder – waren zum Spalierstehen an der 5 km langen Strecke zwischen Festhalle und Friedhof verpflichtet worden. Hitler selbst, begleitet von Heß, Goebbels und Himmler, hielt die Trauerrede, die auch direkt im Radio übertragen wurde.

Die nach Goebbels Worten „radikale, scharfe Rede gegen die Juden" machte die jüdische Weltverschwörung für das Attentat verantwortlich und huldigte dem Totenkult der Bewegung: „Unsere Toten sind alle wieder lebend geworden. Sie marschieren

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0086

nicht nur im Geiste, sondern lebendig mit uns mit". Unmittelbar nach der Feier verließ Hitler die Halle und überließ es seinem Stellvertreter Heß, dem Sarg bis zum Friedhof zu folgen. Bis auf kleinere Pannen verlief die Veranstaltung recht reibungslos, wobei die innere Anteilnahme der Bevölkerung, für die der seit 19 Jahren im Ausland lebende Gustloff doch ein Fremder blieb, wohl eher gering war.

Da Gustloff als Toter wichtiger geworden war als als Lebender, war auch seinen sterblichen Überresten keine dauerhafte Ruhe vergönnt. Im Mai 1936 wurde die Urne schließlich in einer feierlichen Zeremonie im Wald nahe der Gauführerschule am Schweriner See beigesetzt, das Grab durch einen gewaltigen Findling abgedeckt, der auf der Rückseite die Aufschrift trug: „Gelebt für die Bewegung, gemeuchelt von Juda, gestorben für Deutschland". Um den Stein herum entstand in der Folgezeit der sogenannte „Ehrenhain der Bewegung" mit einer Ehrenhalle aus Brandauer Granit und Gräbern anderer „alter Kämpfer" der Partei aus ganz Mecklenburg.

Aber auch noch auf andere Weise pflegte die NSDAP die Erinnerung an diesen „Martyrer der Bewegung". In Schwerin wurden eine Straße und eine Schule nach ihm benannt und in Rostock im November 1937 ein Wilhelm-Gustloff-Denkmal errichtet. Am 5.5.1937 wurde der erste Schiffsneubau für die NS-Gesellschaft „Kraft durch Freude" in Hitlers Anwesenheit auf seinen Namen getauft. Am 30.1.1945 versenkte ein sowjetisches U-Boot das mit Flüchtlingen voll beladene Schiff in der Ostsee. Mehr als 9000 Menschen, vor allem Frauen und Kinder, kamen ums Leben. Nach 1945 wurde der Ehrenhain zerstört, Gustloffs Urne zum städtischen Friedhof umgebettet.

Quellen: Archiv der Landschaft Davos, Ratskontrolle, Fremdenkontrolle. – Staatsarchiv des Kantons Graubünden, Landesberichte 1919-1936. – Bundesarchiv Bern, Akten des Eidgenössischen Politischen Departements und der Bundesanwaltschaft, 2001 (C4) 94, 94; 4001 (B) 1970/87, 3; 4320 (B) 1. – Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin, Botschaft Bern, GK Zürich, Pkt. 27, Gesandtschaft Bern E 452416, 1467, 1477, 1478. – LHAS, Nachlaß Hildebrandt 10.9-H/8, Nr. 58. – Stadtarchiv Schwerin, MB 2196. – „Niederdeutscher Beobachter" 6.2.-22.2.1936.

Literatur: Kurt Humbel, Nationalsozialistische Propaganda in der Schweiz 1931-1939, Bern 1977. – Jürgen Fink, Die Schweiz aus der Sicht des Dritten Reiches 1933-1945, Zürich 1985. – Peter Bollier, 4. Februar 1936: Das Attentat auf Wilhelm Gustloff, in: Politische Attentate des 20. Jahrhunderts, hrsg. von Roland Aegerter, Zürich 1999, S. 42-75. – Kerstin Urbschat, Der Tod in Davos – Wilhelm Gustloff und die deutsche Auslandsgruppe in der Schweiz, in: Mecklenburger im Ausland. Historische Skizzen zum Leben und Wirken von Mecklenburgern in ihrer Heimat und in der Ferne, hrsg. von Martin Guntau, Bremen 2001.

Porträt: Foto (Stadtarchiv Schwerin).

Bernd Kasten

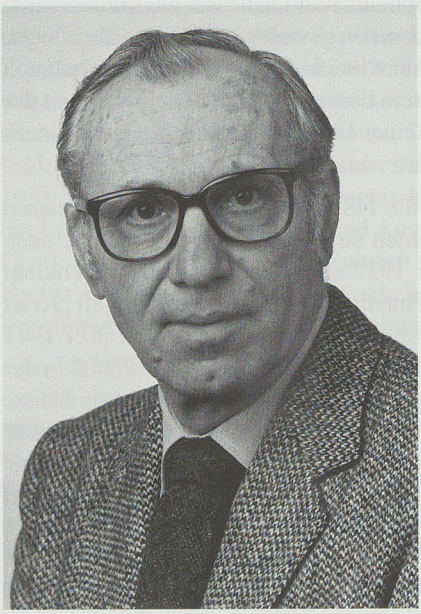
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0087

HAMANN, Manfred Gottfried, geb. 10.2.1926 Poischwitz (Niederschlesien), gest. 15.12.1991 Langenhagen; ev. – Archivar und Landeshistoriker.

Eltern: Arthur Hamann, geb. 1875, gest. 1939, Landwirt in Poischwitz; Hulda Püschel, geb. 1891, gest. 1974.

Ehefrau: Ethel Hamann, geb. Schwartz, geb. 22.6.1930 Hamburg, Gymnasiallehrerin.

Kinder: Reinhard, geb. 12.9.53, Oberstudienrat; Christian (1962-1980).



Manfred Hamann wuchs im bäuerlichen Milieu seines Heimatdorfs mit einem Bruder und zwei Schwestern auf, besuchte die örtliche Volksschule und danach das Gymnasium in Jauer, an dem er 1944 nach einem kriegsbedingten Notabitur das Reifezeugnis erhielt. Unmittelbar an die Schulzeit schloß sich der Fronteinsatz in Frankreich an. Er endete mit einer Verwundung, die den Gebrauch des rechten Arms auf Dauer stark beeinträchtigte. Aus dem Lazarett ließ er sich zu einer Tante in Dabel bei Sternberg entlassen, da die Rückkehr in die schlesische Heimat versperrt war. Für einige Monate half er in der Landwirtschaft aus und absolvierte dann eine Schnellausbildung zum Lehrer. Nach nur kurzer Tätigkeit in diesem Beruf nahm er im Herbst 1946 an der Universität Rostock das Studium der Geschichte und der Anglistik auf, das er 1951 mit dem Staatsexamen abschloß. In diesen Studienjahren wurde ihm Mecklenburg zu einer zweiten Heimat, auch dadurch, daß er hier seine Frau kennenlernte.

Dem ursprünglichen Wunsch, in den höheren Schuldienst zu treten, stand die Entwicklung der politischen Verhältnisse in der DDR entgegen. Hamann sah sich daher nach einem Beruf um, der, wie er hoffte, weniger von ideologischen Vorgaben belastet war. In der Archivlaufbahn schien sich ihm eine geeignete Alternative zu bieten. Für zwei Jahre ging er als wissenschaftlicher Angestellter an das Stadtarchiv Rostock, um hier die praktische, handwerkliche Seite des Berufs kennenzulernen. Auf diesen Lebensabschnitt sah er später mit gemischten Gefühlen zurück, weil sich zu der damaligen Leiterin des Rostocker Archivs, Hildegard Thierfelder, kein harmonisches Verhältnis einstellen wollte. Immerhin konnte er die Zeit nutzen, um die Quellen für seine Dissertation *Der Einfluß der verschiedenen Bevölkerungsklassen auf das mittelalterliche Stadtregiment, gezeigt am Beispiel der wendischen Hansestädte im Gebiet der DDR* zusammenzutragen. Mit dieser von Albrecht Timm (Dozent in Rostock, dann Professor in Berlin, Hamburg und Bochum) betreuten Arbeit,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0088

die leider ungedruckt blieb, wurde er 1953 an der Berliner Humboldt-Universität promoviert.

Anschließend bewarb sich Hamann mit Erfolg um die Aufnahme in den staatlichen Archivdienst der DDR. Von 1953 an absolvierte er die Ausbildung am Institut für Archivwissenschaft in Potsdam, die er zwei Jahre später mit der Note „sehr gut" abschloß. Seinem Wunsch entsprechend wurde er im September 1955 dem Landeshauptarchiv Schwerin zugewiesen. Hier arbeitete er sich in kurzer Zeit in das gesamte Tätigkeitsfeld eines wissenschaftlichen Archivars ein, an einem bedeutenden staatlichen Archiv, das seine Bestände im wesentlichen unversehrt über den Krieg hatte retten können. Er machte sich nun auch mit den jüngeren Abschnitten der mecklenburgischen Landesgeschichte vertraut und publizierte in den „Archivmitteilungen", dem Fachorgan der Archivverwaltung der DDR, zwei Beiträge über seine Ordnungsarbeiten am Bestand des Schweriner Innenministeriums und über die archivischen Quellen zur Geschichte der Hansestädte.

Doch die Hoffnung auf eine ruhige berufliche Karriere im Dienst an der historischen Quellenüberlieferung verflog bald. Immer stärker wurde der Druck spürbar, den die ideologischen Vorgaben der Staatsführung auch auf das Archivwesen ausübten. Den daraus resultierenden Spannungen und Belastungen wollte der junge Archivar sich nicht auf Dauer aussetzen. Kontakte, die Hamann im damals noch gesamtdeutschen Hansischen Geschichtsverein zu Kollegen aus der Bundesrepublik geknüpft hatte, machten ihm deutlich, welch größeren Spielraum die berufliche und wissenschaftliche Arbeit in einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung genoß. Im Juli 1958 zog er die Konsequenz und flüchtete mit seiner Frau und dem 1953 geborenen Sohn Reinhard in die Bundesrepublik.

Die erste Station im Westen war die niedersächsische Stadt Oldenburg. Es hatte Signale gegeben, daß ein rascher Einstieg in den niedersächsischen Archivdienst erwartet werden könne. Doch durch unvorhergesehene Umstände verzögerte sich die Aufnahme. Für fast ein Jahr mußte Hamann, um die Wartezeit zu überbrücken, einen Werkvertrag in Koblenz annehmen, wo er für die Archivpflege des Landes Rheinland-Pfalz tätig war. Zum 1. Mai 1959 wurde er endlich von der niedersächsischen Archivverwaltung als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt und dem Staatsarchiv – später Hauptstaatsarchiv – Hannover zugewiesen; wenig später erfolgte die Übernahme als Beamter des höheren Dienstes. Die Familie siedelte alsbald nach Hannover um.

An der neuen Wirkungsstätte fand Hamann ein Kollegium vor, in dem er sich bald heimisch fühlte. Vor allem der gebürtige Mecklenburger Franz Engel erwies sich als ein Mentor, der den jungen Kollegen ermunterte, über der Einarbeitung in die niedersächsische Geschichte auch die mecklenburgische nicht aus den Augen zu verlieren. Rasch erklomm Hamann die weiteren Stufen der beruflichen Laufbahn, wurde 1962 Archivrat, 1965 Archivoberrat, 1971 Archivdirektor und 1973 Leitender Archivdirektor.

Sein archivisches Arbeitsfeld war zunächst die Urkunden- und Aktenüberlieferung des ehemaligen Fürstbistums Hildesheim, wozu er in den folgenden Jahren mehrere

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0089

weiterführende Aufsätze veröffentlichte. Schon bald wurde er auch zu Verwaltungsaufgaben herangezogen und 1969 zum ständigen Vertreter des Archivleiters Dr. Carl Haase ernannt. Seit 1979 stand er dann dem Hauptstaatsarchiv eigenverantwortlich vor.

Volle drei Jahrzehnte stand er im Dienst dieses größten niedersächsischen Archivs, dessen Hauptsorge zumindest in den ersten Jahren noch immer der Wiederherstellung der im Bombenkrieg verloren gegangenen Findmittel galt. Hamann hat an dieser Aufgabe tatkräftig mitgewirkt und konnte dabei seine Stärke, das praxisorientierte, zupackende Handeln, voll einbringen. Weniger lag es ihm, sich mit archivtheoretischen Fragen zu beschäftigen oder langfristige Konzepte zu entwickeln. Er blieb ein Mann der Praxis, hielt an bewährten und altvertrauten Methoden fest und blieb skeptisch, selbst gegen unabweisbare Veränderungen, wie etwa den Einzug der elektronischen Datenverarbeitung in das archivische Arbeitsfeld. Seine Neigung zu spontanen Reaktionen, die häufig vom Gefühl bestimmt waren, hinderte ihn gelegentlich daran, ein Problem nüchtern zu analysieren und daraus Lösungsmöglichkeiten abzuleiten. Eigenwilligkeiten und Empfindlichkeiten führten bisweilen zu Spannungen im dienstlichen Verkehr, doch sie blieben Randerscheinungen und wurden immer wieder überdeckt von einem geselligen Naturell und von freundschaftlicher Offenheit im Umgang mit Kollegen und Mitarbeitern.

Die Tätigkeit des Archivars, die Pflege der Archivalien, ihre Ordnung und Erschließung hat Hamann nie als Selbstzweck, sondern immer als Dienst für die Benutzer verstanden; auf ihre Wünsche und Fragen ist er stets verständnisvoll eingegangen, gerade auch auf die der Familien- und Heimatforscher. So manche niedersächsische Ortschronik gedenkt dankbar seiner Beratung und seiner Hilfe. Sehr am Herzen lag ihm auch die Erhaltung des kommunalen und privaten Schriftguts. Er lud die örtlichen Archivbetreuer zu regelmäßigem Erfahrungsaustausch ein und gab ihnen mit der Neubearbeitung der *Richtlinien für die Archivpflege in Niedersachsen* eine willkommene Anleitung an die Hand. Für eigene Verzeichnungsarbeiten blieb nach der Übernahme der Archivleitung kaum noch die Zeit, doch eine viel benutzte Übersicht der Quellen zur ländlichen Sozialgeschichte und die den hannoverschen Mittel- und Unterbehörden und den Sammlungsbeständen gewidmeten Bände 3 und 4 der Beständeübersicht des Hauptstaatsarchivs zeigen, daß er der Archivpraxis immer verbunden blieb.

Daneben kam die wissenschaftliche Betätigung nicht zu kurz. Zunächst konnte Hamann noch die Früchte seiner intensiven Studien in der Rostocker und Schweriner Zeit ernten: mit einer Reihe von auf Mecklenburg bezüglichen Artikeln in der 17. Auflage der Brockhaus-Enzyklopädie und vor allem mit zwei in den „Mitteldeutschen Forschungen" erschienenen Büchern. Mit dem Band *Das staatliche Werden Mecklenburgs* legte er eine handbuchartige, erstmals bis in das 20. Jahrhundert fortgeführte Übersicht der verfassungs- und verwaltungsgeschichtlichen Entwicklung des Landes vor, die nicht auf eigenen Forschungen, sondern auf der einschlägigen Literatur beruht und in gedrängter Darstellung vor allem das herausstellen und begründen will, „was man landläufig als typisch mecklenburgisch empfindet, die landständische

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0090

Verfassung des 19. Jahrhunderts". Das Buch *Mecklenburgische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Landständischen Union von 1523* ist eine Neubearbeitung des gleichnamigen Werks von Hans Witte aus dem Jahr 1909 und blieb für lange Zeit die einzige lieferbare Gesamtschau des Hohen und späten Mittelalters. Beide Bücher trugen Hamann teils hämische, teils herablassende Kommentare parteiamtlicher DDR-Historiker ein. Mit um so größerer Genugtuung nahm er zur Kenntnis, daß die mecklenburgischen Archivare mehrfach die Brauchbarkeit und Nützlichkeit der Darstellungen für die eigene Arbeit betonten. Hamann hat sich immer bemüht, die Verbindung zu den Kollegen in der DDR, soweit sie nicht linientreu waren, wenigstens brieflich aufrecht zu erhalten. Es berührte ihn schmerzlich, daß es bei den immer seltener werdenden Begegnungen auf Fachtagungen nur zu flüchtigen oder verstohlenen Begrüßungen kommen durfte.

Natürlich trat mit fortschreitender Zeit die mecklenburgische Geschichte hinter der Niedersachsens zurück, die Hamann mit einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen bereicherte. Schon 1968 hatte er dazu aufgerufen, die ungedruckten und großenteils in ihrer Substanz gefährdeten Urkunden vor allem der Klosterarchive in Niedersachsen zu edieren. Er selbst beteiligte sich an diesem Unternehmen mit Urkundenbüchern des Stifts Fredelsloh und des Klosters Reinhausen. Für das Niedersächsische Jahrbuch für Landesgeschichte schrieb er neben mehreren Aufsätzen regelmäßig auch Rezensionen und bemühte sich besonders darum, auf eine Verbesserung des Niveaus von Ortschroniken hinzuwirken.

Bereits 1962 wurde Hamann zum Mitglied der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen gewählt und übernahm 1970 das Amt des stellvertretenden Vorsitzenden, das er bis 1986 innehatte. Den Historischen Verein für Niedersachsen leitete er von 1965 bis 1985, gab die *Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens* heraus und übernahm die Führung bei zahlreichen Exkursionen, darunter noch zu DDR-Zeiten auch solchen nach Mecklenburg und Vorpommern. Die Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte berief ihn 1978 in ihren Vorstand, und auch dem Beirat des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gehörte Hamann geraume Zeit an. An der Universität Hannover übernahm er über mehrere Jahre einen Lehrauftrag für niedersächsische Landesgeschichte und historische Hilfswissenschaften. All diese neben- und ehrenamtlichen Aufgaben bewältigte er mit Zielstrebigkeit und Selbstdisziplin, ohne sich je über zu großen Arbeitsanfall zu beklagen. Sie waren für ihn fast selbstverständlich mit dem Archivarsberuf verbunden und verschafften ihm Befriedigung und Selbstbestätigung.

Die letzten Berufsjahre wurden vom Unfalltod des jüngeren Sohnes Christian überschattet. Hamann selbst mußte sich einer schweren Herzoperation unterziehen. Er ließ sich zum 30.6.1989 in den Ruhestand versetzen, von dem er sich die Verwirklichung verschiedener aufgeschobener wissenschaftlicher Vorhaben erhoffte. Die Erfüllung blieb ihm leider verwehrt. Bald nach der Pensionierung wurde eine bereits fortgeschrittene Krebserkrankung entdeckt, die binnen zwei Jahren zum Tode führte. Solange die Kraft reichte, hat Hamann die Arbeiten an einem Urkundenbuch

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0091

des südniedersächsischen Klosters Katlenburg vorangetrieben; er konnte es nicht mehr vollenden.

Quellen: Hauptstaatsarchiv Hannover, VVP 81 (Nachlaß Manfred Hamann); Dep. 79 (Historischer Verein für Niedersachsen). – Mündliche Auskünfte von Frau Ethel Hamann.

Werke: Stadtarchive und hansische Geschichtsforschung, in: Archivmitteilungen 1956, S. 90-92. – Ordnungsarbeiten an Beständen des mecklenburgischen Ministeriums des Innern, in: Archivmitteilungen 1958, S. 43-46. – Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald zur Hansezeit. Ein Vergleich, in: Vom Mittelalter zur Neuzeit (Festschrift für Heinrich Sproemberg), Berlin 1956, S. 90-112. – Ohne Verfasserangabe hrsg. von der Fachschule für Archivwesen Potsdam, Verwaltungsgeschichte des Staates. Lehrbrief 5: Geschichte der Staatsverwaltung in Mecklenburg. Als MS gedruckt. Unter Berücksichtigung der Gutachten von Dr. P[aul] Steinmann und Chr[ista] Cordshagen, Berlin 1958 [Exemplar im LHAS]. – Ämterkarte und Besitzstandskarte von 1797 (Karten 2 und 3 des Historischen Atlas von Mecklenburg), Erläuterungsheft, zusammen mit Franz Engel, Köln/Graz 1960. – Das staatliche Werden Mecklenburgs, Köln/Graz 1962. – Das Staatswesen der Fürstbischöfe von Hildesheim im 18. Jh., in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 34, 1962, S. 157-193. – Die Hildesheimer Bischofsresidenz, in: ebd. 36,1964, S. 28-65. – Übersicht über die wichtigsten Veröffentlichungen mittelalterlicher Urkunden zur niedersächsischen Geschichte, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 39, 1967, S. 45-85. – Mecklenburgische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Landständischen Union von 1523, Köln/Graz 1968. – Mecklenburgs Beitrag zur deutschen Landesgeschichte. Ein Bericht über die wichtigsten neueren Forschungsrichtungen, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 18, 1969, S. 254-288. – Geschichte im Regierungsbezirk Hildesheim, in: Niedersachsen. Territorien, Verwaltungseinheiten, geschichtliche Landschaften, hrsg. von Carl Haase, Göttingen 1971, S. 118-140. – Quellen zur ländlichen Sozialgeschichte im Niedersächsischen Hauptstaatsarchiv in Hannover, Göttingen 1975. – Die Calenberger Klöster (mit Erik Ederberg), Hannover 1977. – Überlieferung, Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte in Niedersachsen, in: Geschichte Niedersachsens, hrsg. von Hans Patze, Bd. 1, Hildesheim 1977, S. 1-95. – Politische Kräfte und Spannungen in der Provinz Hannover um 1880, in: Nieders. Jahrbuch für Landesgesch. 53,1981, S. 1-39. – Übersicht über die Bestände des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs in Hannover Bd. 3, Göttingen 1983. – Urkundenbuch des Stifts Fredelsloh, Hildesheim 1983. – Aus der hunderfünfzigjährigen Geschichte des Historischen Vereins für Niedersachsen, in: Hannoversche Geschichtsblätter Neue Folge 39,1985, S. 1-64. – Geschichte des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs in Hannover, in: Hannoversche Geschichtsblätter Neue Folge 41, 1987, S. 39-87, und 42,1988, S. 35-119. – Alltag im Kloster Reinhausen am Vorabend der Reformation, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 88, 1990, S. 75-94. – Urkundenbuch des Klosters Reinhausen, Hildesheim 1991. – Übersicht über die Bestände des Niedersächsischen Hauptstaatsarchivs in Hannover Bd. 4, Göttingen 1992.

Literatur: Dieter Brosius, Manfred Hamann 1926-1991, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 64, 1992, S. 605-607. – Otto Merker, Manfred Hamann †, in: Der Archivar 46, Düsseldorf 1993, Sp. 153-156.

Porträt: Foto 1988, Privatbesitz.

Dieter Brosius

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0092

HEINRICH von Ribnitz (Reczekow), geb. um 1360 Ribnitz, gest. (Juli-Okt.) 1435 in der Kartause Marienehe bei Rostock; – Hochschullehrer, Kartäuser-Prior.

Eltern: unbekannt

Die frühesten nachweisbaren Lebensdaten des Heinrich von Ribnitz sind die Promotionsdaten zum Bakkalaureus artium in Prag vom 6.4.1377. Im Registrum graduatorum der Prager Universität von 1388 nennt er sich Henricus Reczekow de Rybbenicz. In der wissenschaftlichen Literatur wird er jedoch stets Heinrich von Ribnitz genannt.

Die akademische Ausbildung und Karriere Heinrichs lassen sich gut aus den weiteren Prager Quellen erschließen: 1379 erwarb er Lizentiat und Magisterium, war 1381-1387 sowie 1389-1398 Examinator und ließ sich 1386 zusätzlich bei den Juristen intitulieren. Im Jahre 1388 bekleidete Heinrich von Ribnitz das Amt des Dekans der Artisten – dies entspricht der Philosophischen Fakultät – und wurde 1392 zum Rektor der Universität Prag gewählt. Mit dem Rektorat dieser anerkannten Universität hatte Heinrich von Ribnitz nach menschlichem Ermessen den Zenit seiner wissenschaftlichen Laufbahn erreicht. Die Wahl in dieses hohe Amt dürfte der Ausdruck von hoher Anerkennung für seine bisherigen wissenschaftlichen Leistungen gewesen sein. Im Jahre 1394 behauptete sich Heinrich von Ribnitz in einer der üblichen akademischen Disputationen gegenüber Medizinern – vielleicht in der damals aktuellen Pestfrage – und gehörte 1396 dem Carolus-Kollegium an, einer geistlichen Stiftung Kaiser Karl IV.

1397 erhielt er den Vertrauensposten eines Kollektors für die Studiengebühren der Artistenfakultät übertragen. Er hatte damit direkte Beziehungen zu allen, die Gebühren zu entrichten hatten, von den neu immatrikulierten Studenten bis zu den Prüflingen für die unterschiedlichen akademischen Grade. So ist anzunehmen, daß er viele kannte und allgemein bekannt war. Heinrich von Ribnitz dürfte somit z.B. den jungen Jan (Johannes) Hus gekannt haben, dem er 1393 sein Bakkalaureats- bzw. 1396 sein Magisterexamen abnahm. Es war dieses der Zeitabschnitt, in dem Heinrich als einer der fünf Prüfer der Prager Universität wirkte. Der spätere tschechische Reformator Jan Hus wurde insofern sein Nachfolger, als er im Jahre des Ausscheidens des Heinrich von Ribnitz (1398) zum Examinator der Artisten-Fakultät bestimmt wurde.

Im Jahre 1397 erhielt Heinrich die Subdiakonatsweihe für das Bistum Schwerin. Dieses war der erste unwiderrufliche Schritt zu einem gänzlich neuen Leben in einer geistlichen Laufbahn. Schon wenige Jahre später, am 24.7.1400, ist Heinrich Inhaber eines geistlichen Lehns in Karlowicz (Großkarlowitz), Bistum Wroclaw/Breslau. Er hatte also schon die Priesterweihe erhalten. Zwischen dem Jahre1400 und 1406 besteht eine Lücke in den belegbaren Lebensdaten. Es ist für diese Zeit davon auszugehen, daß er dem strengen Kartäuserorden beigetreten ist.

Im Mittelalter galt in der sittlichen Rangordnung die vita activa als die untere Stufe menschlicher Existenz. Die höchste Form, die vita contemplativa, konnte man nur

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0093

als Mönch eines beschaulichen Ordens erreichen. Unter diesen hatte der im Jahre 1084 gegründete Kartäuserorden einen besonderen Ruf als vorbildlich, streng und den Wissenschaften zugeneigt. Die Kartäuserklöster unterhielten einen lebhaften geistlichen Gedankenaustausch untereinander und mit theologisch Interessierten. Studium und Abschriften vermehrten die Buchbestände der Kartausen. Die Bibliotheken der Kartäuser waren reich und ihre Handschriftensammlungen berühmt. In seinen *Meditationes* führt Heinrich von Ribnitz mit dem Lob stiller mönchischer Lebensweise möglicherweise die Gründe an, die ihn zum Ordenseintritt veranlaßt haben. Gleich ihm vollzogen weitere Studenten und Graduierte der Universität Prag diesen Schritt von der vita activa zur vita contemplativa. Er war im Mittelalter unter Akademikern nicht ungewöhnlich.

Im Jahre 1406 wurde Heinrich von Ribnitz vom Generalkapitel des Kartäuserordens als Prior nach Rostock-Marienehe berufen. In der diesbezüglichen Ordensliteratur ist sein Name durch Schreibfehler in „Heinrich von Stinbing" korrumpiert. 1423 steht aber urkundlich „Prior Hinrik Rybbenytze" geschrieben. Sein neuer Lebensmittelpunkt, die Kartause Domus Legis Beatae Mariae (Marienehe) vor der Stadt Rostock war im Jahre 1396 von dem Bürgermeister Winold Bagghel und seinem Schwiegervater Matthias von Borken gestiftet, 1398 gegründet und 1403 als eigenständige Kartause in den Orden aufgenommen worden. Im Rostocker Kartäuserkloster gab es zeitweise unter den etwa 12-15 Mönchen acht mit akademischen Graden. Zwischen 1425 und 1430 gehörte auch Hermann Schipmann aus Lübeck zum Konvent. Er hatte 1398 in Prag unter Heinrich von Ribnitz seine Bakkalaureatsprüfungen abgelegt, später Theologie studiert und war 1422 zum Rektor der Universität Leipzig gewählt worden. In wenigen Amts-Jahren konnte der neue Prior Heinrich neue Wohltäter für die Kartause finden, finanzielle Engpässe überwinden und die stockenden Klosterbauten weiterführen.

Neben den materiellen Belangen des eigenen Klosters war Heinrich dann 1411 vom Generalkapitel des Ordens mit dem Aufbau der neuen Ordensprovinz Saxonia betraut worden. Zu dieser Provinz gehörten ab 1412 die Kartausen Stettin/Szczecin, Danzig/Gdansk, Hildesheim, Ahrensbök, Rostock-Marienehe, Frankfurt/Oder und Rügenwalde/Darlowo sowie später Schivelbein/Swidwin und Mariefred bei Gripsholm/Schweden. Diese Organisationsaufgabe brachte es mit sich, daß Heinrich von Ribnitz in den folgenden Jahren anstrengende Reisen auf sich nehmen mußte. Von 1411 bis 1416 sowie nochmals 1435 wurde Heinrich von der Ordensleitung mit dem verantwortungsvollen Amt des Visitators bzw. Convisitators der Saxonia betraut sowie zu Sonderaufgaben herangezogen.

Außerhalb des Ordens half er in der Gründungszeit der Universität Rostock. Schon in den Anfängen der 1419 gegründeten Universität bestanden persönliche Beziehungen zwischen den Verantwortlichen beider Institutionen: Der Ratsherr Heinrich Bagghel war von städtischer Seite mit der Universitätsgründung beauftragt. Als Sohn des Kartausenstifters war er zudem aus familiärer Tradition dem Kloster verpflichtet. Sein Bruder Winold Bagghel d. J. beendete hier als Präbendarius sein Leben (†1448).

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0094

Für den wissenschaftlichen Aufbau des Lehrkörpers der neuen Hochschule war Magister Johann Vos zuständig, ein ehemaliger Prager Kollege des Kartäuserpriors Heinrich von Ribnitz. So lag es sicher nahe, den einstmals bekannten Hochschullehrer aus Prag in den schwierigen Neuaufbau der Rostocker Universität mit einzubinden. Tatsächlich sind Aktivitäten des Priors zur Vermittlung von Hochschullehrern und Studenten belegt. Dies Engagement des Priors wurde sogar in den Universitätsstatuten – dem Grundgesetz der Universität – und zwar im niederdeutschen Nachtrag von 1425 gewürdigt. Hierin war festgelegt, daß bei Streitigkeiten zwischen der Stadt Rostock und der Universität der Prior der Kartause mit dem Abt des nahen Zisterzienserklosters Doberan als Schiedsrichter (Overmann) anzurufen seien. Vorlesungen, wie in einigen Publikationen zu lesen ist, durften die Kartäuser allerdings nicht halten. Die sehr strengen Satzungen des Kartäuser-Ordens verboten den Mönchen jeden unnötigen Kontakt mit der Außenwelt. Wenn Kartäuser Professoren gewesen waren, so waren sie dies stets v o r ihrer Klosterzeit gewesen.

Im Jahre 1428 hatte Heinrich von Ribnitz im Auftrage der Ordensleitung inzwischen erfolgte Bemühungen um eine Kartausengründung in Dänemark zu beurteilen. Im konkreten Falle mußte er negativ entscheiden, denn die vorgesehene Stiftung in Glenstrup/Randers auf Jütland wurde später dem Birgitten-Orden übergeben.

Das Generalkapitel hatte noch im Mai des Jahres 1435 die Bitte Heinrichs um Entpflichtung vom Priorat Marienehes abgelehnt. Es berief ihn nochmals zum Visitator der Ordensprovinz Saxonia. In diesem Amt starb Heinrich zwischen Juli und Oktober 1435. Sein Tod wurde in den Rundbriefen des Ordens (Chartae) 1436 angezeigt: „Dominus Hinricus de Robemes(sic!) Prior quondam domus prope Rostock".

Studium und Wissenschaft hatten ihn bis in das Rektorat der Universität Prag, der ältesten Mitteleuropas, geführt. Sein Bemühen um die Bekämpfung der Pest, einer Geißel der Menschheit, wurde noch im 20. Jahrhundert positiv gewürdigt. Sein Wechsel in einen neuen Beruf als Mönch hat er selber als Berufung angesehen. Dies wurde von seinen Zeitgenossen ohne Aufhebens registriert. Der Kartäuserorden nahm Heinrich von Ribnitz voll in die Pflicht als Prior und Visitator. Er organisierte in seiner Zeit die materielle Basis der Kartause Marienehe, von der heute keine baulichen Reste mehr erhalten sind.

Quellen: Ungedruckt: Stadtarchiv Rostock, Original-Urkunden Marienehe, Kopialbuch A, Kopialbuch B. – Prag, Kapitelsbibliothek, Kapit. N 6, fol. 49b. – Leipzig, Universitätsbibliothek, MS. 1414, fol. 4a-231; Ms. 1445, fol. 293a-294a, 392a-393a. – Berlin, Staatsbibliothek, Ms. theol. lat. Quart 50 (= Rose Nr. 529); Ms lat.qu.71, fol. 261-269 (= Rose Nr. 976); gedruckt bei Karl Sudhoff, Pestschriften nach der Epidemie des „schwarzen Todes" 1348, in: Archiv für Geschichte der Medizin IV, 1911, S. 209-222. – Josef Triska (Editor), Repertorium biographicum universitatis Pragensis praehussiticae 1348-1409, Pragensis 1981, S. 167.

Werke: Überliefert sind Handschriften Heinrichs zur Medizin, Philosophie und Theologie Von fünf Schriften sind vier eindeutig seiner Universitätsperiode zuzurechnen. Davon ist nur eine Arbeit von 1390 datiert. Insbesondere die sogenannte Prager Pesthandschrift *Causa, signa et remedia contra pestilenciam*, also eine Arbeit zu den Ursachen, Zeichen und Heilmitteln der

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0095

Pest, wurde mehrfach rezipiert. Sie entstand unter den Folgen der Pestwellen zum Ende des 14. Jahrhunderts und hat das damalige medizinische Wissen der Zeit zur Pest zusammengefaßt. Der deutschen Medizinhistoriker Karl Sudhoff (1853-1938) hat zwei Varianten dieser Schrift ediert und positiv gewürdigt. Der Autor wird hierbei einmal als „Magister Henricus" und das andere Mal als „Magister und Doktor Hinricus Rybbinis de Wart(islavia)" bezeichnet. – Drei weitere Handschriften Heinrichs behandeln thematisch Studienprobleme und Fragen der Ethik. Erhalten ist u. a. eine Sammelhandschrift von Angehörigen des Prager Carolus-Kollegiums. Davon sind Jakob de Brycen (1374-1389) und Albert Engelschalk (1373-1402) gleichzeitig mit Heinrich von Ribnitz in Prag belegbar. Der Kartäuserzeit gehört seine fünfte überlieferte Handschrift an, die sich in einem Codex aus der ehemaligen Kartause Stettin mit dem Titel *Meditationes super salve regina*, also Betrachtungen über den Lobpreis Mariens als Himmelskönigin, befindet. Sie dokumentiert den Lebensabschnitt als Kartäuser und wurde im Jahre 1409 verfaßt. Die ursprüngliche Provenienz dieses Stettiner Codex ist nicht ganz geklärt. Es kann sich nämlich um eine ehemalige Prager Handschrift handeln, die kurz vor oder nach dem Hussitensturm (1419) ausgelagert wurde und dann trotz Rückrufmahnungen in der Stettiner Kartausen-Bibliothek verblieb. Sie gelangte 1678 von Stettin über Stralsund (1682) nach Berlin in die Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz.

Literatur: Georg Christian Friedrich Lisch, Marquard Behr, letzter Prior der Karthause Marienehe bei Rostock, Schwerin 1862. – Karl Balck, Meklenburger auf auswärtigen Universitäten bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, in: JVMGA 50, Schwerin 1883, S. 348 – Viktor Rose, Verzeichnis der lateinischen Handschriften, II, Berlin 1901, S. 413; II, 3, Berlin 1905, S. 1434. – Adolph Hofmeister, Heinrich von Ribnitz, der zweite Prior der Karthause Marienehe bei Rostock, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock, 3c, Rostock 1902, S. 106-108. – Karl Sudhoff, Pestschriften nach der Epidemie des „schwarzen Todes" 1348, in: Archiv für Geschichte der Medizin IV, 1911, S. 205- 209. – Gerhard Schlegel, Die vergessene Kartause Marienehe bei Rostock (1396-1552), in: Analecta Cartusiana (= AC) 116:4, Salzburg 1989, S. 119-151. – Ders., Die Provincia Saxoniae und ihre Visitatoren (1412-1578/92), in: AC 63:1, Salzburg 1990, S. 148-190. – Ders., Universität und Kartause – ehemalige Studenten und Professoren in norddeutschen Kartausen, in: Akten des II. Internationalen Kongresses für Kartäuserforschung in der Kartause Ittingen 1993, Ittingen 1995, S. 67-84. – Ders., Schriften aus der Kartause Marienehe bei Rostock und ihrem Umfeld, in: AC 130:4, Salzburg 1995, S. 87-98. – Ders., Kopisci i pisarze, drukarze i donatorzy kziatek kartuzji pod Rostockiem, in: Kartuzi, Teksty. Ksiazki. Biblioteki I, Materialy miedzynarodowej konferencji w Warzawwie wrzesien 1996, Wydali: Sönke Lorenz/Edward Potkowski, Warszawa 1999, S. 91-104. – Ders., Vom Katheder zur Kartause: Heinrich von Ribnitz – Rektor der Universität Prag und Prior der Kartause Marienehe, in: Mecklenburger im Ausland. Historische Skizzen zum Leben und Wirken von Mecklenburgern in ihrer Heimat und in der Ferne, Hrsg. Martin Guntau, Bremen 2000/2001, S. 17-23. – Ders., Kopisten und Schriftsteller, Buchdrucker und Buchstifter der Kartause Marienehe, in: Bücher, Bibliotheken und Schriftkultur der Kartäuser. Festgabe zum 65. Geburtstag von Edward Potkowski, hrsg. von Sönke Lorenz, Stuttgart 2002 (= Contubernium 59), S. 117-127.

Porträt: unbekannt

Gerhard Schlegel

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0096

HERTEL, Johann Wilhelm, geb. 9.10.1727 Eisenach, gest. 14.6.1789 Schwerin; ev. – Komponist und Musikschriftsteller.

Eltern: Johann Christian Hertel, geb. 25.6.1697 Oettingen, gest. Oktober 1754 Neustrelitz; Anna Maria Schnauß, verw. Gilbert, geb. 29.3.1690 Kaltennordheim, begr. 21.1.1773 Schwerin; verh. 10.9.1720 Eisenach.

Bruder: Johann Christian Hertel (jun.), get. 11.9.1729 Eisenach, gest. 18.6.1801 Schwerin, Violoncellist, Notenkopist und Kommissionsrat, zeitweise Mitglied der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle.

Ehefrau: Hofdame Sophie Aemilie Louise von Wurmb, geb. 21.1.1743 Rudolstadt, gest. 29.3.1790 Sternberg; verh. Mai 1769, Trennung 1781, Scheidung 1783.

Kinder: Johann Christian Wilhelm (1770-1778); Caroline Auguste Henriette (1774-1838); Carl Christian Wilhelm (1780-1855), nicht als Sohn anerkannt.

Johann Wilhelm Hertel entstammt einer alten Musikerfamilie. Sein Urgroßvater stand als „Kunstpfeifer" in Diensten der Stadt Beeskow, sein Großvater, Jacob Christian Hertel (1662-1732), war Fürstlicher Kapellmeister zuerst in Oettingen, später in Merseburg.

Hertels Vater war ein namhafter Musiker seiner Generation in Deutschland, der sich in seinen jüngeren Jahren in zahlreichen Residenzen und musikalischen Zentren als Violin- und Gambenvirtuose hören ließ. Ab 1719 war er 1. Violinist, ab 1733 Konzertmeister der Eisenacher Hofkapelle, ab 1742 leitete er die Hofkapelle in Neustrelitz. Als Komponist hat er eine beträchtliche Zahl von Instrumentalwerken hinterlassen.

Seine Kindheit verbrachte Johann Wilhelm in Eisenach, wo er sich als Gymnasialschüler ebenso hervortat wie im Klavierspiel, das er bei Johann Heinrich Heil (1706-1764) erlernte, der möglicherweise Schüler Johann Sebastian Bachs gewesen war. Auf einer seiner Kunstreisen stellte Vater Hertel 1739 den Zwölfjährigen erfolgreich als Klavierspieler vor.

Nach der Übersiedelung der Familie von Eisenach nach Neustrelitz im Frühjahr 1742 entschloß sich der Vater, seinen ältesten Sohn zur Fortsetzung seiner Studien in die anhaltische Residenz Zerbst zu schicken, wo mit einem angesehenen Gymnasium illustre eine universitätsähnliche Studieneinrichtung zur Verfügung stand. Seine musikalischen Mentoren während dieser dreijährigen Studienzeit in Zerbst (Herbst 1742-Herbst 1745) waren der Hofkapellmeister Johann Friedrich Fasch (1688-1758), einer der führenden deutschen Komponisten seiner Generation, sowie vor allem der aus Österreich stammende Konzertmeister Karl Hoeckh (1707-1773), bei dem der Fünfzehnjährige wohnte und der dem jungen Hausgenossen ein zweiter Vater wurde. Bei Hoeckh begann Hertel das Studium des Violinspiels, in dem er es binnen kurzer Zeit zu großer Kunstfertigkeit brachte.

Auf der Heimreise von Zerbst nach Neustrelitz im Oktober 1745 kam es zu einem kurzen überaus nachhaltigen Zwischenaufenthalt in Berlin. Ein Empfehlungsbrief Hoeckhs an Franz Benda (1709-1786) verschaffte Hertel die Bekanntschaft dieses

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0097

herausragenden Geigers, in dessen Haus er auch Carl Philipp Emanuel Bach (1714-1788) beim Vortrag eines seiner Cembalokonzerte erlebte.

Die Rückkehr nach Neustrelitz brachte die Weichenstellung für die berufliche Zukunft. Hertel wurde in der etwa 15 Musiker zählenden Hofkapelle *zur Violine und zum Clavier* angestellt und war damit Hofmusiker in der Strelitzer Residenz, die in dem Jahrzehnt zwischen 1742 und 1752 eine erste Kulminationsphase der höfischen Musikpflege erlebte. Einen Hauptanteil daran hatte die Herzogin Dorothea Sophie (1692-1765), Gemahlin Herzog Adolf Friedrichs III. und selbst eine gute Gambenspielerin. Sie wurde ebenso eine besondere Förderin des jungen Hertel wie der Kapell-Intendant Johann August von Altrock (1700-1770) und der in preußischen



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0098

Diensten stehende Graf Franz Edmond von Chasot (1716-1785), der häufig in Neustrelitz weilte und hier die Aufsicht über Musik und Theater wahrnahm. In der Begleitung Chasots reiste Hertel 1750 mehrmals zu musikalischen Festereignissen nach Potsdam und Berlin.

Die siebenjährige Zugehörigkeit Hertels zur Strelitzer Hofkapelle wurde unterbrochen durch einen von 1747 bis August 1748 währenden Studienaufenthalt in Berlin, Ausdruck der engen Beziehungen zwischen der Strelitzer und der berühmten Berliner Hofkapelle, die einen Kreis namhafter Virtuosen und Komponisten zu ihren Mitgliedern zählte. Neben den bereits Genannten sind hier insbesondere die Brüder Carl Heinrich Graun (1703/04-1759, Kapellmeister) und Johann Gottlieb Graun (1701/02-1771, Konzertmeister) und der Flötenmeister Johann Joachim Quantz (1697-1773) zu nennen. Hertel ist zu ihnen allen in persönlichen Kontakt getreten. In zwei Disziplinen hat er gezielt Unterricht genommen: bei Franz Benda zur Vervollkommnung seines Violinspiels, bei Carl Heinrich Graun in der Komposition, einem Gebiet, dem er sich bisher offenbar hauptsächlich autodidaktisch und eher tastend genähert hatte. Im Ergebnis der Berliner Studien aber gewann das eigene Komponieren für Hertel unverkennbar einen neuen Stellenwert, um schließlich zur *Hauptsache* in seinem Verständnis als Musiker zu werden. Unter den Kompositionen, die sich der Neustrelitzer Zeit bis 1752 zuordnen lassen, finden sich neben zahlreichen italienischen Arien eine größere Zahl von Sinfonien sowie mehrere Solokonzerte für Flöte, Oboe und Violine. Daß Hertel selbst als die stilistischen Vorbilder seiner frühen Werke die für den Berliner „Geschmack" maßgebenden Komponisten Johann Adolph Hasse (1699-1783) und Carl Heinrich Graun nennt, wird niemanden überraschen. Eine Frucht der späten Neustrelitzer Jahre Hertels sind auch eine Generalbaßlehre und eine *Abhandlung von der Musik*, beide für seinen Gönner Chasot geschrieben.

Über welches Prestige der junge Musiker zu diesem Zeitpunkt in der Strelitzer Residenz verfügte, zeigt die Tatsache, daß ihm, als sein Vater Johann Christian Hertel 1751 am grauen Star erkrankte, faktisch die Leitung der Hofkapelle übertragen wurde. So erging auch an ihn der Auftrag, zu den Beisetzungsfeierlichkeiten für den 1752 verstorbenen Herzog Adolf Friedrich III. (geb. 1686) die Trauermusik zu komponieren.

Daß es zur Aufführung dieser Kantate nicht mehr kam, hing mit den ausbrechenden Streitigkeiten um die Thronfolge zusammen, die noch am Jahresende 1752 zur Entlassung der Hofkapelle führten. Für Hertel ergab sich insofern eine Sonderregelung, als die verwitwete Herzogin ihn zunächst in ihren Diensten behielt. Nachdem er das Trauerjahr für mehrere Reisen hatte nutzen können, bewarb er sich im Frühjahr 1754 um die nach der Entlassung Adolph Carl Kunzens (1720-1781) vakante Kapellmeisterstelle in Schwerin und wurde dort mit Dekret vom 18. April 1754 von Herzog Christian Ludwig (1683-1756) zum *Componisten* an der Hofkapelle bestellt. Weshalb er nicht mit dem gemeinhin üblichen Titel eines Kapellmeisters versehen wurde, läßt sich nicht ausmachen. Seine Bestallung verpflichtete ihn außer zur Komposition *neuer Stücke zur Hof- und Kammermusik* selbstverständlich auch zur persönlichen Mitwirkung beim Kapelldienst.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0099

Die damit beginnende Lebensphase Hertels am Mecklenburg-Schweriner Hof stellt sich keineswegs als Einheit und Kontinuum dar, sondern weist im Gegenteil bemerkenswerte Brüche auf. Diese waren einerseits bedingt durch äußere Ereignisse wie den Siebenjährigen Krieg oder die von Herzog Friedrich (1717-1785) 1764 vollzogene Verlegung der Residenz nach Ludwigslust, andererseits durch unerwartete Entscheidungen Hertels selbst, deren Ursachen wohl nicht zuletzt in gesundheitlichen und persönlichen Krisen des Musikers zu suchen sind. So kam es dazu, daß Hertel 1767, im Jahr der Übersiedelung der Kapelle nach Ludwigslust, aus seinem Hofkapell-Amt ausschied und danach nur noch über gezielte Kompositionsaufträge mit dem höfischen Musikleben in der Ludwigsluster Residenz verbunden blieb.

Die ersten Jahre in seinem Amt als Schweriner *Hof- und Capell-Componist* standen im Zeichen intensiver Kompositionstätigkeit für den herzoglichen Hof, an dem zu Zeiten Christian Ludwigs ein großer Bedarf an Fest- und Repräsentationsmusiken bestand. So entstanden von 1754 bis 1756 allein etwa ein Dutzend groß angelegter Festkantaten und -serenaten zu Geburtstagen in der herzoglichen Familie. Die Texte zu diesen Werken lieferte Johann Friedrich Löwen (1727-1771), damals Sekretär des Prinzen Ludwig (1725-1778), mit dem Hertel eine enge künstlerische Zusammenarbeit und geistige Freundschaft verbanden.

Früchte dieser Zusammenarbeit sind neben den höfischen Gelegenheitskompositionen vor allem die beiden 1757 bzw. 1760 gedruckten Liedersammlungen Hertels und die im Auftrage des Prinzen Ludwig geschriebene, 1764 in Schwerin erstmals aufgeführte Passionskantate *Der sterbende Heiland*, sicher eines der eindrucksvollsten unter den großen Vokalwerken Hertels.

Von dem ganzen Ausmaß der Veränderungen, die sich unter dem 1756 zur Regierung gelangten, später „der Fromme" genannten Herzog Friedrich in der höfischen Musikpflege vollziehen sollten, dürfte während der Dauer des Siebenjährigen Krieges noch kaum etwas spürbar geworden sein. Die das Land besonders von 1758 bis 1762 unmittelbar belastenden, zu zeitweiliger Emigration des Hofes führenden Kriegsauswirkungen legten auch das Musikleben lahm, obwohl die Hofkapelle beisammen blieb. Hertel selbst nutzte die musiklose Zeit für musikschriftstellerische Arbeiten, und er folgte im Herbst 1759 einem Angebot aus Stralsund zur Übernahme der dortigen Organistenstelle an St. Nikolai. Seine Wirkungszeit in Stralsund endete freilich schon nach einem Jahr, nachdem seine Bewerbung um die dort ebenfalls frei gewordene Organistenstelle an St. Marien fehlgeschlagen war. Zu seinem Glück nahm der Schweriner Herzog ihn wieder in Dienst.

Die ersten Jahre nach Wiedereinstellung in der Schweriner Kapelle waren durch Unternehmungen und Aufgaben unterschiedlicher Art gekennzeichnet; Schwerpunktbildungen in der kompositorischen Arbeit lassen sich dabei nicht erkennen. Ein besonderes Ereignis am Hofe von Mecklenburg-Strelitz führte Hertel und die ganze Hofkapelle im August 1761 zurück an diese seine ehemalige Wirkungsstätte, wo anläßlich der Vermählung der Prinzessin Sophie Charlotte (→ Bd. 2, S. 243-247) mit König Georg III. von England Hertels für dieses Ereignis komponierte

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0100

Pastoralkantate *Il vero omaggio* (auf eine Text-Adaption nach Pietro Metastasio) aufgeführt wurde.

Als Herzog Friedrich bald nach Kriegsende die Residenz in das abgelegene Ludwigslust verlegte, scheint Hertel sich um einen stärkeren Anschluß an die beiden in Schwerin verbleibenden Geschwister des Herzogs, Prinz Ludwig und Prinzessin Ulrike Sophie (1723-1813), bemüht zu haben, die hier mit regelmäßig stattfindenden Konzerten ein höfisches Musikleben aufrechtzuerhalten suchten. Prinz Ludwig unterhielt dafür eine eigene kleine Kapelle, zu deren Repertoire Hertel fraglos in größerem Umfange Kompositionen beigesteuert hat. Er unterrichtete auch Ludwigs Gemahlin, Prinzessin Charlotte Sophie aus dem Hause Sachsen-Coburg-Saalfeld (1731-1810), und beider Tochter Sophie Friederike. Für Prinzessin Ulrike Sophie versah er ab 1765 die Dienste eines Hofsekretärs.

Die Gründe dafür, weshalb der vierzigjährige Hertel beim Umzug der Kapelle nach Ludwigslust aus seinem Amt ausschied, sind schwer durchschaubar. Hertel selbst verweist auf seinen infolge längerer Erkrankung angegriffenen Gesundheitszustand und auf fehlenden Antrieb, weiter seinem Musikerberuf nachzugehen. Möglicherweise waren die Abgeschiedenheit der neuen Residenz oder das von Herzog Friedrich verfolgte, allein auf die Kirchenmusik ausgerichtete Konzept der höfischen Musikpflege Mitveranlassung, sich aus dieser Position zurückzuziehen; vielleicht aber wollte er überhaupt dem Komponieren „von Amts wegen" entfliehen. Mit seinem in der Autobiographie niedergeschriebenen Bekenntnis über die *Geburths-Schmerzen* beim Komponieren offenbart sich Hertel als ein Vertreter jenes modernen sensiblen Künstlertypus, der nur aus subjektiver Gestimmtheit heraus zu schaffen vermochte.

An die Spitze der Hofkapelle rückte als Nachfolger Hertels der in der Kapelle bisher als Sänger beschäftigte Carl August Friedrich Westenholtz (→ S. 302), der 1767 zum Konzertmeister und 1770 zum Kapellmeister ernannt wurde. Hertel versah derweil in Schwerin das Amt des Hofsekretärs der Prinzessin Ulrike und erhielt in dieser Eigenschaft 1770 den Titel Hofrat. Daneben gab er sich der Gartenarbeit hin, und dies mit einem Ehrgeiz, der über bloße Liebhaberei offenbar deutlich hinausging. Er korrespondierte mit Fleuristen im In- und Ausland und veröffentlichte selbst gegen Ende seines Lebens eine *Kurze Geschichte der Nelken*. In welchem Maße er Mitte bis Ende der 1760er Jahre kompositorisch tätig war, läßt sich im einzelnen nicht überblicken. Vieles spricht dafür, daß in dieser Zeit in größerem Umfange Kompositionen für die Nebenhofhaltungen in Schwerin entstanden sind, nicht zuletzt wohl in der für ihn wichtigen Gattung des Cembalokonzerts. In Verbindung mit den Reisen, die ihn als Hofsekretär in diesen Jahren nach Hamburg führten, entstanden 1767 Bühnenmusiken für Schauspielaufführungen am deutschen Nationaltheater, die von Gotthold Ephraim Lessing als Muster von Schauspielmusiken hingestellt wurden.

In Hamburg konnte Hertel auch noch die Bekanntschaft des alten Georg Philipp Telemann (1681-1767) machen und mit ihm wiederholt in fachlichen Disput treten.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0101

Zu den überraschenden Wendungen in Hertels Laufbahn gehört es, daß es wenige Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Hofkomponisten unter veränderten Modalitäten zu einer neuen intensiven Anbindung an die Hofkapelle und das Musikleben der Residenz Ludwigslust kam. Herzog Friedrich wollte auf das künstlerische Potential dieses Musikers offensichtlich nicht verzichten und zog ihn durch regelmäßige Kompositionsaufträge zur Mitgestaltung seines Musiklebens heran. Hertel kam diesen künstlerischen Aufgaben aber als ein im Grunde freier Komponist nach. Auf dieser Basis entstand ab 1770 – mit einzelnen Vorboten bereits 1768 – eine imponierende Reihe geistlicher Vokalwerke in den drei Gattungen, die das besondere Profil der Ludwigsluster Kirchenmusikpflege ausmachten: Choralbearbeitung, Psalmkomposition, geistliche Kantate. Den Anfang machten elf Choralbearbeitungen, treffender vielleicht „Choralkantaten", von der Art, wie sie einer Vorgabe des Herzogs entsprachen: Vertonung sämtlicher Strophen eines Kirchenliedes in strophenweise wechselnder Setzart und Besetzung bei grundsätzlicher Beibehaltung der überlieferten Choralweise.

Hertels letzte Beiträge für die Ludwigsluster geistlichen Konzerte und wohl seine letzten Kompositionen größeren Umfangs überhaupt waren neun zwischen 1777 und 1783 entstandene große geistliche Kantaten auf Texte des damals als Pastor in Pritzier wirkenden Heinrich Julius Tode (1733-1797), der im Auftrage Herzog Friedrichs als Kantatendichter für Ludwigslust fungierte. Unter den Musikern, die vom Herzog mit der Komposition Todescher Texte beauftragt wurden, steht Hertel mit neun Kompositionen bei weitem an der Spitze. Es sind dies Werke fast oratorienhaften Zuschnitts, die, teils auf konkrete kirchliche Feste, teils auf allgemeine christliche Themen bezogen, in ihrer lyrisch-betrachtenden Haltung einen ebenso charakteristischen wie spezifischen Beitrag Mecklenburgs zur Kantatenkomposition dieser Zeit darstellen.

Hertel hat 1783 eine Autobiographie verfaßt und im folgenden Jahr überarbeitet. Das letzte, was darin von seinen persönlichen Lebensumständen Erwähnung findet, ist der Ausbruch einer *Nerven-Kranckheit* im Jahre 1782, die ihm alles Komponieren vorerst untersagte.

Tatsächlich sind bis zu seinem Lebensende im Sommer 1789 wohl zumindest keine größeren musikalischen Werke mehr entstanden.

Hertels Nachlaß, von dem ein gedruckter Katalog vorliegt, gelangte ab 30.9.1789 in einer öffentlichen Auktion zum Verkauf, wobei die gesamte musikalische Hinterlassenschaft einschließlich der Theoretica von dem Schweriner Organisten und Musikaliensammler Johann Jakob Heinrich Westphal (1756-1825) erworben wurde. Nachdem Westphals Erben vergebens versucht hatten, dessen außerordentliche, unter Anhäufung von Schulden zusammengetragene Sammlung an deutsche Landesfürsten – darunter auch den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin – zu verkaufen, wurde der musikalische Teil (Noten) auf Vermittlung des Musikologen François-Joseph Fétis (1784-1871) im Jahr 1840 durch die belgische Regierung für das Conservatoire Royal de Musique in Brüssel angekauft. Die musikalischen Schriften, die Fétis persönlich

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0102

erworben hatte, kamen mit dessen Nachlaß 1872 in die Königliche Bibliothek der belgischen Hauptstadt. Auf diese Weise befinden sich die Quellen der Werke Hertels zum größten Teil in Brüsseler Bibliotheken.

Johann Wilhelm Hertel nimmt unter den deutschen Komponisten seiner Generation einen beachtenswerten Rang ein. Stilistisch hauptsächlich durch Einflüsse älterer mittel- und norddeutscher Zeitgenossen wie Carl Heinrich Graun und Carl Philipp Emanuel Bach, aber auch durch neuere Strömungen der italienischen Musik geprägt, fand er zu einer durchaus individuellen Schreibweise. Seine Musik hat ihre Grundlagen in der Ästhetik und Stilwelt der „Empfindsamkeit", bewahrt dabei aber auch vieles von den Traditionen älterer kontrapunktischer Setzweise, und sie überrascht immer wieder durch die Komplexität ihrer Ausdruckshaltungen – voller vielfältiger Kontraste und mit Momenten hochgespannter Expressivität. Zu den herausgehobenen Leistungen gehören im instrumentalen Bereich die Konzerte, namentlich die Cembalokonzerte, im vokalen die großen geistlichen Werke. In seinen Schriften erweist Hertel sich als ein universell gebildeter Musiker der Aufklärer-Generation, der sich über die handwerklichen Grundlagen seiner Kunst und über Fragen der Musikanschauung ebenso kompetent zu äußern versteht wie über sein eigenes Tun als Komponist. Seine lebendig geschriebene Autobiographie ist eine ergiebige Quelle für die deutsche und besonders die mecklenburgische Musik- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts und zugleich ein originelles Zeitdokument.

Quellen: Biographie des Herrn Johann Wilhelm Hertel, ehemaligen Hof- und Capell-Componisten, jetzigen herzogl. Mecklenburgischen Hofraths zu Schwerin von ihm selbst aufgesetzt im Jahr 1783 (sog. „Erstes Exemplar", Autograph); dasselbe in zwei überarbeiteten Exemplaren von 1784 (Kopien mit autographen Eintragungen), sämtlich Brüssel, Bibliothèque Royale Albert 1.er. – LHAS, Großherzogliches Cabinett I, Hofstaatssachen, Hofmarschallamt, Hausarchiv Schwerin, Hauptarchiv Strelitz.

Werke: (Auswahl) Detailliertes Werkverzeichnis bei: Reinhard Diekow, Studien über das Musikschaffen Johann Christian und Johann Wilhelm Hertels, Diss. Rostock 1980. – Die Kompositionen größtenteils handschriftlich in der Bibliothek des Königlichen Konservatoriums Brüssel und/oder in der Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Musikaliensammlung Schwerin, ferner in der UB Rostock; an diesen Fundorten auch die Textdrucke der Vokalwerke. I. *Weltliche Vokalmusik*: 1. Höfische Fest- und Gelegenheitsmusiken: zahlreiche Geburtstagskantaten u. ä. für Mitglieder der herzoglichen Familie, größtenteils auf Texte von Johann Friedrich Löwen, komponiert überwiegend zwischen 1754 und 1757. – „Il vero omaggio" (Text: Pietro Metastasio), Pastoralkantate zur Hochzeit der Prinzessin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, 1761. – 2. Lieder für Singstimme und Klavier: „Johann Löwens [24] Oden und Lieder, in Musik gesetzt von Johann Wilhelm Hertel", Leipzig 1757. – „Johann Wilhelm Hertels Musik zu Vier und zwanzig neuen Oden und Liedern aus der Feder des Herrn Johann Friedrich Löwen", Rostock 1760. – 3. Zahlreiche italienische Arien, auch Solokantaten und Duette, größtenteils auf Texte von Pietro Metastasio. II. *Geistliche Vokalmusik*: 11 Choralkantaten für Solostimmen, Chor und Orchester, komponiert 1768-1776. – 3 Psalmvertonungen für Solostimmen, Chor und Orchester (84., 13. und 100. Psalm), komponiert 1775, 1777 und 1780. – Kantaten für Solostimmen, Chor und Orchester: „Der sterbende Heiland". Passionskantate auf einen Text von Johann Friedrich Löwen (1764); 9 Kantaten auf Texte von Heinrich Julius Tode, darunter 4 Kantaten eines geplanten siebenteiligen Passionszyklus (177-1783).

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0103

– 2 Motetten, 1 Kyrie-Gloria-Messe ; geistliche Lieder und Choräle. III. *Instrumentalmusik*: 1. Sinfonien, Ouvertüren und Schauspielmusiken, darunter: „Sei Sinfonie […]", Hamburg 1766, und ca. 40 Sinfonien in handschriftlichen Quellen. – 2. Konzerte für Soloinstrument und Orchester: 14 Cembalokonzerte; 3 Harfenkonzerte ; 1 Orgelkonzert; 12 Violinkonzerte; 2 Violoncellokonzerte; je 3 Flöten-, Fagott- und Trompetenkonzerte; 10 Oboenkonzerte; 1 Hornkonzert; 1 Doppelkonzert für Trompete und Oboe. – 3. Kammermusik: ca. 20 Sonaten für Violine und Basso continuo; weitere Kammermusikwerke für verschiedene Besetzungen. – 4. Klaviermusik: Sei Sonate per Cembalo op. 1, Nürnberg (1756); zahlreiche weitere Sonaten in handschriftlicher Überlieferung ; Variationen, Fantasien, Fugen u. a. IV. *Schriften*: Gründliche Anweisung, wie man den General Bass recht tractiren soll, 1748 (Manuskript, Brüssel, Bibliothèque Royale). – Abhandlung von der Musik, 1749 (Manuskript, ebd.). – Leben Johann Christian Hertels, in: Friedrich Wilhelm Marpurg, Historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik III, 1757, S. 46-64. – Sammlung Musikalischer Schriften, größtentheils aus den Werken der Italiäner und Franzosen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Johann Wilhelm Hertel, 1. und 2. Stück Leipzig: Breitkopf 1757 bzw. 1758, 3. und 4. Stück Manuskript. – Autobiographie, handschriftlich in drei Fassungen (siehe unter Quellen); Teilabdruck in: Jetztlebendes gelehrtes Mecklenburg. Aus autentischen und andern sichern Quellen hrsg. von Johann Christian Koppe. Drittes Stück, Rostock u. Leipzig 1784, S. 121-172. *Ausgaben*: (Auswahl) Seit dem 2. Weltkrieg vermehrt Neuausgaben von Kompositionen Hertels, in jüngerer Zeit u. a.: Keyboard Concertos in E-flat Major and F minor, ed. by Sister Romana Hertel, Madison 1988 (A-R Editions). – Concerto per la tromba D-Dur für Trompete, Streicher und Basso continuo, hrsg. von Edward H. Tarr, McNaughton 1992. – Cembalokonzerte Es-Dur und g-Moll, in: Norddeutsche Klavierkonzerte des mittleren 18. Jahrhunderts: Adolph Carl Kuntzen, Johann Wilhelm Hertel, hrsg. von Arnfried Edler, München-Salzburg: Katzbichler 1994. – Passionskantate „Der sterbende Heiland", hrsg. von Franziska Seils, Beeskow 2001. – Eine Reihe von Kompositionen (mehrere Oboenkonzerte, Trompetenkonzerte, eine Sinfonie, eine Violinsonate u. a.) liegen in Schallplatten- bzw. CD-Einspielungen vor.

Literatur: (Auswahl) Beyträge zur mecklenburgischen Kunst- und Künstlergeschichte, in: Mecklenburgisches Journal, Bd. 2, 1806, S. 279-303. – Otto Kade, Die Musikalien-Sammlung des Großherzoglich-Schweriner Fürstenhauses aus den beiden letzten Jahrhunderten, 2 Bde., Schwerin 1893, Supplement 1899. – Clemens Meyer, Geschichte der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle, Schwerin 1913. – Hans Rentzow, Die mecklenburgischen Liederkomponisten des 18. Jahrhunderts, Hannover 1938. – Johann Wilhelm Hertel, Autobiographie, hrsg. und kommentiert von Erich Schenk, Graz-Köln 1957. – Reinhard Diekow, Studien über das Musikschaffen Johann Christian und Johann Wilhelm Hertels, Diss. Rostock 1980. – Franziska Seils, Das geistliche Vokalwerk Johann Wilhelm Hertels – ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Diss. Rostock 1992. – Dies., Kirchenmusik unter Herzog Friedrich dem Frommen: die Ludwigsluster Choralkantaten, in: Musik in Mecklenburg, hrsg. von Karl Heller (u. a.), Hildesheim 2000, S. 315-326. – Arnfried Edler, Der Beitrag Johann Wilhelm Hertels zur Gattung des Klavierkonzerts, in: ebd., S. 437-461.

Porträt: Aquarellbild von Georg David Matthieu (um 1762), Staatliches Museum Schwerin.

Karl Heller

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0104

HOINCKHUSEN, Bertram Christian von, geb. 6.7.1651 Ratzeburg, gest. 14.12.1722 Güstrow; ev. – Jurist, Kartograph und Mathematiker.

Eltern: Heinrich Hoinckhusen, geb. 1610 Lübeck, gest. 1683 Ratzeburg, Domherr zu Ratzeburg; Magdalena Wolterich, geb. 1627 Hamburg, gest. Dez. 1653 Ratzeburg.

Ehefrau: Ilsabe Agneta von Vennighusen, geb. 29.3.1668 Glückstadt, gest. 29.3.1753 Breesen bei Neubrandenburg; verh. 27.4.1693.

Kinder: Johann Heinrich, geb. 24.1.1694 Parchim, gest. 1746(?) Güstrow, Privatgelehrter, Genealoge; Catharina Dorothea, geb. 24.1.1696 Parchim, gest. 25.3.1773 Neubrandenburg, verh. 4.1.1717 mit Hans David von Engel (1681-1753), Gutsherr auf Breesen; Magdalena Hedwig, geb. 3.9.1697 Parchim, gest. um 1782, verh. 1.7.1726 mit Philipp Joachim von Behr (1696-1766), Gutsherr auf Stresow, Dargezin und Müssow (Vorpommern); Ulrich Christoph, geb. 4.7.1699 Parchim, gest. 7.9.1758 Penzlin, kursächs. Offizier, verh. 28.9.1747 mit Sophie Beate von Pentz (1707-1777).

Herkunft, Bildungsweg und landesfürstliche Protektion prädestinierten Bertram Christian von Hoinckhusen für höchste Staatsämter. Tatsächlich brachte er es bis zum Vizepräsidenten eines obersten Landesgerichts. Das allein hätte jedoch kaum für eine besondere biographische Beachtung gereicht. Er galt darüber hinaus schon zu Lebzeiten als ein außerordentlich gelehrter Mann, der sich neben seinem Richteramt mit mathematischen und geodätischen Studien befaßte. Sein Name verbindet sich heute vor allem mit dem von ihm entworfenen Kartenwerk, das alle bis dahin erschienenen Landkarten von Mecklenburg bei weitem an Genauigkeit, Vollständigkeit, inhaltlicher Information und zeichnerischer Sorgfalt übertraf.

Bertram Christian von Hoinckhusen entstammte einer hochangesehenen Familie, deren Ursprünge väterlicherseits wahrscheinlich bis in das lübische Patriziat, mütterlicherseits bis in ein altes dithmarsches Geschlecht reichen. Sein Vater, Heinrich Hoinckhusen, war der letzte Domherr des Ratzeburger Domstifts und stand als Herzoglich-Mecklenburgischer Rat bei Herzog Christian (Louis) I. (1623/58-1692) in hohem Ansehen. An Henricus Hoinckhusen, Canonicus ultimus und Structuarius, erinnern im Ratzeburger Dom ein Epitaph und sein Wappen im Kapitelgestühl. Bertram Christians Mutter war eine Tochter des Königlich-Dänischen Etatrats und Landvogts im Süderteil-Dithmarschen Christian Wolterich. Beider Grabplatte mit dem Doppelwappen der Geschlechter sind ebenfalls noch im Dom zu Ratzeburg erhalten.

Bertram Christian Hoinckhusen wuchs in Ratzeburg auf. Er erhielt Privatunterricht, bis er im Jahre 1665 das Gymnasium in Lübeck und 1670 die Jesuitenschule in Hildesheim bezog. Im November 1673 ließ er sich auf der mecklenburgischen Landesuniversität in Rostock für Jura einschreiben. Nebenbei hörte er Vorlesungen über Geometrie, Trigonometrie, Befestigungskunst, Astronomie und ließ schon jetzt eine „sonderliche Inclination" für alle mathematisch-geodätischen Fächer erkennen. Aus dieser Neigung resultiert wahrscheinlich das erste von ihm überlieferte Kartenblatt: der auf das Jahr 1674 datierte Abriß des Walles der Stadt Rostock. 1676 wechselte der junge Hoinckhusen an die Universität Leipzig, wo er bei dem renommierten Zivil-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0105

rechtler August Benedikt Carpzov (1644-1708) sein juristisches Studium fortsetzte und am 6.12.1677 „mit großem Ruhme" eine öffentliche Disputation verteidigte. Er hatte diese seinem Landesherrn Herzog Christian (Louis) I. gewidmet, was ihm immerhin die Aussicht auf eine Ratsstelle im mecklenburgischen Staatsdienst nach Rückkehr von einer nun geplanten Bildungsreise einbrachte. Diese Reise führte Hoinckhusen über die Universität Leiden in Holland und englische Universitäten 1679 nach Frankreich, wo er sich mit Lust und Eifer die üppige Kulturlandschaft erschloß. In Paris dürfte er auch seinem herzoglichen Gönner begegnet sein, der sich fast ausschließlich am Hofe König Ludwigs XIV. aufhielt. Ganz sicher aber machte er die Bekanntschaft vieler bedeutender Gelehrter wie die des seinerzeit berühmten Kanzelredners Louis Bourdaloue (1632-1704). Möglicherweise war es Bourdaloue, der Hoinckhusen zwecks „völliger Perfectionirung in der französischen Sprache und dem Studio Juris" an die Universität in Bourges, der alten und reichen Königsstadt in der Landschaft Berry, vermittelte. Hier hielt er sich länger als gedacht auf, nicht zuletzt deswegen, weil ihm – von seinen Landsleuten dazu erwählt – als Vorstand und Orator der „Teutschen Nation" an der Universität die ehrenvolle Aufgabe zufiel, diese einstmals sehr privilegierte, in den vergangenen Kriegszeiten aber ziemlich heruntergekommene landsmannschaftliche Vereinigung öffentlich wiedereinzuführen. Dem Aufenthalt in Bourges schloß sich ein längerer „grand tour" durch Frankreich an. Dieser endete in der Reichsstadt Speyer, wo er noch ein halbes Jahr am dortigen Reichskammergericht hospitierte.

Nach fast sechsjähriger Abwesenheit war Bertram Christian Hoinckhusen 1684 universal gebildet und welterfahren in die Heimat zurückgekehrt. Weil kein Assessorat frei war, erhielt er zunächst eine Referendarstelle an der Schweriner Justizkanzlei. Offensichtlich galt er zu dieser Zeit aber auch schon bei Hofe als eine Koryphäe der mathematischen Wissenschaften. Wir erfahren, daß er den Erbprinzen, nachmaligen regierenden Herzog Friedrich Wilhelm (1675-1713), in diesen Fächern unterrichtete. 1687 bewarb er sich vergeblich um die Stelle eines herzoglichen Archivars. 1691 bekam er die Stelle des verstorbenen Assessors Balthasar Klatt am Hof- und Landgericht in Parchim. Dort seßhaft geworden, scheint Hoinckhusen bald wieder seiner stillen Vorliebe für die Geographie, Topographie und Beschreibung der beiden mecklenburgischen Herzogtümer und ihrer Ämter nachgegangen zu sein und den möglicherweise schon länger gehegten Plan einer sukzessiven Kartierung des Landes gefaßt zu haben. Eindeutig belegbar sind solche Aktivitäten jedoch nach den Datierungen erst seit 1706, von welchem Jahr an Ämterkarte auf Ämterkarte folgte, ohne daß er sie zu seinen Lebzeiten schon publik machte.

Auch Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, der seinem Onkel Christian (Louis) I. 1692 in der Regierung folgte, bewahrte Hoinckhusen seine Gunst. Als 1707 die Stelle des Vizepräsidenten am Hof- und Landgericht durch den Tod ihres Inhabers Viktor von Grabow, Erbherr auf Lüsewitz, vakant wurde, führte er ihn höchstpersönlich in dieses hohe Amt ein. Das ständisch mitbesetzte und für beide Mecklenburg (-Schwerin und -Strelitz) zuständige Hof- und Landgericht war erste Instanz für alle Niedergerichte des Landes und Berufungsinstanz für die

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0106

sogenannten Kanzleisässigen, d.h. die Ritterschaft, den Adel überhaupt, Städte (einschließlich Magistratspersonen), Geistlichkeit, Beamte, Offiziere, Notare. Es befand sich damals noch in Parchim, wurde jedoch schon ein Jahr später (1708) nach Güstrow verlegt. Hoinckhusen eröffnete das Gericht am neuen Ort mit einer gelehrten Rede, wie er für solche feierlichen „Introduktionen" überhaupt wohl eine besondere Begabung hatte. Er verfaßte auch lateinische Carmina, hymnische Gelegenheits- oder Auftragsgedichte im Stil der Zeit, wie das auf die Vermählung des Prinzen Christian Ludwig (1683-1756) mit der Prinzessin Gustave Caroline von Mecklenburg-Strelitz (1694-1748) im Jahre 1714, das in den „Annales literarii Mecklenburgenses auf das Jahr 1722" abgedruckt ist.

Über Hoinckhusens Amtstätigkeit als Vizepräsident, seinen persönlichen Anteil am Prozeßgeschehen, ist bisher wenig bekannt. Sie fällt in die bewegten Anfangsjahre des 1713 zur Regierung gekommenen Herzogs Carl Leopold (1678-1747), der mit gewaltsamen Mitteln die Macht der Stände zu brechen und eine absolute Landesherrschaft zu installieren suchte. Obwohl die Klagen der Ritterschaft und der Stadt Rostock vor dem Reichshofrat verhandelt wurden, dürften diese Jahre für ihn als den der Landesherrschaft verpflichteten Juristen am Hof- und Landgericht nicht unproblematisch gewesen sein. Im Jahre 1716 wurde Hoinckhusen von Kaiser Karl VI. in den erblichen Adelsstand erhoben. Der Adelsbrief wurde am 18. Sept. d. J. in Wien ausgestellt; seine Zustellung (Insinuation) verzögerte sich jedoch zum Leidwesen des alternden Vizepräsidenten um Jahre. Deshalb konnte die Standeserhöhung erst 1721 im Lande anerkannt und publiziert werden.

Aus der Ehe mit Ilsabe Agneta von Vennighusen gingen mehrere Kinder hervor, von denen vier das Kindesalter überlebten. Bekannt wurde vor allem der älteste Sohn Johann Heinrich, der offenbar das geistige Interesse und die wissenschaftliche Begabung seines Vaters geerbt hatte und sich als Historiker, Genealoge und Heraldiker einen Namen machte. Er hinterließ eine ungedruckte „Geschichte der Herzöge von Mecklenburg" und ein schön koloriertes „Wappenbuch des alten und eingesessenen Adels", außerdem die Manuskripte bzw. Kladden von 105 Adelsgenealogien sowie eine umfangreiche Materialsammlung zu 110 weiteren Adelsgeschlechtern und 338 erloschenen Familien, die von dem Genealogen Conrad Lüder von Pentz (1728-1782) ergänzt und fortgesetzt wurde. Die Hoinckhusen-Pentzschen Sammlungen wurden grundlegend für die außerordentlich rege adelsgenealogische Forschung in Mecklenburg im 19. und 20. Jahrhundert. Irrtümlich hielt man auch die Arbeiten des Sohnes noch lange für das Werk des Vaters.

Erst als Bertram Christian von Hoinckhusen 1722 in Güstrow starb, kamen die Früchte seiner langjährigen kartographischen Fleißarbeit zum Vorschein. Die Erben fanden in Hoinckhusens Nachlaß – wie aus einer Aufstellung aus dem Jahr 1728 hervorgeht – eine auf 1721 datierte, unsignierte große Generalkarte von Mecklenburg (*5 Fuß lang und 3 breit, auf Pergament*), eine Mecklenburg-Karte in kleinerer Ausführung und 22 Spezialkarten, dazu die entsprechenden Beschreibungen. Lediglich ein bereits angefangenes Ortsregister war noch nicht vollendet. Die mehrfarbig ausgeführten Handzeichnungen stellen 43 Domanialämter, drei Klosterämter, das Fürstentum

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0107

Ratzeburg, die schwedische Herrschaft Wismar mit dem Amt Neukloster, die Vogtei Parchim sowie die zum Kloster Dobbertin gehörende Sandpropstei dar und enthalten außer den Standorten der Städte, Dorfschaften, Kirchen, fürstlichen und adeligen Höfe, Klöster, Wasser- und Windmühlen, Zollstätten auch die Einzeichnungen von Grenzen, Wegen, Bodenerhebungen, Seen und Flüssen (mit Angabe der Strömungsrichtung), Mooren, Gehölzen.

Unklar bleibt Hoinckhusens Arbeitsmethode. Es kann als sicher gelten, daß er auf der Höhe des vermessungstechnischen Wissens seiner Zeit stand. Die topographischen Angaben und die Kenntnis der Ämterorganisation, der Herrschafts- und Dienstverhältnisse, Anzahl der Bauern usw. dürfte er aus älteren Kartenvorlagen, aus persönlichen Begehungen, Befragungen, aus der Auswertung vorhandener Amtsbücher, Steuerregister etc. und aus der eigenen Amtstätigkeit gewonnen haben. Unklar bleibt auch, was er mit seinen Karten vorhatte. Man kann nur vermuten, daß er sie nach Fertigstellung seinem Landesherrn dedizieren und für den praktisch-administrativen Gebrauch zur Verfügung stellen wollte. Zeit und Gelegenheit dafür waren allerdings um 1721 denkbar ungünstig. Das Land war von fremden Exekutionstruppen besetzt und Herzog Carl Leopold nach Dömitz verdrängt worden. Mecklenburg-Schwerin wurde von der ungeliebten Kaiserlichen Kommission regiert.

Auch Conrad Lüder von Pentz bedauerte in seinen Aufzeichnungen über Bertram Christian von Hoinckhusen, daß dieser zu Lebzeiten nichts von seiner mühevollen Arbeit „gemeinnützig" machte. Daran sollte sich auch nach Hoinckhusens Tod lange nichts ändern. Die Generalkarten verschwanden durch Ankauf im herzoglichen Kunst- und Raritätenkabinett. Herzog Friedrich der Fromme (1717/56-1785) ließ sie mehrmals für sich kopieren und zeigte sie nur ausgewählten Interessenten. Der Anregung seines Geheimen Rats Johann Peter Schmidt (1708-1790), sie durch den renommierten Nürnberger Kartenverlag von Homanns Erben in Kupfer stechen und veröffentlichen zu lassen, versagte er wegen militärischer Bedenken die Zustimmung.

Die 22 Ämterkarten verblieben im Familienbesitz und wurden im Laufe der Zeit vergessen. Sie wurden mit den Adelsgenealogien des Sohnes erst 1860 von dem Kammerherrn Adolf von Engel auf dem Dachboden seines Gutshauses in Breesen, Ritterschaftliches Amt Stavenhagen, wiederentdeckt und dem Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin als Schenkung überlassen. Archivrat Friedrich Lisch (→ Bd. 3, S. 149-160) erkannte sogleich ihren Wert für die landes- und kartographiegeschichtliche Forschung. Er brachte das gesamte Kartenwerk wieder zusammen, erforschte die Zusammenhänge seiner Entstehung und ermittelte den Urheber, den er damit nach fast 100 Jahren als den bedeutendsten Kartographen Mecklenburgs nach Tilemann Stella (→ Bd. 3, S. 290-295) und Johann Lauremberg (1590-1658) und vor Friedrich Wiebeking (1762-1842) und Friedrich Wilhelm Graf von Schmettau (1742-1806) in das Gedächtnis der Nachwelt zurückrief.

Quellen: LHAS. Genealogische Sammlungen: 11.3-1/1 von Pentz, 11.3-1/2 von Hoinckhusen, 11.3-1/4 von Rodde; 11.3-1/7 Standeserhöhungen; 2.12-2/4 Regierungskollegien, Nr. 474;

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0108

5.12-7/6 Geh. und Hauptarchiv, Forschungsregistratur CL 410 (zu 1752), Registraturbuch FF II 163 (29.10.1860). – Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Joh. Peter Schmidt, Pragmatische Erd- und Staatsbeschreibung der Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und -Güstrow, Erster Teil: Erdbeschreibung, Ms. 1762/63 („Von den Landkarten, der Lage und Größe Mecklenburgs"). – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Kirchenbuch von St. Georg Parchim.

Werke: [B.C.v.Hoinckhusen], Neueste und genaueste geographische Abzeichnung des Herzogtums Mecklenburg 1721 (Große und kleine Generalkarte), Landkarten I-XXII mit Beschreibungen; div. separate Karten (im LHAS, Kartensammlung). – Als Faksimiledruck: Mecklenburg-Atlas des Bertram Christian von Hoinckhusen (um 1700), bearb. von Christa Cordshagen, Günter Bernhard, Annelie Kansy, Peter-Joachim Rakow, hrsg. durch das Landesvermessungsamt Mecklenburg-Vorpommern in Zusammenarbeit mit dem Mecklenburgischen Landeshauptarchiv, Schwerin 1995.

Literatur: ADB 12, 1880, S. 710 (Ludwig Fromm). – Annales literarii Mecklenburgenses, Oder: Jahr-Register von denen Geschäfften der Gelehrten […] auf das Jahr 1722, Rostock und Neubrandenburg 1723, S. 30-46. – Miscellanea Mecklenburgica [Hrsg. von Ernst Johann Friedrich Mantzel], Stück II 1729: Mecklenburgisches Gelehrten-Lexikon, S. 55. – Georg Christian Friedrich Lisch, Über die genealogischen Arbeiten in Meklenburg im 18. Jahrhundert, in: JVMGA 29, 1864, S. 25-35; Nachtrag S. 285. – Georg Krüger (Bearb.), Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, Bd. II. Das Land Ratzeburg. Neubrandenburg 1934, S. 87, 114, 133, 157. – Wolf Lüdeke von Weltzien, Familien aus Mecklenburg und Vorpommern. Beiträge zur Norddeutschen Geschichte, Bd. 4, 1995, S. 120-125. – Mecklenburg-Atlas des Bertram Christian Hoinckhusen (siehe *Werke*, Faksimiledruck), Einführung, S. 12-32.

Porträt: unbekannt.

Wappen: Im gespaltenen Schild vorn in Blau zwei silberne Balken, begleitet von drei sechsstrahligen goldenen Sternen; hinten in Silber ein halber roter einwärtsgekehrter Adlerflügel.

Peter-Joachim Rakow

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0109

KARL (CARL) FRIEDRICH AUGUST, Herzog zu Mecklenburg, geb. 30.11.1785 Hannover, gest. 21.9. 1837 Berlin, begr. Mirow; ev. – Militär, Politiker, Schriftsteller.

Eltern: Karl Ludwig Friedrich, Herzog (ab 28.6.1815 Großherzog) von Mecklenburg, geb. 10.10.1741, gest. 6.11.1816 Neustrelitz, Sohn des Herzogs Karl Ludwig Friedrich zu Mecklenburg und der Prinzessin Elisabeth Albertine von Sachsen-Hildburghausen; Charlotte Wilhelmine Christiane Marie, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, geb. 5.11.1755 Darmstadt, gest. 12.12.1785 Hannover, Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt und der Gräfin Marie Luise von Leiningen-Dagsburg-Heidesheim.

Halbgeschwister: zehn, darunter Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen, geb. 10.3.1776 Hannover, gest. 19.7.1810 Hohenzieritz; Georg Friedrich Carl Joseph, Großherzog von Mecklenburg, geb. 12.8.1779 Hannover, gest. 6.9.1860 Neustrelitz.

Familienstand: unverheiratet, kinderlos.

Ungeachtet seiner für einen nachgeborenen Prinzen bemerkenswerten Karriere, zählte Herzog Karl, dessen Bild schon in der Wahrnehmung seiner Zeitgenossen zwischen Verachtung und Bewunderung schwankte, wohl zu den umstrittensten Persönlichkeiten, die das Haus Mecklenburg hervorgebracht hat.

Karl war das einzige Kind aus der zweiten, mit einer Schwester der ersten Gemahlin eingegangenen Ehe seines Vaters, der im Auftrag seines Schwagers Georg III. von England als Generalgouverneur dessen Kurfürstentum Hannover verwaltete. Wenige Tage nach der Geburt verlor Karl die Mutter und wurde im Alter von zwei Jahren nach Darmstadt in die Obhut der auch seine älteren Halbgeschwister erziehenden Großmutter gegeben. Hier verlebte der Prinz eine unbeschwerte Kindheit, bis er 1795 ein Jahr nach dem Regierungsantritt des Vaters in Neustrelitz wahrscheinlich erstmalig nach Mecklenburg kam. Eigener Neigung folgend entschied sich der junge Herzog für eine militärische Laufbahn. Bereits 1799 ernannte ihn sein königlicher Schwager Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit gleichzeitiger zweijähriger Beurlaubung, der unter fürstlichen Familien üblichen Praxis entsprechend, zum Stabskapitän. Nach Ablauf dieser Frist 1801 studierte er zunächst zwei Jahre an der Berliner École Militaire, um dann an die von Scharnhorst ins Leben gerufene, später als Kriegsakademie bekannt gewordene Schule für junge Infanterie- und Kavallerieoffiziere zu wechseln. In dem ihm hier neben dem allgemeinen Pensum durch den berühmten Militärtheoretiker erteilten Einzelunterricht erwies sich Karl als ungewöhnlich interessierter, die Gedanken seines Lehrers verinnerlichender Schüler, so daß sich auch in den Folgejahren eine auf Gegenseitigkeit beruhende Wertschätzung der in vielerlei Hinsicht so verschiedenen Männer erhalten sollte. Als der junge Herzog 1805 unter gleichzeitiger Beförderung zum Major eine Kompanie erhielt, war er zwar in allen theoretischen Fragen beschlagen, besaß jedoch keinerlei Erfahrung in praktischen Dingen. Entsprechend ernüchternd waren die Erlebnisse, die für Karl mit dem für die preußische Armee katastrophalen Jahr 1806 verbunden waren. Sein inmitten dieser Wirren kurzerhand eingereichtes Urlaubsgesuch und anschließender Rückzug nach Mecklenburg kam einer Selbstbeurlaubung gleich

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0110



und schien jenen Recht zu geben, die wie Friedrich von der Marwitz in Herzog Karl lediglich einen über Gebühr protegierten Bruder der Königin sahen, der sich aus dem Staub machte, wenn es ernst wurde. Entsprechend verbreitet war der Unmut im Offizierskorps, als sich sein rasantes Avancement ohne Unterbrechung fortsetzte und er innerhalb der nächsten sechs Jahre zum Obersten und Brigadekommandeur aufstieg. Zu eng waren die Beziehungen des in jenen schweren Jahren besonders familiären Rückhalt suchenden Königs, um den jungen Schwager fallen zu lassen. Dennoch blieb seine Karriere nicht nur königlicher Protektion geschuldet, ist seine Kommandierung zum Stab Blüchers 1811 doch auch auf Empfehlung seines alten, ansonsten kaum des Protektionismus fürstlicher Personen zu verdächtigenden Lehrers Scharnhorst zustande gekommen. Ausschlaggebend dafür ist vielleicht Karls nicht unwesentlich durch Scharnhorstsches Gedankengut beeinflußte Arbeit in der mit der mecklenburg-strelitzschen Militärreorganisation betrauten Kommission gewesen. In den Befreiungskriegen rechtfertigte der Herzog, als Brigadekommandeur im Yorck-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0111

schen Korps auch mecklenburgische Verbände in den Kampf führend, schließlich das in ihn gesetzte Vertrauen. Wenn sich auch Yorck zunächst wenig begeistert zeigte, so wandelte sich seine Einstellung nach der Schlacht an der Katzbach. Bald galt Herzog Karl als fähiger und entschlossener Truppenführer, dem auch schwierige Stellungen anvertraut werden konnten und der an der Katzbach, bei Wartenburg und Möckern entscheidend zum preußischen Sieg beitrug. Am Abend der Schlacht von Wartenburg bezeichnete Gneisenau den Herzog als den Helden des Tages. Drei Tage später sank er bei Möckern schwerverwundet vom Pferd. Trotz eines herzlichen Genesungsschreibens Blüchers ließen seine Wunden eine weitere Teilnahme am Feldzug nicht zu und erwiesen sich als derartig schwerwiegend, daß ihm die ersehnte Teilnahme an dem alliierten Einzug in Paris verwehrt blieb. Durch Napoleons Rückkehr allerdings sollte sich Karl eine zweite Chance bieten. Zum Generalleutnant und Chef des Gardekorps avanciert, marschierte er Anfang Juli 1815 in der französischen Hauptstadt ein. Yorck, dessen schroffes und ungebärdiges Naturell sonst nur wenig Raum für Komplimente ließ, begeisterte sich noch nach Jahren in flammenden Briefen für den kriegerischen Herzog. In seinem 1825 anläßlich der Ernennung Karls zum General der Infanterie verfaßten Glückwunschschreiben rühmte der greise Feldmarschall in Erinnerung gemeinsam durchfochtener Schlachten voller Dankbarkeit für den ihm bei Wartenburg durch das energische Vorgehen des Herzogs erworbenen Namen, dessen militärische Fähigkeiten.

Haben Karls Leistungen in den Befreiungskriegen dazu beigetragen, vielen ursprünglichen Kritikern Respekt abzunötigen, so sorgten in den Friedensjahren stärker hervortretende politische Aktivitäten für neuen Zündstoff. Von seiner Gründung 1817 an Mitglied und seit 1827 Präsident des preußischen Staatsrats, erwies sich der Einfluß des Herzogs auf die preußische Politik als beträchtlich. Verstärkt durch seine während der napoleonischen Besatzung gemachten Erfahrungen wirkte Karl in dem höchsten beratenden Gremium Preußens als erbitterter Gegner jeglicher Repräsentativverfassungen. Hier nahm der hochkonservative, streng legitimistische Grundsätze vertretende mecklenburgische Herzog an der Besprechung sämtlicher Gesetzentwürfe und Verordnungen teil und wurde als erklärter Feind der Reformen Steins und Hardenbergs bald zu einem der Köpfe des preußischen Konservatismus der Restaurationsära. Nach Hardenbergs Tod 1822 begann sich Karls, durch seine Nähe zum König und die daraus erwachsenden Möglichkeiten der Einflußnahme auf den unsicheren und häufig schwankenden Monarchen ohnehin schon immenser Einfluß, vollends zu entfalten. Allerdings beschränkte er seine Bemühungen nicht auf die Vereitelung reformerischer Projekte und die Umsetzung restriktiver Maßnahmen, sondern formulierte in Form konkreter Memoranden selbst Anregungen zu erforderlichen Veränderungen. Interessant sind dabei Karls ebenso modern wie konservativ anmutenden Gedanken zur Situation und Zukunft des preußischen Adels. Pragmatisch und mit einer so gar nicht mit den eigenen legitimistischen Grundsätzen vereinbar scheinenden Nüchternheit entwarf der Herzog stark an das englische Modell erinnernde Adelsreformen, nach denen große Teile des alten, seiner Ansicht nach wirtschaftlich wie moralisch nicht lebensfähigen Adels, zugunsten einer neuen leistungsfähigen Aristokratie verdrängt worden wären. Kern

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0112

dieser Vorschläge war die an den Fideikommiß angelehnte und an die Erbfolge des ältesten Sohnes gebundene Unveräußerlichkeit adligen Grundbesitzes. Zur Versorgung der jüngeren Familienmitglieder war die Einrichtung durch den Staat zu unterstützender Stiftungen vorgesehen. Erstaunlich ist hierbei Karls Bereitschaft, das bislang bestimmende Blutsprinzip weitgehend aufzugeben. Adlige, deren Lebenswandel diesen Vorgaben nicht entsprach, sollten demnach ihres Standes verlustig gehen, wogegen Nichtadligen bei Erwerb eines nicht zu veräußernden Gutes und entsprechender Lebensweise die Aufnahme in den erblichen Adel gewinkt hätte. Schienen Karls adelsreformatorische Vorstöße dem bodenständigen preußischen Monarchen als zu radikal, um sie ernsthaft in Erwägung zu ziehen, blieb er doch von den Initiativen seines umtriebigen Schwagers beeindruckt. Das galt auch für Karls wiederholt unter Beweis gestellte künstlerische Ambitionen. Theaterbegeistert und als versierter Laienschauspieler hatte er sich als Autor und Arrangeur zahlreicher Festspiele einen Namen gemacht. In seinem Berliner Wohnsitz Monbijou führte der Herzog und General, Gelehrte und Künstler empfangend, ein großes Haus. 1819 fand dort, erstmalig in Berlin, eine Aufführung von Goethes „Faust" statt. Karl, bei dieser Gelegenheit selbst den Mephisto gebend, wird dabei durch den freilich sehr parteiischen Friedrich Förster plastisch als wahrlich mephistophelischer Charakter geschildert. Försters Darstellung bildete anscheinend den Hintergrund für den durch den Staatsrat und Dichter Friedrich August von Staegemann geprägten, unter Karls nicht wenigen Gegnern umgehenden und bis heute seiner Biographie anhaftenden Vers: „Als Prinz, als General, als Präsident des Staatsrats schofel, unübertrefflich aber stets als Mephistophel." Den Herzog fochten derartige Anfeindungen nicht an, eher schienen sie ihn zu motivieren.

Anläßlich des Besuchs und Geburtstags der russischen Zarin und ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III. in Potsdam 1829 mit großem Aufwand veranstalteten Festes der weißen Rose entführte sein Drama *Der Zauber der weißen Rose* alle Anwesenden in die ideale Welt mittelalterlichen Rittertums. Die Begeisterung des Königs wie des romantischen Vorstellungen ohnehin stark zuneigenden Kronprinzen kannte keine Grenzen und führten Karls Popularität in der königlichen Familie auf einen weiteren Höhepunkt, trotz der 1826 wesentlich durch ihn betriebenen Vereitelung der Verbindung des späteren Königs und Kaisers Prinz Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Elisa Radziwill. Im selben Jahr schlugen Friedrich Wilhelm III. und Herzog Ernst August von Cumberland ihren gemeinsamen Schwager als Kandidaten für den neugeschaffenen griechischen Thron vor. Karl, der schon 1821 durch seinen Aufruf zum Krieg gegen das Osmanische Reich an den preußischen König keinen Hehl aus seiner Sympathie für die Unabhängigkeitsbestrebungen der Griechen gemacht hatte, hielt sich bedeckt, keinesfalls wollte er den Anschein erwecken, als bringe er sich für eine derart ehrenvolle Unternehmung selbst in Anschlag. Unter der Hand entfaltete sich zur Gewinnung der jeweiligen Regierungen in London und Sankt Petersburg über Neustrelitz und Berlin dennoch eine rege Diplomatie mit den englischen und russischen Verwandten. Als sich das Projekt trotz dieser Bemühungen zerschlug, wirkte Karl, der den Glanz dieser Krone ohnehin lediglich in der kulturellen Missionierung Griechenlands zu sehen schien, eher erleichtert.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0113

Erst kurz vor seinem Tod gerieten die eigenwilligen konservativen Grundsätze des Herzogs in der Frage der Vermählung der Herzogin Helene zu Mecklenburg (→ Bd. 3, S. 106-111) mit dem französischen Kronprinzen in einer Aufsehen erregenden Protestaktion mit der an dieses Heiratsprojekt Hoffnungen auf eine Annährung an die Julimonarchie knüpfenden preußischen Außenpolitik in Konflikt und trübten vorübergehend auch das Verhältnis zum König. Verpflichtete Karls Stellung als preußischer General und Präsident des Staatsrats einerseits zur Loyalität, so bewogen ihn legitimistische Prinzipien und dynastisches Ehrgefühl zur Opposition gegen die veränderten außenpolitischen Leitlinien. In Form einer durch den strelitzschen Staatsminister August von Oertzen (→ S. 199) verfaßten und in Berliner Hof- und Regierungskreisen gezielt verbreiteten Denkschrift bot er, wenn auch vergeblich, noch einmal all seinen Einfluß zur Vereitelung der geplanten Verbindung auf.

Wenig später starb Herzog Karl nach kurzer Krankheit in Berlin.

Quellen: LHAS, 4.3-2 Hausarchiv des mecklenburg-strelitzschen Fürstenhauses mit Briefsammlung.

Werke: (Auswahl) Erinnerungen an Berlin. Festspiele, o.O. (Berlin) u. o.J. (um 1830), darin u. a.: Der Zauber der weißen Rose, 1829. – Pseudonyme: C. Weisshaupt, A. von Weisshaupt, J. E. Mand; unter C. Weisshaupt: Die Isolirten. Conversationsstück in vier Akten, Berlin 1837. – Der ewige Jude (Trauerspiel), o.O. (Berlin) u. o.J., (Manuskript Staatsbibliothek Berlin).

Literatur: ADB 15, 1882, S. 310 f. (Bernhard von Poten). – Neuer Nekrolog der Deutschen, 15. Jg. 1837, Bd. 2, S. 846-853, Weimar 1839 (Friedrich Brüssow). – Deutsches Theater-Lexikon Bd. 2, S. 1403, Klagenfurt und Wien 1960 (Wilhelm Kosch). – Johann Gustav Droysen, Das Leben des Feldmarschalls York von Wartenburg, Berlin 1871. – O. Krause, Herzog Karl Friedrich August von Mecklenburg-Strelitz: ein Lebensbild, Berlin 1889. – Achim Mayer, Herzog Karl, der heldenmütige General, in: ders., Geschichte des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz von 1794-1890 nebst Chronik der Stadt Friedland von 1244-1890, Neustrelitz 1893, S. 67-94. – Carl Schröder, Mecklenburg und die Mecklenburger in der schönen Literatur, in: Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen, Bd. V, Berlin 1909. – Friedrich August Ludwig von der Marwitz, Preußens Verfall und Aufstieg (Preußischer Adel), Breslau 1932. – Hans Schneider, Der preußische Staatsrat 1817-1918. Ein Beitrag zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte Preußens, München 1952, S. 63-90. – Robert M. Berdahl, The politics of the Prussian nobility. The development of a conservative ideology 1770-1848, Princeton 1988, S. 225-227. – Frank Selge, „Luise, immer nur Luise!" – Lebenswege und Schicksale der Kinder Karls II. Herzog/Großherzog von Mecklenburg etc. etc. aus der Linie Mecklenburg-Strelitz (1769-1860), in: Vom Anfang und Ende Mecklenburg-Strelitzer Geschichte, hrsg. im Auftrag des Landesheimatverbandes Mecklenburg-Vorpommern, Friedland 2003, S. 138-185. – Harry Nehls/Marco Zabel, Der „Festspielherzog" Carl von Mecklenburg-Strelitz (1785-1837). Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Berlin-Potsdamer und Strelitzer Hofkultur, in: Karbe-Wagner-Archiv, 2. Jg., S. 7-118, Schwerin 2004.

Porträt: Lithographie von Carl Hübner nach einer Zeichnung Franz Krügers, LHAS, Bildersammlung.

Sebastian Joost

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0114

KATZ, David, geb. 1.10.1884 Kassel, gest. 2.2.1953 Stockholm; jüdisch – Psychologe.

Eltern: Kaufmann Isaak Katz aus Mandern (Waldeck); Mathilde Katz, geb. Wertheim, aus Kassel.

Ehefrau: Rosa geb. Heine, geb. 9.4.1885 Odessa, Tochter des Ingenieurs Jean Heine aus Libau (Kurland), Promotion 1913 Göttingen, Lehrerin, (Kinder-)Psychologin, gest. 26.3.1976 Stockholm; verh. 30.1.1919 Göttingen.

Kinder: Theodor, geb. 8.11.1920, Dr. phil., Lehrer und Publizist, gest. 27.12.1997; Gregor, geb. 6.7.1922, Kinderpsychiater, lebt in der Nähe von Stockholm.



David Katz wurde als zweitjüngstes Kind von 5 Söhnen und 3 Töchtern einer jüdischen Kaufmannsfamilie geboren. Mit fünf Jahren aufgrund seines Wissensdrangs vorzeitig eingeschult, besuchte er die Volksschule und das Realgymnasium in Kassel. Während seiner Schulzeit profilierte er sich als Nachhilfelehrer für Latein und Mathematik, was sich in seinen ersten Publikationen, nämlich den bis in die 20er Jahre mehrfach aufgelegten Repetitorien zu diesen gymnasialen Fächern niederschlug. Am 8.3.1902 legte er die Reifeprüfung ab und schrieb sich im selben Jahr an der Universität Göttingen für mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer ein mit dem Ziel Lehramt an höheren Schulen.

Angeregt durch Vorlesungen über Philosophie, Pädagogik und Psychologie machte Katz die Psychologie schon bald zu seinem Studienschwerpunkt und studierte bei dem bekannten Experimental- und Gedächtnispsychologen Georg Elias Müller (1850-1934) am Psychologischen Institut, das der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der Philosophischen Fakultät angegliedert war. Prägend für seine spätere wissenschaftliche Arbeit wurden auch Vorlesungen bei dem Phänomenologen Edmund Husserl (1859-1938) sowie Vorlesungen in Physiologie. Katz vervollständigte seine Studien durch Aufenthalte in Berlin und München (letzteres nach der Promotion und einem kurzen Militärdienst).

1906 promovierte Katz in Physik, Psychologie und Philosophie. Die Dissertation über das Zeiterleben (*Urteile über und Eindrücke von Zeitintervallen*) wurde von Müller betreut, mit „valde laudabile“ bewertet und erschien im selben Jahr im Druck. Gleichzeitig arbeitete Katz bereits an anderen psychologischen Themen und publizierte schon 1906 eine Studie über Kinderzeichnungen, in der er unter anderem

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0115

Fragen der Farbenkonstanz behandelte. Fragen der Farbwahrnehmung wurden zu einem wesentlichen Thema seiner Arbeit der nächsten Jahre. Daneben befaßte er sich mit Themen der Pädagogischen Psychologie, beispielsweise mit einem bis heute überraschend aktuell wirkenden Buch über die psychologischen Grundlagen des Mathematikunterrichts.

Nach mehrmonatigem Forschungsaufenthalt bei Oswald Külpe (1862-1915) in Würzburg arbeitete David Katz ab 1907 als vollbeschäftigter Assistent bei seinem Doktorvater Müller. 1911 habilitierte er sich und erhielt am 23.5. die „venia legendi" für Philosophie von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung der Philosophischen Fakultät verliehen. Fast prophetisch wurde im Beschluß formuliert, die Abteilung verspreche sich von dem neuen Privatdozenten einen trefflichen Forscher und einen fesselnden Lehrer. Auch nach seiner Habilitation behielt Katz die Assistentenstelle an der Universität Göttingen aus finanziellen Gründen bei.

Seine im Protokoll der Kommission als „glänzend" bezeichnete Habilitationsschrift wurde noch 1911 gedruckt. Inhaltlich setzte Katz mit seiner Habilitationsschrift auch wesentliche Ecksteine seiner zukünftigen Arbeit. In der fruchtbaren Auseinandersetzung mit der streng experimentellen Methodik Müllers, den theoretischen Ansätzen Ewald Herings (1834-1918) sowie der Phänomenologie Husserls entwickelte er einen eigenen Ansatz, der einerseits der experimentellen Tradition verpflichtet blieb, andererseits die eher streng physikalische und physiologische Orientierung der damaligen Psychologie überwand und das Erleben der Phänomene durch den Menschen in den Mittelpunkt stellte. Einen weiteren wichtigen Forschungsschwerpunkt stellte in Göttingen die Tierpsychologie dar, wobei David Katz eng mit Géza Révész (1878-1955) kooperierte, mit dem er zeitlebens befreundet blieb.

Bei Ausbruch des 1. Weltkrieges meldete sich David Katz freiwillig zum Militär und war in der Folge als Krankenpfleger in einem Schallmeßtrupp und gegen Ende des Krieges an der Forschungsstelle für Ersatzglieder in Hannover tätig. Er erhielt das Eiserne Kreuz und wurde 1918 als Vizewachtmeister entlassen. Einer seiner damaligen Vorgesetzten setzte sich später im Zusammenhang mit der Zwangsbeurlaubung von Katz im Jahr 1933 für diesen ein und lobte seine Unerschrockenheit und Umsicht im feindlichen Feuer sowie seine Unbestechlichkeit des Urteils und Geradheit des Handelns. Auch seine Aufgaben im 1. Weltkrieg regten David Katz zu Studien und Experimenten an: In seiner Rostocker Zeit arbeitete er zur Psychologie von Prothesenträgern und führte Experimente zum Richtungsgehör bei Hunden im Hof des psychologischen Instituts durch, das damals an der Südseite des Universitätsplatzes untergebracht war.

Von Juli 1918 bis September 1919 war David Katz nochmals als Assistent in Göttingen tätig und durfte ab Oktober 1918 den Titel Professor führen, bevor ihn im September 1919 ein Ruf an die Universität Rostock auf ein Extraordinariat erreichte. Im Berufungsschreiben vom 5.10.1919 wurde ihm aufgetragen, Vorlesungen über Pädagogik in ihrem ganzen Umfange und über experimentelle Psychologie abzuhalten und nach Gründung eines Psychologischen Instituts dieses zu leiten.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0116

Entscheidend für die Ruferteilung waren dabei die Qualifikation Katz' in der experimentellen Psychologie sowie seine an der Universität Göttingen nachgewiesenen außerordentlichen Erfolge in der Lehre. In Rostock war er in der Lehre zunächst in erster Linie für die Ausbildung zum Lehramt für höhere Schulen in Psychologie und Pädagogik zuständig.

Nachdem er anscheinend aufgrund seiner jüdischen Abstammung bei der Besetzung von Ordinariaten an psychologischen Instituten nicht berücksichtigt wurde, worüber er sich in einem privaten Brief beklagte, erhielt er 1923 einen Ruf auf ein Ordinariat an der Handelshochschule Mannheim. Diesen nahm er nicht an, da zum 1.4.1923 seine Professur in Rostock in ein Ordinariat umgewandelt und das Institut für Psychologie an der Universität Rostock eingerichtet wurde.

David Katz weitete in Rostock seinen wahrnehmungspsychologischen Ansatz auf weitere Sinnesmodalitäten aus (Tastsinn, Vibrationssinn, zu dessen Erforschung er eigens einen Apparat konstruierte und patentieren ließ, Geruchs- und Geschmackssinn, Gehör) und publizierte die Befunde und Folgerungen seiner Experimente in Aufsätzen und Büchern, die teilweise bis vor kurzem (als Übersetzungen in den USA) neu aufgelegt wurden und noch erhältlich sind. Dazu zählt auch seine völlig überarbeitete und um neue (Rostocker) Versuche ergänzte Habilitationsschrift, die 1930 unter dem Titel *Aufbau der Farbwelt* publiziert, 1935 auf Englisch veröffentlicht und zuletzt 1999 in den USA neu aufgelegt wurde. Weiter entwickelte er Grundlagen einer Bedürfnispsychologie (Hunger und Appetit), bearbeitete sozialpsychologische Themen sowie in enger Kooperation mit seiner Frau Rosa kinder- bzw. entwicklungspsychologische Fragestellungen und publizierte zusammen mit ihr das Buch *Gespräche mit Kindern*, das zuletzt 1999 in den USA neu aufgelegt wurde. Das Buch hob sich dadurch von anderen Arbeiten ab, als die kindlichen Äußerungen nicht auf Laut- oder Silbenebene wie damals üblich, sondern auf ihren Sinn in ihrem natürlichen Kontext analysiert wurden.

Eine Besonderheit des Rostocker Instituts war dessen tierpsychologische Forschungsstation, in der zu Wahrnehmung, Lernen und Gedächtnis sowie zum Sozialverhalten vor allem von Hühnern, aber auch von anderen Tieren experimentiert wurde. Überhaupt blieb David Katz in Rostock und in seiner weiteren wissenschaftlichen Laufbahn der experimentellen bzw. empirischen Methodik verpflichtet.

Die Rostocker Zeit wurde für David Katz auch dadurch wissenschaftlich überaus fruchtbar, als er eine große Zahl von Schülern anzog und von ihnen etwa 30 zur Promotion führte. Dabei wurde von den Doktoranden ein breites Themenspektrum behandelt: Neben einer Reihe von Arbeiten zur Wahrnehmungspsychologie spannte sich der Bogen über bedürfnispsychologische (Hunger) bis hin zu (sonder-)pädagogisch-psychologischen Themen. Am bekanntesten von seinen Doktoranden wurde der Norweger Thorleif Schjelderup-Ebbe, der 1922 zur Hackordnung bei Hühnern promovierte und dessen Dissertation bis heute eines der meistzitierten wissenschaftlichen Werke eines Norwegers sein dürfte. Diese großen Erfolge gründeten sicherlich auf der wissenschaftlich anregenden Atmosphäre am Rostocker Institut, zu einem

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0117

wichtigen Teil aber auch auf dem positiven menschlichen Klima, das David und Rosa Katz dort zu schaffen verstanden.

Die vielfältigen Aktivitäten David Katz' und seiner Mitarbeiter bewirkten, daß das Rostocker Institut für Psychologie bis 1933 national und international stark beachtetet wurde. So stand Katz in engem Kontakt mit William Stern (1871-1938; Hamburg), Edgar Rubin (1886-1951; Kopenhagen) und den (Gestalt-)Psychologen der Berliner Universität und engagierte sich in nationalen und internationalen Fachgremien. In der „Zeitschrift für Psychologie" ist David Katz in dieser Zeit einer der meistvertretenen und -zitierten Autoren und übernahm von 1930-1933 mit einem Kollegen deren Redaktion. Im Sommer 1929 wurde er für eine Gastprofessur nach Maine (USA) eingeladen.

1933 konnte David Katz als Weltkriegsteilnehmer und wegen seines Assistentenstatus aus der Zeit schon vor 1914 aufgrund der nationalsozialistischen Beamtengesetze nicht direkt entlassen werden. So wurde Rosa Katz als Hebel gegen ihren Mann benutzt, um diesen unter Druck zu setzen: Der „Niederdeutsche Beobachter" bezeichnete Rosa Katz als polnische Jüdin, bezichtigte sie der Spionage für die Sowjetunion und forderte, dass David Katz „als erstes seines Amtes zu entheben" sei. Auch auf den besonderen Druck des Nationalsozialistischen Studentenbundes, der in einem Schreiben vom 30.3.1933 an Gauleiter Hildebrandt formulierte: es erscheine unmöglich, dass ein jüdisch marxistischer Professor die zukünftigen Lehrer der höheren mecklenburgischen Schulen in Pädagogik lehre und somit einen starken Anteil an der Erziehung der mecklenburgischen Schuljugend habe, wurde David Katz von der NS-Gauleitung gezwungen, ein Urlaubssemester zu beantragen.

Mit dem 8.4.1933 wurde er beurlaubt. Eine eidesstattliche Erklärung, mit der er die Vorwürfe gegen seine Frau zu widerlegen suchte, hatte offensichtlich keine Wirkung gezeigt.

Auch nach seiner Beurlaubung verstummten die Angriffe gegen ihn und seine Frau nicht. Nachdem ihm in Rostock alle Arbeitsmöglichkeiten genommen waren, konnte er im Herbst 1933 eine Forschungsreise nach Manchester (England) antreten, wobei er das Visum erst auf Intervention des Prodekans Prof. Wilhelm Schüssler von der Philosophischen Fakultät erhielt. Zum 1.1.1934 wurde er durch die Gauleitung endgültig in den Ruhestand versetzt.

In England setzte er seine Arbeit zunächst in Manchester als Honorary Research Fellow fort, so gut es die finanziellen Umstände erlaubten, und arbeitete ab 1935 bei Cyril Burt (1883-1971), einem namhaften Vertreter der Differentiellen Psychologie. Erst nachdem 1935 der kostenfreie Schulbesuch der beiden Söhne in England sichergestellt werden konnte, folgte Rosa ihrem Mann von Rostock nach England, wo das Ehepaar unter anderem im Londoner Zoo tierpsychologische Studien betrieb. Das daraus resultierende Werk *Mensch und Tier* erschien 1937 auf Englisch (1948 auf Deutsch). Daneben versuchte Katz seine finanzielle Lage mit Vortragstätigkeit zu verbessern und war mit weiteren Projekten betraut, beispielsweise erkundete er für die British Research Association of Flour Millers die Gründe für den Rückgang

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0118

des Brotkonsums und empfahl eine geschmackliche Verbesserung des englischen Brotes.

1937 wurde David Katz an die Universität Stockholm auf eine neu eingerichtete Professur für Psychologie und Pädagogik berufen und engagierte sich in der Folge für den Aufbau des dortigen psychologischen Instituts. Weiterhin arbeitete er eng mit seiner Frau Rosa zusammen, die in Stockholm die kinderpsychologische Station am Institut für Psychologie der Universität Stockholm leitete.

1948 erhielt er einen auch als Wiedergutmachung gedachten neuerlichen Ruf an die Universität Rostock, den er angesichts der guten Arbeitsmöglichkeiten in Stockholm wie aus familiären Gründen ablehnte, genauso wie drei Rufe an die Universität Jerusalem auf die dortige Professur für Psychologie. Inzwischen waren dem psychologischen Institut in Stockholm, dem Katz vorstand, 6 hauptamtliche Assistenten sowie 30 Räume zugeordnet worden, was außerordentlich gute Arbeitsmöglichkeiten darstellte.

Während der Zeit in Schweden wandte sich David Katz wieder stärker der Pädagogischen Psychologie zu (u. a. Intelligenzdiagnostik), integrierte aber auch in höherem Maße als bisher gestaltpsychologische Elemente in seine Arbeit, wobei er gleichzeitig auf kritische Distanz zur Gestaltpsychologie und ihren weitgehenden Geltungsanspruch ging. Er faßte seine jahrelange psychologische Tätigkeit in einer Reihe von (Lehr-)Büchern zusammen und publizierte zur Gestaltpsychologie, zur Experimentalpsychologie sowie das *Handbuch der Psychologie* und einen *Psychologischen Atlas*, die bald zu Standardwerken der Psychologie wurden und in einer Reihe von Sprachen erschienen. Den wohl nachhaltigsten Erfolg erzielte dabei das 1944 erstmals publizierte Buch über *Gestaltpsychologie*, das in mindestens 20 Auflagen in 7 Sprachen erschien, zuletzt 1979 in den USA. Seine technische Begabung nutzte David Katz auch in seiner Stockholmer Periode; er konstruierte einen „Skriptochronographen", mit dem präzise Aufzeichnungen der Schreibbewegungen möglich sind, und meldete ihn zum Patent an.

Nachdem er 1950 eine Gastprofessur an der Berkeley University in San Francisco (Kalifornien) erhielt, organisierte David Katz 1951 den 13. Internationalen Kongress der Psychologie in Stockholm und stand diesem vor. 1952 wurde Katz zum korrespondierenden Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt. Nach seiner Pensionierung hielt er sich im Wintersemester 1952 im Rahmen einer Honorarprofessur in Hamburg auf und starb kurz nach seiner Rückkehr an einem Herzleiden. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof in Stockholm bestattet.

Da David Katz keiner psychologischen Schule angehörte und stets einen eigenständigen Weg zwischen den Modeströmungen der Psychologie beschritt, geriet sein umfangreiches Werk (33 Monographien und 196 Aufsätze und Buchbeiträge ohne die zahlreichen Übersetzungen) in Deutschland unverdientermaßen in Vergessenheit, wohl auch weil er aufgrund der enormen Vielseitigkeit seiner Arbeit nicht eindeutig einer psychologischen Fachrichtung zugeordnet werden kann. International und teilweise außerhalb der Psychologie werden seine Werke aber nach wie vor beachtet,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0119

so wurde allein der *Aufbau der Farbwelt* nach der Statistik des Social Sciences Citation Index in den letzten 5 Jahren mehr als 110 mal zitiert. Eine solche Beachtung erfahren nur wenige der deutschstämmigen Zeitgenossen von David Katz wie auch der gegenwärtig aktiven psychologischen Wissenschaftler.

Quellen: Archiv der FernUniversität Hagen, Psychologisches Institut: Gesammelte Briefe von David Katz an Rosa Katz (Kopie der Abschriften) von 1908-1953. – Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek Stockholm, Nachlass von David und Rosa Katz (zit. nach den Kopien in Rebmann 2002, siehe *Literatur*). – Handschriftenabteilung der niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, G. Misch 166; H. Nohl 259. – Universitätsarchiv Göttingen, Promotionsakte; Habilitationsakte; Personalakte David Katz. – Universitätsarchiv Rostock, Personalakte D. Katz. – Institut für Pädagogische Psychologie der Universität Rostock, Video-Überspielungen von dokumentarischen und Lehrfilmen von David Katz (Originale in Stockholm). – Mitteilungen von Gregor Katz, Stockholm.

Werke: (Auswahl) Dissertation: Experimentelle Beiträge zur Psychologie des Vergleichs im Gebiete des Zeitsinns, Leipzig 1906. – Habilitationsschrift: Die Erscheinungsweisen der Farben und ihre Beeinflussung durch die individuelle Erfahrung, Leipzig 1911. – *Monographien*: War Greco astigmatisch? Leipzig 1911. – Psychologie und mathematischer Unterricht, in Hrsg. Felix Klein, Abhandlungen über den mathematischen Unterricht in Deutschland, Bd. 3, H. 8, IV, Leipzig 1913. – Zur Psychologie des Amputierten und seiner Prothese, Leipzig 1921. – Der Vibrationssinn, Hamburg 1923. – Der Aufbau der Tastwelt, Leipzig 1925 (ins Englische und Spanische übersetzt). – Die Erziehung im vorschulpflichtigen Alter, Leipzig 1925 (zusammen mit Rosa Katz). – Gespräche mit Kindern, Berlin 1928 (zusammen mit Rosa Katz, ins Englische und Schwedische übersetzt). – Der Aufbau der Farbwelt, Leipzig 1930 (ins Englische übersetzt). – Hunger und Appetit. Untersuchungen zur medizinischen Psychologie, Leipzig 1932 (ins Englische übersetzt). – Animals and Man, London 1937 (ins Deutsche, Schwedische, Spanische und Japanische übersetzt). – Gestaltpsychologie, Basel 1944 (ins Englische, Schwedische, Spanische, Italienische, Finnische und Französische übersetzt). – Psychologischer Atlas, Basel 1945 (ins Englische und Schwedische übersetzt). – Individualtest för intelligensundersökning. 2 år 6 mån. till 6 år, Stockholm 1950. – Hrsg. David Katz, Handbuch der Psychologie, Basel 1951 (erstmals 1950 auf Schwedisch erschienen, ferner ins Englische, Spanische, Finnische und Italienische übersetzt; mehrere Neuauflagen posthum mit Rosa Katz als Mitherausgeberin). – *Zeitschriftenaufsätze*: Ein Beitrag zur Kenntnis der Kinderzeichnungen, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, I. Abt., 41, 1906, S. 241-256. – Experimentell-psychologische Untersuchungen mit Hühnern, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, I. Abt., 50, 1909, S. 93-116 (zusammen mit Géza Révész). – Über individuelle Verschiedenheiten bei der Auffassung von Figuren. Ein kasuistischer Beitrag zur Individualpsychologie, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, I. Abt., 65, 1913, S. 161-180 (zusammen mit Géza Révész). – Betrachtungen zur Frage der Aufbauschule, in: Mecklenburgische Schulzeitung 54, 10, 1923, S. 109-112. – Zur Psychophysik der menschlichen Hand. Beiträge zur psychologischen Grundlegung des Werkunterrichts und des Arbeitsschulgedankens, in: Zeitschrift für pädagogische Psychologie, Jg. 26, 1925, Nr. 1, S. 29-37, Nr. 2, S. 97-107. – Musikgenuß bei Gehörlosen, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, I. Abt., 99, 1926, S. 289-324 (zusammen mit Géza Révész). – Verhalten eines Kindes bei Behinderung eines Armes, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, I. Abt., 99, 1926, S. 197-201 (zusammen mit Rosa Katz). – Psychologische Probleme des Hungers und Appetits, insbesondere beim Kinde, in: Zeitschrift für Kinderforschung, Bd. 34, 1928, S. 158-197.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0120

– Versuche über die akustische Lokalisation beim Hunde, in: Zeitschrift für Hundeforschung 2, 1/2, 1932, S. 3-8. – Zur Grundlegung einer Bedürfnispsychologie, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, I. Abt., 129, 1933, S. 4-6, 292-304. – The tongue as a primitive sense organ. Memoirs and proceedings of the Manchester literary and philosophical Society 78, 1934, S. 56-72. – Animal Intelligence, in: Nature 137, 1936, S. 421-422. – Some problems concerning the feeding behaviour of monkeys, in: Proceedings of the Zoological Society of London, 1936, S. 579-582 (zusammen mit Rosa Katz). – The child as a teacher. Investigations into the social psychology of the child, in: Acta Psychologica, Vol. 2, 1936, S. 76-124 (zusammen mit Rosa Katz). – A study of the taste of bread, in: Human Factor 11, 1937, S. 210-217. – Behaviour of monkeys under light of poor visibility, in: Proceedings of the Zoological Society of London, Ser. A, 1937, S. 183-186 (zusammen mit Rosa Katz). – Perception of weight and elasticity, in: Nature, Vol. 139, April 24, 1937, S. 719 (zusammen mit William Stephenson). – Lektanken i den engelska uppfostran. (Der Spielgedanke in der englischen Erziehung), in: Lärarinneförbundet, (Verband der Lehrerinnen), 14/15, 1944, S. 9-12. – Propriozeptiver Reflex und Willenshandlung, in: Acta Paediatrica 33, 1946, S. 191-202 (zusammen mit Theodor Künnapas). – The Scriptochronograph, in: The Quarterly Journal of Experimental Psychology, Vol. 1, 1948, S. 53-56. – Der soziopsychologische Faktor als Organisator unseres Gedächtnisses, in: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen, Bd. XI, 4, 1952, S. 252-265. – Psychologie des Sicherheitsmarginals, in: Acta Psychologica, Vol. IX, 1953, S. 255-273.

Literatur: NDB 11, 1977, S. 332-333. – Liane Clever/Theodor Katz/Helmut E. Lück/Anke Seuster, Bibliographie David Katz. Verbunden mit einer tabellarischen Biographie, Briefen, Erinnerungen und einer quantitativen Werkanalyse (Berichte aus dem Arbeitsbereich Psychologie der FernUniversität Hagen 26), Hagen o. Jahr. – David Katz, Autobiography. Typoskript. In englischer Übersetzung erschienen als: David Katz, Autobiography, in: Hrsgg. H. S. Langfeld/E. G. Boring/H. Werner/M. Yerkes, A history of psychology in autobiographie, Bd. 4, Worcester (Mass) 1952, S. 189-211. – Heinz Grassel, Zur Entwicklung der Psychologie an der Universität Rostock. Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 20, Rostock 1971, S. 155-163. – Rosa Katz, Rosa Katz (Selbstdarstellung), in: Hrsgg. L. J. Pongratz/W. Traxel/E. G. Werner, Psychologie in Selbstdarstellungen, Bern 1972, S. 103-125. – Erhard Albrecht, David Katz – Leben und Werk. Wissenschaftliche Zeitschrift der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald. Gesellschaftliche Reihe 36, Greifswald 1987, S. 103-104. – Martina Kirsten, Zum Leben und Werk von David Katz, in: Zeitschrift für Psychologie 195, 1987, S. 335-343. – Theodor Katz, David Katz, in: Hrsgg. H. E. Lück/R. Miller, Illustrierte Geschichte der Psychologie, München 1993, S. 106-109. – Brigitte Riedmann, Rosa Katz. Leben und Werk einer Psychologin, unveröffentliche Magisterarbeit, FernUniversität Hagen 2003.

Porträts: Foto aus dem Jahr 1929*, Handschriftenabteilung der niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Sammlung Voit: Katz, David.

Christoph Perleth

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0121

KERSTING, Georg Friedrich, geb. 24.10.1785 Güstrow, gest. 1.7.1847 Meißen; ev. – Maler, Vorsteher der Königlichen Porzellanmanufaktur in Meißen.

Eltern: Georg Friedrich Kersting, der Ältere, geb. 1755 im Hannoverschen, gest. 25.7.1800 Güstrow, Glaser; Christina Elisabeth (Ilsabe) Köster, verw. Bage, Tochter des Bierbrauers Johann Köster in Güstrow, geb. 12.4.1744, gest. 5.10.1808; verh. 27.11.1781.

Ehefrau: Friederica Wilhelmina Agnes Sergel, geb. 27.11.1801, gest. [?], Tochter des Oberhofpostmeisters Christian Friedrich Sergel in Dresden; verh. 25.4.1818.

Kinder: Ernst Friedrich (1819-1844); Richard Georg (1821-1875); Hermann Karl (1825-1850); Anna Agnes (1828-1848).

Georg Friedrich Kersting wuchs als jüngster Sohn des Amtsglasers Kersting in Güstrow unter sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Seinen ersten Unterricht erhielt Kersting wohl in der zur Pfarrgemeinde St. Marien gehörenden Armenfreischule auf dem Heiliggeist-Hof. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1800 gab ihn die Mutter in die Malerlehre zu ihrem Schwiegersohn Johann Beutel in Güstrow. Auch Kerstings Vater war in der Glasmalerei nicht ungeschickt gewesen und so entsprach die Mutter den sich früh zeigenden Neigungen des Sohnes. Nach vierjähriger handwerklicher Ausbildung reiste Kersting im Frühherbst 1804 nach Kopenhagen, um hier an der Kunstakademie ein Studium zu beginnen, finanziell unterstützt durch seinen Onkel



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0122

Hermann Köster, Bruder der Mutter und Weinhändler in Rostock. Seine Lehrer waren Nicolai Abraham Abildgaard (1743-1809), Nicolai Dajon, Peter Meyn, Christian August Lorentzen und Carl Frederik Stanley. Die Kunstakademie verlieh Kersting im März 1806 nach erfolgreichem Abschluß der „Gipsskole" die kleine Silbermedaille. Die große Silbermedaille wurde ihm am 4.1.1808, nach der erfolgreichen Absolvierung der Studienzeit von dreieinviertel Jahren, zuerkannt. Während dieser Studienzeit besuchte Kersting nachweislich 1807 und 1808 seine Mutter in Güstrow und kehrte im Sommer 1809 endgültig nach Mecklenburg zurück, zunächst nach Rostock, um anschließend in Güstrow als Maler zu arbeiten. Es entstanden unter anderem mehrere Porträts von Personen seiner Verwandtschaft.

Am 14.11.1809 wurde Kersting Mitglied der in Güstrow ansässigen Freimaurerloge „Phöbus Apollo". Dieser blieb er bis zum Ende seines Lebens, wie auch den Logenbrüdern und seiner Familie in Güstrow verbunden. Der Loge schenkte er 1822 das Bild *Phöbus Apollo*.

Anfang des Jahres 1810 brach Kersting nach Italien auf, um seine Studien fortzusetzen. Seine Reise führte ihn über Dresden, wo er Caspar David Friedrich begegnete, mit dem ihn seitdem eine lebenslange Freundschaft verband. Offenbar auch von diesem beeinflußt, schrieb sich Kersting im August des Jahres in die Dresdner Kunstakademie ein. Schon 1811 nahm er an der Ausstellung der Akademie mit seinen „Malerstubenbildnissen" teil, darunter *Caspar David Friedrich im Atelier* und *Gerhard von Kügelgen im Atelier*. Auch im folgenden Jahr weilte Kersting noch in Dresden und sandte erstmals drei Bilder zur Akademieausstellung nach Berlin, neben dem *Eleganten Leser* auch die Stickerin, die Herzog Karl August auf Anraten Johann Wolfgang von Goethes 1813 für seine Residenz Weimar erwarb.

Im April des gleichen Jahres trat Kersting nach dem Zusammenbruch des alten Reiches in den napoleonischen Kriegen unter dem Einfluß Theodor Körners als Freiwilliger in das Lützower Freicorps ein. Er zeichnete sich am 16. September in der Schlacht an der Göhrde aus, wofür er das Eiserne Kreuz und den St. Georgsorden erhielt. Nach der Auflösung des Lützowschen Freicorpes zu Beginn des Jahres 1814 kehrte Kersting nach Dresden zurück, um seinen Erlebnissen und Empfindungen künstlerisch Ausdruck zu verleihen. Unter dem Eindruck der Befreiung von Fremdherrschaft und der Freiheit des Individuums entstanden die Bilder *Auf Vorposten* und *Die Kranzwinderin* sowie mehrere Selbstbildnisse. Unausgeführt blieb Kerstings geplante Italienreise.

Statt dessen begab er sich am 8.5.1815 nach Warschau, um hier im Dienste der Fürstin Anna Sapieha-Czartoryska als Zeichen- und Mallehrer der fürstlichen Kinder zu arbeiten.

Da er sich nach Dresden zurücksehnte, bewarb sich Kersting 1816 um die vakante Stelle eines Zeichenlehrers an der dortigen Kunstakademie, die ihm jedoch versagt blieb. Erst nach dreijähriger Lehrertätigkeit in Polen kehrte der junge Maler am 24.4.1818 nach Dresden zurück, wo er mit seiner Braut Agnes Sergel zusammentraf. Seine Bewerbung um die Stelle eines Malervorstehers an der Königlichen Porzellan-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0123

manufaktur in Meißen hatte Erfolg gehabt. Der Antritt erfolgte am 1. Juli, verbunden mit einem Umzug in diese Stadt und der Option auf die Gründung eines eigenen Hausstandes, die mit der Heirat am 22. November vollzogen wurde.

Als Vorsteher der Maler der Porzellanmanufaktur oblag Kersting die künstlerische Leitung. Die ihm übertragenen Aufgaben ließen für eigene künstlerische Arbeiten nur wenig Raum. Die Familie als Mittelpunkt seines Seins wurde zum Gegenstand seiner Kunst. Er war ihr Porträtist wie der seines eigenen Ichs. Daneben entstanden zahlreiche Historienbilder und Allegorien. In der Eigenschaft als Malervorsteher besuchte Kersting fast jährlich die Messen in Leipzig und Berlin. Die Reisen im Auftrage der Manufaktur führten ihn 1824 unter anderem nach Altenburg, Gera, Rudolstadt, Jena, Erfurt und Weimar. Hier traf er im August erneut mit Johann Wolfgang von Goethe zusammen, dem eine erste Begegnung 1813 in Dresden vorausgegangen war. Vier Jahre später, im Frühjahr 1828, nahm Kersting zunächst an den Feierlichkeiten anläßlich des 400. Todestages Albrecht Dürers in Nürnberg teil, um anschließend die Nymphenburger Porzellanmanufaktur in München zu besuchen.

Seit dem plötzlichen Tod seines Sohnes Ernst Friedrich im Dezember 1844 kränkelte Kersting. Sich wiederholende Schlaganfälle führten 1845 zur Beurlaubung von der Manufaktur. Zwei Jahre später starb Kersting „am Blutschlage" in Meißen.

Kertings Schaffensperiode begann in der Zeit der napoleonischen Kriege und endete mit dem deutschen Vormärz 1847. Seine Zeichnungen und Gemälde sind den Kunstepochen der Romantik wie auch dem Biedermeier zuzuordnen mit der Hinwendung zu einem frühen bürgerlichen Realismus. Seine im wesentlichen bis 1818 entstandenen Interieurbilder, die scheinbar eine reale Lebenswelt abbilden, vervollkommnete er zu Idealentwürfen einer Lebenswelt, deren Wurzel im freimaurerischen Idealismus zu suchen ist: Harmonie durch das Licht der Vernunft. In seinen Bildern verleiht Kersting dem Einzelnen in seiner sozialen und individuellen Existenz Ausdruck, der sich auch in den Porträts widerspiegelt. Als Porträtist seiner Familie, Freunde, Gefährten, seiner selbst, schuf er Idealentwürfe des Individuums.

Während die Interieurbilder auch geprägt sind von der Suche nach eigener Identität, nach emotionaler und sozialer Bindung, die ihm erst durch seine Heirat ermöglicht wurde, sind seine in Meißen entstandenen Historienbilder und Allegorien auf literarische Vorlagen mit zumeist biblischen Themen zurückzuführen.

Das malerische und zeichnerische Werk Kerstings ist außer einem Teil des Nachlasses, der sich im Besitz der Familie erhalten hat, in zahlreichen Museen und Sammlungen der Bundesrepublik Deutschland und Polen zu finden. Mehrere Zeichnungen, ein Skizzenbuch von 1822 und das Gemälde *Phöbus Apollo*, nach der Auflösung der Loge 1935 überwiesen, sind Bestandteil der Kunstsammlungen des Museums der Stadt Güstrow. Das Geburtshaus des Künstlers wurde 1985 restauriert.

Quellen: Akten des Stadtarchivs Güstrow, Acta betreffend den Nachlaß der Witwe Christina Kersting, geb. Köster, 1808; Schoßregister des Mühlenviertels 1755-1808. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Mecklenburgisches Kirchenbuchamt, Taufregister der Pfarrkirche St. Marien in Güstrow von 1740-1786; Copulations- und Sterberegister ebd.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0124

Werke: aufgeführt bei Werner Schnell, Georg Friedrich Kersting, Das zeichnerische und malerische Werk mit Oeuvrekatalog, Berlin 1994; Werner Schnell, Kersting als Porträtist im Jahre 1809 – aus Anlaß der Neuentdeckung der „Bildnisse des Ehepaares Damert", in: „Das Gesicht ist der edelste Sinn…" Georg Friedrich Kersting – zur Porträtkunst, Rostock 1897.

Literatur: NDB 11, 1977, S. 539-541. – Helmut Börsch-Supan, Deutsche Romantiker, Deutsche Maler zwischen 1800 und 1850, München 1972. – Friedrich Piper, Freimaurerische Gelegenheitsreden, Güstrow 1837, S. 7-28. – Kurt Karl Eberlein, Ein unbekanntes Paganiniporträt G.F. Kerstings, in: Zeitschrift für bildende Kunst, 55. Jg., Bd. 31, 1919/1920, S. 127-130. – Kurt Karl Eberlein, Kerstings patriotische Kunst, in: Der Cicerone, 16. Jg., H. 18, 1924, S. 846-854. – Oskar Gehring, Goethe und der Maler Kersting, in: Mecklenburgische Monatshefte, 8. Jg., H. 3, Rostock 1932, S. 105-108. – Oskar Gehrig, Georg Friedrich Kersting, Ein mecklenburgischer Maler aus der Zeit der Freiheitskriege, Schwerin 1931/32. – Friedrich Schuldt, Die Kerstings in Güstrow, Sonderdruck der Mecklenburgischen Tageszeitung, Güstrow 1932. – Kurt Karl Eberlein, Kerstings Malerstuben, in: Leipziger Illustrierte Zeitung, Nr. 4882, 6.10.1938, S. 456. – Wilhelm Gernentz, Güstrow im siebenjährigen Krieg, in: Schweriner Volkszeitung, Nr. 258 vom 29.10.1953. – Hans Ebert, Georg Friedrich Kersting – Künstler und Patriot, in: Bildende Kunst, Berlin 1956, H. 2, S. 97. – Hans-Joachim Neidhardt, Die Malerei der Romantik in Dresden, Leipzig 1976. – Jens Christian Jensen, Überlegungen zu Kerstings Gemälde „Vor dem Spiegel", in: Wissenschaftliche Zeitschrift der E.M.Arndt-Universität Greifswald, 35. Bd., H. 3-4, 1986, S. 42-45. – Willi Geismeier, Die Malerei der deutschen Romantik, Dresden 1984. – Hannelore Gärtner, Georg Friedrich Kersting, Leipzig 1988. – Werner Schnell, Georg Friedrich Kersting, Das zeichnerische und malerische Werk mit Oeuvrekatalog, Berlin 1994. – Bärbel Kovalevski, Georg Friedrich Kersting als Malervorsteher an der Königlich-Sächsischen Porzellanmanufaktur Meißen von 1818-1847, Zürich 1994. – Werner Schnell, Kersting als Porträtist im Jahre 1809 – aus Anlaß der Neuentdeckung der „Bildnisse des Ehepaares Damert", in: Schriftenreihe des Museums der Stadt Güstrow, Bd. 6, „Das Gesicht ist der edelste Sinn…", Georg Friedrich Kersting – zur Porträtkunst, Rostock 1997, S. 8-19. – Bärbel Kovalevski, Über die freundschaftlichen und sozialen Beziehungen zwischen den Künstlern und Künstlerinnen um Georg Friedrich Kersting in Dresden, in: ebd. S. 20.-29. – Ira Koch, Die Familie Georg Friedrich Kerstings in Güstrow, in : ebd. S. 32-45. – Birgit Dahlenburg, Wilhelm Titel (1784-1862) und Georg Friedrich Kersting (1785-1847) als Porträtisten, in: Schriftenreihe des Museums der Stadt Güstrow, Bd. 6, Tagungsband, Rostock 1997, S. 8-13. – Ira Koch, Von Friedrich Herzog bis Paul Spangenberg – Maler des 19. Jahrhunderts in Güstrow, in: ebd. S. 14-20. – Hermann Vogel von Vogelstein, Künstlerfarbenlehre zur Zeit Kerstings, in: ebd. S. 22-29. – Gerd-Helge Vogel, Georg Friedrich Kerstings „Parklandschaften" von 1808, in: ebd. S. 30-39. – Eckhardt Opitz, Die Freicorps im Kampf gegen Napoleon – Legende und Wirklichkeit, in: ebd. S. 40-47. – Bärbel Kovalevski, Vergessen und unbekannt, in: ebd. S. 48-51. – Dieter Pocher, Phöbus Apollo – eine freimaurerische Bildkomposition, in: ebd. S. 52-57. – Klaus Haese, Die Skizzenbücher Georg Friedrich Kerstings und Caspar David Friedrichs – ein Vergleich, in: ebd. S. 58-63.

Porträts: Ölgemälde: Selbstbildnis mit Barett und Eisernem Kreuz II, 1815/1816, Nachlaß im Familienbesitz; Ölgemälde: Phöbus Apollo, Selbstbildnis als Detail, 1822, Museum der Stadt Güstrow*; Zeichnung: Selbstbildnis, 1814, Stadtmuseum Dresden; Zeichnung: Selbstbildnis als Lützower Jäger in ganzer Figur 1814/1815, Nachlaß im Familienbesitz; Zeichnung: Selbstbildnis mit Barett und Eisernem Kreuz I, 1815, ebd.; Zeichnung: Selbstbildnis mit Brille II, um 1838, ebd.; Zeichnung: Selbstbildnis als Leser II, um 1844, ebd.

Ira Koch

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0125

KEYSER (auch Kayser, Keiser), Abraham, geb. 26.3.1603 Soest, gest. 30.9.1652 Doberan; ev. – Mecklenburg-Schweriner Geheimer Rat, Mecklenburgs Gesandter zu den Westfälischen Friedensverhandlungen.

Eltern: Rüdiger Keyser, Altermann in Soest; Elisabeth Heidmühlen.

Ehefrau: Dorothea Sophia Werdenhagen, Tochter des kaiserlichen Rats und Residenten in Lübeck Johann Angelius Werdenhagen (1581-1652); verh. 7.11.1643 Lübeck (in 2.Ehe 17.6.1656 verh. mit Dr. Franz Julius Chop, Mecklenburg-Güstrowscher Kanzleirat), gest. vor Juli 1669.

Kinder: 6 Kinder, darunter Maria Catharina, verh. 1673 mit Nicolaus Storm, Amtmann in Fürstenberg.



Abraham Keyser, Doktor beider Rechte, verkörperte den Typus auswärtiger bürgerlicher Juristen, die seit der Frühen Neuzeit bevorzugt von deutschen Landesherren als rechtsgelehrte Räte in den Dienst genommen wurden. Er stand im Dienst Herzog Adolf Friedrichs I. von Mecklenburg (1588/1608-1658), der ihm sein besonderes Vertrauen schenkte und mit wichtigen diplomatischen Missionen betraute. Keyser vertrat Mecklenburg bei den Friedensverhandlungen in Osnabrück und unterzeichnete für Mecklenburg den Westfälischen Frieden von 1648. Sein Porträt hängt mit den Gesandtenporträts anderer Unterzeichnerstaaten im Friedenssaal des Rathauses von Osnabrück.

Keyser wuchs in der reichen Handels- und Bürgerstadt Soest auf. Wie seinen fünf Brüdern ermöglichten die vermögenden Eltern auch ihm eine ausgezeichnete Schulbildung. Er besuchte die hohen Schulen in Soest, Bremen, Hannover, zuletzt in Hildesheim, wo er unter der Obhut der beiden älteren Brüder sechs Jahre verbrachte und schon viel öffentliche Förderung erfuhr. 1622 ließ er sich in Helmstedt für Jura immatrikulieren. 1625 nach Hildesheim zurückgekehrt, berief ihn die Stadt – nach zeitweiliger Abordnung an die fürstliche Regierung in Quedlinburg – 1628 zu ihrem Legationssekretär. In dieser Eigenschaft geriet er häufig zwischen die Fronten der Kriegsparteien im Dreißigjährigen Krieg. Als die Kaiserlichen unter Pappenheim im Oktober 1632 Hildesheim einnahmen, verlor er dort Haus und Hof und mußte selbst nach Braunschweig ausweichen. Keyser ließ sich von der Stadt Hildesheim beurlauben, um einen braunschweigischen Edelmann, Arnold von Wobersnow,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0126

als Hofmeister auf einer Bildungsreise zu begleiten und bei der Gelegenheit seine juristischen Studien fortzusetzen. Beide bezogen Februar 1633 die Universität Rostock. Danach hielten sie sich längere Zeit in England und Frankreich auf. Im Februar 1637 findet man sie in der Matrikel der Universität Leiden. Nach fünfjähriger Abwesenheit ließ sich Keyser 1638 in Hamburg nieder. Dort machte er sich schon bald als geschickter Anwalt in schwierigen Rechtssachen hochgestellter Personen einen Namen. Diese führten ihn wiederholt an die Hofkanzlei in Schwerin, wo er in dem Geheimen und Lehnssekretär Simon Gabriel Zur Nedden einen guten und verläßlichen Freund fand.

Vermutlich durch dessen Vermittlung wurde Herzog Adolf Friedrich I. auf ihn aufmerksam. Er berief Keyser mit Datum vom 16.11.1639 auf die vakant gewordene Stelle eines herzoglichen Archivars, hatte jedoch offenbar mit dem weltgewandten und diplomatisch erfahrenen Juristen von vornherein anderes vor. Er betraute ihn sogleich mit den Angelegenheiten seines Rechtsstreits um die Vormundschaft über den minderjährigen Güstrower Erbprinzen Gustav Adolf (1633-1695) und die Regentschaft über das Herzogtum Mecklenburg-Güstrow, den er seit dem Tod seines Bruders Herzog Johann Albrecht II. (1636) mit dessen Witwe Eleonore Marie (1600-1657) ausfocht und der mit dem kaiserlichen Machtspruch zugunsten der Mutter (10.10.1639) gerade zu dieser Zeit eine unerwartete Wendung genommen hatte. Keyser können wohl zum großen Teil die juristisch ausgefeilten Deduktionen zugeschrieben werden, mit denen der Herzog und seine Räte in die Berufung gingen und gegen die „schmähhaften Injuriis" der streitbaren Witwe zu Felde zogen. Er vertrat die Ansprüche seines Herzogs im Frühjahr 1640 erfolgreich auf dem Kurfürstentag in Nürnberg und begleitete im Herbst des Jahres Kanzler Johann Cothmann (→ Bd. 1, S. 56-58) und Landrat Kurt von Behr in gleicher Sache zum Reichstag in Regensburg. Als sich Kaiser Ferdinand III. (1608/1637-1657) – nicht zuletzt durch das kurfürstliche Votum – schließlich umstimmen ließ und Adolf Friedrich I. nach langwierigen Vergleichsverhandlungen das kaiserliche Tutorium erhielt (1643), war Keyser bereits mit einem neuen, ungleich schwierigeren Auftrag unterwegs.

In der Erwartung, daß er der richtige Mann sei, hatte Adolf Friedrich I. Keyser ausersehen, seinen eigenwilligen, schwer lenkbaren Sohn Erbprinz Christian (geb. 1623, als Christian Louis 1658-1692 regierender Landesherr) als Hofmeister und Präzeptor auf einer vorgesehenen Bildungsreise nach Holland, England, Frankreich, Italien und in andere Teile Deutschlands zu begleiten. Keyser arbeitete nach väterlichen Vorgaben persönlich die Instruktion aus, die ihn nötigenfalls zu strenger Zucht berechtigte, und ließ den Prinzen bei Antritt der Reise am 13. Oktober 1641 einen Revers unterschreiben, in dem sich dieser zu Gehorsam und Wohlverhalten verpflichtete. Die Reise führte über Lübeck, Hamburg, Friesland, Amsterdam, Utrecht, Leiden, wo der incognito als Christian von Bülow reisende Erbprinz das Festungswesen und den Schleusenbau studierte, durch mehrere holländische Provinzen bis in das Feldlager des Prinzen von Oranien bei Rheinberg (Juli 1642) und endete abrupt mit ihrem Abbruch Ende des Jahres 1642, nachdem es zu schweren Zerwürfnissen zwischen dem exzentrischen Prinzen und seinem Hofmeister gekommen war. Keyser hatte sich

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0127

schon seit Februar 1642 wiederholt über dessen „hohe Indolenz“ und „unleidlichen Despect“ beklagt und immer drängender um Ablösung gebeten. Herzog Christian wurde vom Vater nach Schwerin zurück befohlen. Das Verhältnis zwischen Herzog Adolf Friedrich I. und Abraham Keyser blieb davon unbeschädigt. Er erhielt den Auftrag, nach Frankreich weiterzureisen und von dort über neueste politische Entwicklungen zu berichten (Inthronisation König Ludwig XIV. am 14. Mai 1643 u. a.). Dabei nutzte er einen Aufenthalt in Orléans, um an der dortigen Universität zum Doktor beider Rechte zu promovieren.

Mecklenburg war inzwischen wieder Kriegsschauplatz geworden. Im Verlauf der schwedisch-dänischen Auseinandersetzungen durchzogen 1643/44 erneut schwedische und kaiserliche Armeen das ohnehin verwüstete Land. Herzog Adolf Friedrich I. setzte seine ganze Hoffnung auf die in den westfälischen Städten Münster und Osnabrück begonnenen Friedensverhandlungen – und sein Vertrauen in das Verhandlungsgeschick Abraham Keysers. Er erhob ihn zu Ostern 1644 zum Geheimen Rat und bestellte ihn zu seinem Gesandten in Osnabrück, wo sich zu den Verhandlungen zwischen den Kriegsparteien Reich und Schweden vor allem die Bevollmächtigten der protestantischen Reichsstände einfanden.

Nach Verhandlungen mit den Ständen und Zwischenaufenthalten in Lübeck, Hamburg, Celle und Hannover traf Abraham Keyser am 29. November 1644 als Gesandter beider Mecklenburg und des Stifts Schwerin in Osnabrück ein. Er blieb dort während der ganzen Verhandlungsdauer und erwarb sich ein beträchtliches persönliches Ansehen im Korps der Gesandten. Seine Instruktion, die Freigabe Wismars und die Ablösung des Schwedenzolls (in Warnemünde), sowie eine möglichst hoch bemessene Entschädigung für die erlittenen Kriegsschäden zu erwirken, sollte sich jedoch angesichts der politischen Ohnmacht Mecklenburgs bald als wenig realistisch erweisen. Sie scheiterte vor allem an den Satisfaktionsforderungen Schwedens, das seinerseits auf die endgültige Abtretung von Stadt und Hafen Wismar, der Inseln Poel und Walfisch bestand und auch auf den Küstenzoll nicht verzichten wollte. Weder zähes Verhandeln und kluges Taktieren noch die eindringliche Mahnung, daß mit dem Verlust von Wismar als dem „fürnehmsten Schlüssel des Herzogtums“ quasi die Existenz des ganzen Landes bedroht sei (Memorial vom 7.2.1647), konnte die schwedische Delegation von ihrer Forderung abbringen. Andererseits war auch eine Abfindung Mecklenburgs mit den Bistümern Minden und Osnabrück nicht durchsetzbar. Man riet Keyser unter der Hand, nachzugeben, da die Schweden sonst leicht nach dem ganzen Herzogtum greifen könnten. Keyser reiste 1646 und 1647 wiederholt nach Schwerin zurück, um sich neue Instruktionen zu holen und mit den Räten über Kompromißlösungen (Kondominium über Wismar u. a.) zu beraten. Zermürbt gab Herzog Adolf Friedrich I. schließlich auf. Er wies seinen Gesandten an, die Verträge zu unterzeichnen. Das geschah für den Osnabrücker Vertragsteil am 8.9.1648, nachdem man schon am 6.8.1648 zu seiner feierlichen Paraphierung in der Residenz des schwedischen Bevollmächtigten Graf Johan Oxenstjerna (1611-1657) zusammengekommen war, und für das Gesamtwerk am 24.10.1648 unter Friedensgebeten und Glockengeläut in Münster. Schweden wurde im Kontext des

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0128

Art. 10 Stadt und Hafen Wismar mit den Ämtern Poel und Neukloster als erbliches Reichslehen sowie – in strittiger Auslegung – der Küstenzoll vor Warnemünde zugesprochen; Mecklenburg erhielt als fragwürdiges Äquivalent die Bistümer Schwerin und Ratzeburg, die Johanniterkommenden Mirow und Nemerow sowie die Elbzölle, außerdem einen Reichssteuernachlaß (Art. 12).

Nach seiner Rückkehr warteten neue Aufgaben auf Keyser. Herzog Adolf Friedrich I. berief ihn am 20.10.1649 zum Geheimen Rat seiner Ehefrau, der Herzogin Maria Catharina aus dem Hause Braunschweig zu Danneberg (1616-65), in ihrem Erbschaftsstreit mit ihrem Onkel Herzog August zu Braunschweig und Lüneburg (1579/1635-1666). Außerdem wurde er nun stark von den mit der Säkularisation des Bistums Ratzeburg verbundenen Problemen, d.h. der Abwicklung des Domstifts und der Etablierung einer fürstlichen Regierung, in Anspruch genommen. Davon abgesehen blieb Keyser für den Herzog weiterhin der Mann für die Reise-Diplomatie. Von 1649 bis 1651 weilte er häufiger am Kaiserlichen Hof in Wien als in Schwerin. Dabei ging es nun vor allem um die mecklenburgischen Interessen, die in Osnabrück und im Nürnberger Exekutionsrezeß vom 26.6.1650 strittig oder offen geblieben waren, wie z.B. die Räumung der Warnemünder Schanze durch die Schweden und die Aufhebung des Schwedenzolls, um die Bestätigung des lauenburgischen Erbvertrags (sog. Lauenburgsche Expectanz), nicht zuletzt um die Klagen der Ratzeburger Domherren gegen die Eingriffe in ihren Besitzstand und ihre Gerechtsame. Obwohl die Verhandlungen nur langsam voran und kaum einmal zum Abschluß kamen, muß er bei Kaiser Ferdinand III., der ihn viermal in Audienz empfing, und den Reichshofräten einen starken Eindruck hinterlassen haben. Man bot ihm angeblich die Stelle eines Reichsrats an, die er jedoch ausschlug. Die Geschäfte seinem vertrauten Kollegen, dem kurkölnischen Residenten in Wien Dr. Melchior von Gans, überlassend, kehrte er im November 1651 über Prag nach Schwerin zurück. Dort erwarteten ihn ein Landesherr, der wieder einmal dringend seine Hilfe brauchte, eine bei dem Schweriner Stadtbrand am 18.7.1651 niedergebrannte Häuslichkeit – und ein Ruf seiner Heimatstadt Soest, die ihn gern als Nachfolger für ihren verstorbenen Syndikus Gerhard Clotz haben wollte. Aber Adolf Friedrich gab ihn nicht frei.

Abraham Keysers letztes Lebensjahr war damit ausgefüllt, die durch die schroffe und unnachgiebige Art seines Landesherren völlig verfahrenen Ratzeburger Angelegenheiten zu einem gütlichen Ende zu führen. Direktor des Fürstentums, wie in der älteren Literatur behauptet wird, war er jedoch nicht. Richtig ist aber wohl, daß ihm die Verwaltung und die Menschen des neuen Fürstentums besonders am Herzen lagen. Es gelang ihm, in langen aufreibenden Verhandlungen vor Ort die wesentlichen Streitpunkte mit dem Domkapitel und seinem Syndikus Dr. Johann Franke zu beseitigen. Den Vertragsabschluß am 15.12.1652 selbst erlebte er jedoch nicht mehr. Abraham Keyser starb im Herbst des Jahres an einem „hitzigen Fieber", als er sich mit dem Herzog zu Amtsgeschäften in Doberan aufhielt.

Er wurde zunächst in der Bülowschen Kapelle der Doberaner Klosterkirche beigesetzt, ehe er am 7.11.1652 seinem Wunsch gemäß in einer Familiengruft im Ratzeburger Dom, die Herzog Adolf Friedrich I. anweisen ließ, seine letzte Ruhestätte

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0129

fand. Die Grabrede hielt der Ratzeburger Superintendent Dr. Hektor Mithobius (1600-1655). Die fürstliche Familie ließ sich bei der Trauerfeier durch den Rat und Sekretär Heinrich Neumann vertreten. Wenig später wurde dort auch Keysers Schwiegervater beigesetzt. Die Grabplatte zeigt das Doppelwappen der Familien Keyser und Werdenhagen.

Abraham Keyser hinterließ eine große Familie. Seine Ehefrau erwartete das sechste Kind, als er starb. Herzog Adolf Friedrich I. verschrieb ihr eine Kurie am Ratzeburger Dom zu lebenslanger Nutzung. Dort war aber nach dem Tod des Herzogs vermutlich kein Platz mehr für die Familie. 1669 befanden sich die „Kinder und Erben" Abraham Keysers in Wanzka im Herzogtum Güstrow, von wo sie – offenbar vergeblich – wegen rückständiger Forderungen ihres Vaters bei Herzog Christian (Louis) I. vorstellig wurden. Nachkommen sind noch im 18. Jahrhundert in Mecklenburg-Strelitz nachweisbar.

Überblickt man die mecklenburgischen Jahre des Abraham Keyser, so waren sie gewiß nicht frei von Fehlschlägen, Enttäuschungen und Desillusionen. Er diente in schwieriger Zeit in schwierigen Missionen einem schwierigen Herrn. Seinem Wirken und Wollen waren durch die geschilderten Umstände unüberbrückbare Grenzen gesetzt. Das trifft ebenso auf seine Mitstreiter im Geheimen Rat und in der Regierung zu, wie etwa den Kanzler Johann Cothmann, die Räte Albert Hein, Daniel Nicolai (→ S. 192), Simon Gabriel Zur Nedden oder die mecklenburgischen Agenten in Stockholm, Johann Grave, und in Wien, Jeremias Pistorius von Burgdorf, die wie er und mit ihm um verträgliche Friedens- und Existenzbedingungen für das im Krieg völlig verwüstete Land, zumindest aber um größtmögliche Schadensbegrenzung, rangen. Keyser kam dabei als Gesandter zum Westfälischen Friedenskongreß eine herausragende Bedeutung zu. Daß Mecklenburg nicht zwischen den Mühlsteinen fremder Machtinteressen zerrieben und das Mögliche an Konzessionen und Kompensationen erreicht wurde, ist hauptsächlich seinem zähen, aber stets auch konsensorientierten Verhandeln, seinem diplomatischen Geschick und seinen guten Beziehungen zu den Vertretern der Großmächte zuzuschreiben. Keyser galt in Osnabrück als ein Mann, der über die bescheidene Rolle eines mecklenburgischen Gesandten hinaus durch seine Rechtsgelehrsamkeit, seine kommunikative Art und seine ausgeprägte Fähigkeit, zu vermitteln, geschätzt wurde. Als Gesandter zum Friedenskongreß gehörte schließlich auch Keyser zu der Elite europäischer Diplomaten, die als Architekten einer umfassenden europäischen Friedensordnung schon zu ihren Lebzeiten gefeiert wurden. In den Haus- und Familienstreitigkeiten, die Adolf Friedrich I. bedrängten, erwies sich Keyser als engagierter und loyaler Anwalt seiner Interessen. Nicht zuletzt hat sich Abraham Keyser große Verdienste um die Befriedung des Ratzeburger Domstifts und die Konstituierung des Fürstentums Ratzeburg erworben.

Quellen: LHAS, 2.11-1/3 Reichstagsakten I, 1. Teilbestand A. S. 72, Vol. I-VII; 2.11-2/1 Auswärtige Beziehungen (Acta externa) 1361; 2.12-1/7 Reisen (Acta peregrinationes) 95-97; 2.12-1/23 Korrespondenz der Herzöge mit Räten 1241-1248, 1252-1254, 1256, 1258, 1315; 2.12-1/25 Verschiedene Angelegenheiten des Fürstenhauses (Varia domestica) 306 (Tage-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0130

bücher Adolf Friedrich I.); 2.12-2/4 Regierungskollegien (Acta collegiorum) 513, 752, 826; 2.13-1 Amtl. Drucksachen (Impressa) 10-12. – Universitätsmatrikeln: Album Studiosorum Academiae Lugduno Batavae (1575-1875), Hagae Comitum 1875, Sp. 284. – Hofmeister 3, Rostock 1895, S. 87. – Album Academiae Helmstadiensis, bearb. von Paul Zimmermann, Bd. I, Abt. 1: 1574-1636, Hannover 1926, S. 295. – (Leichenpredigt des) Hector Mithobius, Demütige Erinnerung des Erzvaters Jacob [...], Druck Lübeck 1652 (Landesbibliothek Hannover).

Literatur: Johann Cools, TEMPLI PACIS Architecti, Bd. 4, Münster 1648, S. 20. – [Christoph Georg Jargow], Die Lebensgeschichte der Durchl. Hertzoge von Hertzog Adolph Friedrich I. bis Hertzog Friedr. Wilhelm [...], in: Hans Henrich Klüver, Beschreibung des Hertzogtums Mecklenburg [...], Th. 3, 2, Hamburg 1739, S. 199, 216, 290, 298. – Johann Gottfried von Meiern, ACTA PACIS WESTPHALICAE oder Westphälische Friedenshandlungen und Geschichte [...], gefertiget und zusammengetragen von Johann Ludolf Walther, Göttingen 1740, S. 71-72. – Gottlieb Matthias Carl Masch, Geschichte des Bisthums Ratzeburg, Lübeck 1835, S. 716-736. – Ivo Striedinger, Die Bildnisse in den Friedenssälen in Münster und Osnabrück, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster, Bd. 4, Münster 1931, Nr. 26– Richard Wagner, Studien zur Geschichte des Herzogs Christian (Louis), 1658-1692, I., in: JVMGA 70, 1905, S. 191-200. – Heinrich Schnell, Mecklenburg zur Zeit des dreißigjährigen Krieges 1603-1658. (= Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen H. 10), Berlin 1907, S. 110-113. – Hans Witte, Mecklenburgische Geschichte in Anknüpfung an Ernst Boll, Bd. II, Wismar 1913, S. 179-192, 193-194. – Alexander Pries, Der schwedische Zoll in Warnemünde in den Jahren 1632-1654, Diss. Rostock 1914, Wismar 1914. – Georg Krüger (Bearb.), Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, Bd. II: Das Land Ratzeburg. Neubrandenburg 1934, S. 136/3 (Grabstein A. Keyser). – Katalog över statens portättsamling pa Gripsholm: porträtt före 1809, utarbetad pa nationalmuseichefens uppdrag, Stockholm 1957, Nr. 732. – Heinz Duchhardt u. a., „... zu einem stets währenden Gedächtnis." Die Friedenssäle in Münster und Osnabrück und ihre Gesandtenporträts anläßlich des Jubiläums 350 Jahre Westfälischer Frieden von Münster und Osnabrück im Jahre 1998, hrsg. von Karl Georg Kaster und Gerd Steinwascher (= Osnabrücker Kulturdenkmäler, Bd. 8), Bramsche 1996, S. 272-273 (A. Keyser). Vgl. dort die Hinweise auf die umfangreichen zeitgenössischen bzw. folgenden älteren Druckwerke mit Kurzbiographien und Porträtkupfern der am Westfälischen Frieden beteiligten Gesandten. – Kersten Krüger, Schweden, Mecklenburg, Pommern und Brandenburg auf dem Westfälischen Friedenskongreß 1641-1648, in: JVMGA 114, S. 68-72.

Porträts: Ölbild 72 x 61 cm, Kopie nach Anselm van Hulle, im Friedenssaal des Rathauses von Osnabrück; eine weitere Kopie aus der Werkstatt van Hulles auf Schloß Gripsholm, Schweden. – Porträtkupfer nach Anselm van Hulle von Cornelius Galle d. J. (s. Staatliches Museum Schwerin, Kupferstichkabinett, Inv.-Nr. 1052 Gr.), Peter Aubry, Balthasar Moncornet (ebd. Inv.-Nr. 14767 Gr.); diverse weitere Nachstiche in zeitgenössischen Druckwerken (Theatrum Europäum VI, Pacificatores) und späteren Porträtserien (vgl. dazu Duchhardt, a. a. O., S. 101-172, 273).

Wappen: Im gespaltenen Schild heraldisch rechts vier schräg rechts gerichtete Balken auf schwarzem Grund, heraldisch links eine nach links gewendete Kaiserbüste (als redendes Wappenbild); Helmzier mit Flug und Kaiserbüste (nach der Beschreibung von U.-D. Korn in Duchhardt, a. a. O., S. 272). Devise: Domine, minor sum cunctis miserationibus tuis, quas praestitisti mihi (Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit, die du an mir getan hast, 1. Mose 32,10).

Peter-Joachim Rakow

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0131

KLASEN, Karl Christian Theodor, geb. 19.11.1911 Güstrow, gest. 21.2.1945 Königsberg; ev. – Bildnis- und Landschaftsmaler, Graphiker.

Eltern: Emil Ernst Wilhelm Klasen, geb. 18. 2.1880 Güstrow, gest. 14.10.1931 Güstrow, Holzkaufmann; Maria Johanna Rong, geb. 1.1.1877 Rostock, gest. 26.9.1953 Güstrow; verh. 8.9.1905 Güstrow.

Ehefrau: Rita Lotti Bütow, geb. 25. 3. 1908 Rendsburg, gest. 1.8.1994 Berlin-Charlottenburg, Tänzerin und Choreographin; verh. 14.2.1940 Rostock.

Kinder: Antje Rita Klasen, geb. 6.4.1942 Rostock, gest. 1.1.1970 Montreal/Canada, Graphikerin.



In Güstrow verbrachte Klasen mit drei Geschwistern die Jugendjahre. Vom Vater, der Pächter der Güstrower Jagd war, wurde er schon früh mit der Natur vertraut gemacht. So überrascht es nicht, daß seine zeichnerische Begabung sich in der bildhaften Wiedergabe der Naturerlebnisse niederschlug. Er besuchte das Realgymnasium in Güstrow, wo seine zeichnerische Begabung nicht lange unbemerkt blieb. Sein Zeichenlehrer Friedrich Schult (1889-1978), ein Freund Barlachs, erkannte das große Talent des Schülers und unterstützte dessen Neigung zum Zeichnen und Malen.

Doch 1931 traf Klasen ein harter Schicksalsschlag. Seine bis dahin materiell gesichert erscheinende Zukunft war plötzlich in Frage gestellt. Die Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre hatte auch das Geschäft seines Vaters erfaßt, der sein Vermögen verlor und den Freitod wählte.

Klasen lernte Armut kennen und mußte die Schule vor dem Abitur verlassen. Das bedeutete auch Verlust des engen Kontaktes zu seinem Förderer Friedrich Schult, der aber 1932 noch ein Porträt von seinem talentierten Schüler zeichnete.

Zwanzig Jahre war Klasen alt, als er in die Lehre zu dem weit über Mecklenburg hinaus bekannten Kunsttischler Karl Kröplin nach Bützow ging. Nach zweijähriger Lehrzeit aber entschied er sich für seinen eigenen, lange wohl mehr geahnten Weg: Er wollte fortan nur noch Maler sein. Dem Zeichnen und Malen auf Ausflügen in der Umgebung war er auch während der Lehrzeit treu geblieben. Jetzt aber begann die entscheidende Phase seiner autodidaktischen Entwicklung. In dieser für ihn besonders schweren Zeit war ihm der kunstsinnige Architekt Adolf Kegebein (1894-1987) in Güstrow, dessen Haus er gern besuchte, ein verständnisvoller väterlicher Freund.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0132

Nach Poel kam Klasen zum ersten Mal 1932 bei einem Schlecht-Wetter-Ausflug, wobei er von der Insel nicht viel wahrnahm. Schon beim nächsten Besuch aber fesselten ihn die weite Landschaft, das Binnenwasser und die See so, daß er die Insel als Wohnsitz wählte. Die Küstenlandschaft wurde ihm zum Quell künstlerischer Kraft. Die Zeit großer Prosperität brach bald für ihn an. Er schöpfte aus den Tiefen der Landschaft und ihrer Menschen. Die Fischer saßen ihm willig Modell und die Landschaft gab ihm, trotz ihrer scheinbaren Einfachheit, unerschöpfliche Motive. Der Lohn der Arbeit blieb nicht aus. Seine Bilder fanden Anklang, die Öffentlichkeit begann ihn wahrzunehmen, immer häufiger kamen Aufträge und der Geldwert der Bilder stieg. 1935 wurde ihm das angesehene Schweriner Boldtsche Stipendium zuerkannt, das ihn in die Lage versetzte, die Kunstakademien in Düsseldorf und Berlin jeweils zwei Semester lang zu besuchen. Dort waren seine Lehrer u. a. die Professoren Franz Lenk (1898-1968) und Adolf Strübe (1881-1973). Sein bisher stark von Spontaneität geprägtes Malen richtete sich jetzt auch nach akademischen Gesetzen, Perfektion wurde angestrebt. Seine Sicht der Dinge veränderte das allerdings nicht.

Klasen setzte den eingeschlagenen Weg auf Poel fort. Bei den Fischern ging er ein und aus und begleitete sie gelegentlich auch auf ihren Fahrten. In den Gutshäusern der Lembkes, Schulz' und Thiessens war er ein gern gesehener Gast. Der Pflanzenzüchter Hans Lembke (→ Bd. 3, S.144-148), der Klasens stimmungsvolle Landschaften schätzte und mit ihm die Liebe zur Natur teilte, wurde ihm ein väterlicher Freund. Der Erfolg blieb dem Maler treu, er erfuhr viel Anerkennung: 1938 wurde ihm durch den Rostocker Oberbürgermeister der Malerpreis der Stiftung zur Förderung niederdeutschen Kunstschaffens zuerkannt und das Rostocker Museum kaufte sein Ölbild „Boote vor Anker" an, 1939 erhielt er den durch Gauleiter Hildebrandt verliehenen John-Brinckman-Preis.

Für Klasen waren die folgenden Jahre in mehrfacher Hinsicht bewegt. Zu Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde er zum Militärdienst eingezogen. 1940 heiratet er in Rostock. Die Insel Poel aber blieb seine Wahlheimat, den Wohnsitz behielt er bei. Soweit der soldatische Dienst (1942 Gefreiter, Ende 1944 Unteroffizier) es erlaubte, war Klasen weiterhin Maler, was von verständnisvollen Vorgesetzten auch gefördert wurde. Einer von ihnen war Oberstleutnant Ernst Hartwig von Bernstorff (1894-1983) im Hauptquartier des Militärbefehlshabers im Generalgouvernement Polen, der mit Klasen auf dem Gebiet geistiger und kultureller Soldatenfürsorge eng zusammenarbeitete.

Wie Klasens künstlerisches Ansehen wuchs, verraten die Ausstellungen, an denen er beteiligt war. Mit vier Bildern nahm er 1939 an der Ausstellung „Zeitgenössische Mecklenburgische Maler" im Landesmuseum in Schwerin teil. Es folgte die „Große Deutsche Kunstausstellung 1940" im Haus der Deutschen Kunst in München. Seine erste große Einzelausstellung mit nahezu fünfzig Bildern hatte er 1941in Wismar. Berlin, Danzig und Köln waren weitere Ausstellungsorte. Die letzte große Präsentation, an der Klasen teilnahm, fand 1942 in Krakau statt. Er erreichte den Höhepunkt

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0133

öffentlicher Anerkennung, als ihm dort von der Regierung des Generalgouvernements überraschend der Veit-Stoß-Preis zugesprochen wurde.

Angesichts der nahenden Front blieb wenig Zeit für schöpferische Pausen. Das letzte von Klasen geschaffene Bild ist eine aquarellierte Porträtzeichnung von Ester Gräfin von Schwerin-Wildenhoff. Sie entstand kurz vor Weihnachten 1944. Danach war Klasen zur Verteidigung von Königsberg befohlen. Im Februar 1945 wurde er schwer verwundet und starb. Sein Grab befindet sich zu Füßen des Königsberger Doms.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges, die politische Teilung Deutschlands und schließlich die weitgehende Tabuisierung des Kulturlebens von 1933 bis 1945 waren einer angemessenen Auseinandersetzung mit Klasens künstlerischem Nachlaß bisher nicht günstig.

Den Nachlaß Klasens hatte seine Witwe mühsam aus der kriegszerstörten Rostocker Wohnung, wohin die Bilder aus Poel gebracht worden waren, geborgen und zunächst nach Westberlin gebracht, später die Bilder und Skizzen der Stiftung Mecklenburg in Ratzeburg zur Aufbewahrung übergeben.

Anläßlich der Mecklenburger Tage 1961 in Ratzeburg wurde erstmals nach dem Krieg ein kleiner Ausschnitt aus dem Lebenswerk des Künstlers öffentlich gezeigt. Gemeinsam mit dem Schriftsteller Bernt von Heiseler organisierte 1968 ein Schulfreund von Klasen, Hans Georg Siefken, eine Ausstellung in Vorderleiten/Bayern.

1986 brachte Werner Timm, der Direktor der Ostdeutschen Galerie in Regensburg, den Bildband „Karl Christian Klasen - Mecklenburgische Landschaften“ heraus. Inzwischen aber hatte sich auch in der DDR etwas zu regen begonnen. Das Kunstkabinett des Kulturbundes in Wismar zeigte 1978 Bilder von Klasen. Nach der Wende ehrte die Stadt Güstrow den Künstler zu seinem 80. Geburtstag 1991 mit einer umfangreichen Ausstellung.

Als künstlerische Form der Landschaftsmalerei bevorzugte Klasen Aquarelle. Sie machen die Mehrheit seiner Bilder aus und stellen eine eigenständige Gruppe in seinem Werk dar. Viele seiner Aquarelle entstanden direkt vor der Natur. Das zügige Arbeiten, das die Naß-in-NaßMalerei verlangt, bewahrte die Frische des unmittelbaren Eindrucks. In diesen Arbeiten finden sich deutliche Spuren einer expressiven Dynamik.

Im Gegensatz zu den Aquarellen zeigen Klasens Gemälde einen an die Tradition norddeutscher Landschaftsmalerei des neunzehnten Jahrhunderts anknüpfenden Stil. Meist sind es einsame Landschaften. Sie schildern erlebte Natur mit ihren unterschiedlichen Stimmungen. In dieser Hinsicht war Klasen Romantiker. Der pathetischen Tendenz der romantischen Naturansicht folgte er jedoch nicht. So sind auch seine herbstlichen und winterlichen Motive, die er gern malte, trotz eines Hauches poetischer Schwermut keine pathetischen Landschaften. Eine auffallend naturtreue Auffassung der Motive war Ausdruck seines ausgeprägten Wirklichkeitssinns.

Diesen findet man in gleicher Weise in seinen Figurenbildern. Seine Modelle wählte er aus der eigenen ihm innerlich vertrauten Welt. Bei den Fischern und Bauern fand

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0134

er die „Echtheit" des Lebens, die er als innern Gehalt seiner Bildmotive voraussetzte. Seine Bildauffassung und sein Darstellungsstil folgten derselben Linie: Sie sind unsentimental. Seinen Weg in die Tiefe der Erscheinungen einzudringen, bestimmte nicht der Intellekt, sondern die Anschauung.

Nachgewiesen sind bis heute rund 450 Werke (Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen und Druckgraphik) von Klasen, überwiegend Landschaftsbilder. Nur etwa zehn Prozent sind Figurenbilder (Porträt, Genre).

Werke: Kulturhistorisches Museum Rostock. – Museum der Stadt Güstrow. – Stadtgeschichtliches Museum Wismar. – Ostdeutsche Galerie, Regensburg. – Karl-Christian-Klassen-Gesellschaft, Ratzeburg. – Stiftung Mecklenburg, Ratzeburg. – Privatbesitz.

Literatur: Ernst Brecht, Karl Christian Klasen, in: Niederdeutsche Welt, 1938, Heft 10, S. 290-293. – Ursula Krieger, Norddeutsche Künstler auf der Münchener Ausstellung, in: Rostocker Anzeiger, 6. 8. 1940. – Rudolf Ahlers, Landschaft der Küste. Eine Betrachtung zur Klasen-Ausstellung, in: Mecklenburgische Monatshefte, 1941, S. 116-117. – Fritz Löffler, Neue Deutsche Malerei im Generalgouvernement, in: Das Generalgouvernement, Krakau 1942, Heft 4, S. 44-51. – Gerhard Böhmer, Karl Christian Klasen zum Gedächtnis, in: Die Glocke, Oelde, 12. 2.1965. – Friedrich Griese, Twei Erinnerungen an Karl Chr. Klasen, in: Unser Mecklenburg, Bremen 1963, S. 11. – Fritz Meyer-Scharffenberg, Wismar, die Insel Poel und der Klützer Winkel, Rostock 1990, S. 173-175. – Rainer Schwarzbach, Klasen – ein Stück unverlierbares Deutschland, in: Volksbote, München, 20.7.1968, S. 4. – Friedrich Griese, Karl Christian Klasen, in: Mecklenburger Heimattage, Ratzeburg 1968, S. 6-11. – N. N., Karl Christian Klasen, München 1968. – Hans-Georg Kaack, Bildende Kunst und Tanz, in: Carolinum, Lübeck 1976, Heft 75, S. 47-60. – Rupert Schreiner, Aspekte ostdeutscher Topographie. Aus der Sicht der Künstler, in: Aspekte ostdeutscher Topographie I (Katalog), Regensburg 1982, S. 9, 22. – Carl Hinrichs, Ut mien'n Malerleben, Rostock 1985, S. 74-75. – Werner Timm, Zum Werk von Karl Christian Klasen, in: Karl Christian Klasen, Mecklenburgische Landschaften, Regensburg 1986, S. 5-19. – Hans Jürgen Klug, Karl Christian Klasen, in: Karl Christian Klasen. Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen, Druckgraphik (Katalog), Güstrow 1991, S. 4-9. – Matthias Ebert, Zum Werk von Karl Christian Klasen, in: ebd. S. 10-12. – Jürgen Borchert, Noch 'was aus dem Zettelkasten. Betrachtungen und Erwägungen, Rostock 1991, S. 142- 147. – Jürgen Borchert, Wismar. Stadtspaziergänge und Landfahrten, Schwerin 1997 S. 5, 51-52. – Heinrich Baudis, Hans Lembkes zweites Arbeitsleben, Malchow/Poel 1998, S. 153. – Hasso Reschenberg, Karl Christian Klasen – der Maler von Poel, in: Mecklenburg, Schwerin 1999, Heft 9, S. 9-11.

Porträts: Fotos aus den Jahren 1935-1945, Selbstbildnisse 1935 und 1941. – Porträt-Zeichnung Klasens von Friedrich Schult (1932)*, im Archiv der Karl-Christian-Klasen-Gesellschaft, Ratzeburg.

Hasso Reschenberg

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0135

KRANTZ, Albert, geb. um 1448 Hamburg, gest. 7.12.1517 Hamburg; – Theologe, Diplomat, Historiker.

Eltern: Eggert Krantz, Kaufmann, Hauptmann auf der Moorburg (südlich von Hamburg), Ratsschenk in Hamburg, geb. nach 1423 Hamburg, gest. 1478 Hamburg; Margareta Hovemann, geb. um 1420, gest. nach 1487; verh. spätestens 1447 Hamburg.

Geschwister: Eggert Krantz, Dr. iur., Domdekan in Hamburg, geb. um 1465 Hamburg, gest. 3.4.1524 Hamburg; Becke Krantz, verh. vor 1480 Hamburg mit Johann Oldendorp, Eltern des Juristen Dr. Johann Oldendorp, geb. 1480 Hamburg, gest. 1567 Marburg.

Albert Krantz stammte aus einer seit dem 14. Jahrhundert in Hamburg ansässigen Schiffer- und Kaufmannsfamilie und war das älteste von sieben Kindern. Welche Schule er in Hamburg besuchte, ist unbekannt. Seine Immatrikulation am 28.5.1463 an der Rostocker Universität ist das früheste überlieferte biographische Datum. Im Wintersemester 1465/66 wurde er Bakkalaureus, im Wintersemester 1467/68 Magister Artium, um sich dann dem Studium der Theologie und des kanonischen Rechts zuzuwenden. Gleichzeitig verpflichtete ihn sein Magistergrad zu Vorlesungen in der Artistenfakultät, wo er Lehrer Hermann Langenbecks (1452-1517) wurde, des späteren Hamburger Bürgermeisters und auch eigenen Freundes. Möglicherweise kam Krantz bereits damals mit der Gedankenwelt des Humanismus in Berührung, doch fehlt es für einige Jahre an Nachrichten über sein Schicksal. So sind auch Hinweise auf weite Reisen, namentlich auf einen Romaufenthalt, unsicher. Jedenfalls befand sich Krantz 1480 als ordentlicher Professor der Artistenfakultät wieder in Rostock, wurde in den Sommersemestern 1481 und 1482 Dekan, im Wintersemester 1482/83 auch Rektor und bis zum Sommer 1486 noch dreimal Dekan. Damals stand er bereits in hohem Ansehen, von dem noch heute sein Porträt (aus späterer Zeit) in der Rostocker Aula zeugt.

Die beginnenden Rostocker Domstreitigkeiten und die Spannungen zwischen Stadt und Herzog, die zeitweilig zum Exodus der ganzen Universität führten, veranlaßten Krantz im Herbst 1486, als Syndicus in die Dienste Lübecks zu treten. Ob er seinen Wohnsitz in Rostock behielt, ist unklar. Seine Vermittlungsversuche in der heftigen Domfehde, in denen er sich sogar an den Papst wandte, blieben lange vergeblich; erst 1491 gelang ein Kompromiß, der als Verdienst Krantz' gilt. Als Rechtsberater und Diplomat vertrat Krantz die führende Hansestadt in der Folge auf mehreren Hansetagen in und außerhalb Lübecks und unternahm weite Reisen vom Baltikum bis in die Niederlande, die in den hansischen Akten reichen Niederschlag fanden.

Weshalb er diese Stellung 1491 aufgab und seine Studien wieder aufnahm, ist nicht deutlich. Anscheinend reiste er von einer Mission nach Antwerpen direkt weiter zum Besuch der Universität Mainz, wo er noch im gleichen Jahr zum Doctor decretorum promoviert wurde. Anschließend setzte er seine Studien in Italien fort, wo er offenbar noch 1492 an der angesehenen päpstlichen Universität Perugia den theologischen Doktorgrad erwarb – gewiß auf Langenbecks Empfehlung, der dort zum Doktor beider Rechte promoviert worden war. Allerdings ist ganz unklar, wie

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0136

Krantz die kostspielige Reise, das Studium und die Promotionen finanzierte. Die Promotionsdaten sind unsicher, fallen aber – wie die Titelführung zeigt – in diese Jahre. Die Reise führte Krantz wohl auch nach Rom. Spätestens damals kam es zu intensiven Begegnungen mit dem italienischen Humanismus – den Schriften Petrarcas, Enea Silvio Piccolominis und anderer – und den wiederentdeckten Historikern des Altertums.

Das Motiv für die neuerlichen Studien und Promotionen dürfte sich daraus ergeben, daß der hansischen Delegation nach Antwerpen auch sein früherer Schüler und Freund Dr. Hermann Langenbeck angehörte, seit 1482 hamburgischer Bürgermeister, der ihn auf die bevorstehende Vakanz in der renommierten hamburgischen Domlektur aufmerksam machte. Denn schon im Frühjahr 1493 wurde Albert Krantz in dies Amt berufen. Diese Praebenda doctoralis et lectoralis beruhte auf der Stiftung eines Hamburger Kanonikers vom Jahre 1408, drei Jahrzehnte, bevor solche Einrichtungen nach dem Baseler Konzil für alle Domkapitel obligatorisch wurden. Die theologischen und philosophischen Vorlesungen des Lektors, der überzähliger Domherr und Doktor (oder wenigstens Bakkalaureus) der Theologie sein sollte, dienten der Aus- und Weiterbildung der Kapitularen und übrigen Theologen, besonders des geistlichen Nachwuchses, waren aber auch Laien zugänglich. Außerdem sollte er mit wissenschaftlich fundierten Predigten – davon jährlich wenigstens vier in deutscher Sprache – den Geistlichen ein Vorbild geben. Für seine Arbeit verfügte er in seiner Kurie, der „Doktorei", über eine wertvolle und vielseitige Fachbibliothek. Zu seinen Aufgaben zählten ferner gelehrte Disputationen, an denen ein ‚Lector secundarius' mitwirkte. Außerdem waren ihm vier sogenannte Domprediger als Predigtgehilfen und zur Teilnahme an Vorlesungen und Disputationen zugeordnet.

Albert Krantz kehrte also 1493 in seine Geburtsstadt zurück und trat sein neues Amt am 1. Mai an. Er rückte damit von Anfang an zur zentralen geistlich-geistigen Autorität des Kapitels und wohl auch der Stadt auf. Aus seinen theologischen Vorlesungen ging 1506 ein Buch über das Meßopfer hervor, das sein Hamburger Schüler Barthold Moller (um 1470-1530) – Theologieprofessor in Rostock und später sein Nachfolger als Lektor – in Rostock herausbrachte. Die philosophischen Vorlesungen führten Krantz zu mehreren Aristotelesstudien, die unveröffentlicht blieben. Ein kleines Lehrbuch der Logik ließ er 1504 in Antwerpen erscheinen, eine lateinische Grammatik 1506 in Rostock, wiederum durch Moller.

Krantz' weiter Horizont, seine vielfältigen bisherigen Tätigkeiten, seine Beziehungen zu Lübeck und Rostock und auch die Freundschaft zu Langenbeck legten allerdings nahe, daß sich sein Wirkungskreis nicht auf die geistliche Welt des hamburgischen Kapitels beschränkte. Zudem suchte sich der Hamburger Rat Krantz' diplomatische Kenntnisse und Erfahrungen alsbald zunutze zu machen. So vertrat dieser die Stadt schon 1493 und 1494 in hansischen Angelegenheiten (namentlich wegen der Bedrohung Braunschweigs durch die Welfen) auf Tagfahrten in Zerbst, Lüneburg, Rotenburg/Wümme, Buxtehude, Braunschweig und Lübeck, ohne ein formelles Dienstverhältnis zum Rat einzugehen, und reiste auch erneut in lübeckischem

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0137

Auftrag nach Bremen. Nach einigen Jahren ungestörter Lehrtätigkeit leitete Krantz 1497 wieder eine hansische Gesandtschaft nach Antwerpen zu Verhandlungen mit Burgundern und Engländern, reiste wegen wiederholter Übergriffe französischer Piraten weiter nach Paris und handelte 1499 für die wendischen Städte in Brügge einen neuen Vertrag mit Flandern aus. Er vermittelte im Streit Holsteins mit Hamburg und Dithmarschen um den Heringsfang bei Helgoland und im Konflikt zwischen dem Bremer Erzbischof und Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg. Nach der Schlacht bei Hemmingstedt 1500 brachte er den Frieden Oldenburgs und Dänemark-Holsteins mit den Dithmarscher Bauern zustande und wurde an die Spitze des Schiedsgerichts zwischen Holstein und Dithmarschen bestellt.

Seit 1500 bezog Krantz für seine diplomatischen Dienste ein jährliches Gehalt von 75 Mark Lübisch von der Hamburger Kämmerei, dazu Spesen und Sonderzuwendungen, doch ist die verbreitete Annahme, er habe damit förmlich das Amt eines Syndicus übernommen, aus den Quellen nicht nachzuweisen. Auch später war dies Amt nicht regelmäßig besetzt. Anderseits ließen die Spannungen zwischen der Stadt und dem Kapitel, die bis zur Verhängung des Interdikts (1501) führten, seine diplomatische Reisetätigkeit nach 1500 für einige Jahre ruhen. So fand er Muße für seine großen historischen Arbeiten, die hauptsächlich in dieser Zeit entstanden.

1503 und in den folgenden Jahren unternahm Krantz mehrere Reisen für Lübeck im Konflikt der Hanse mit Dänemark, in dem er 1507 in Nyköping als Unterhändler der Städte gegenüber dem dänischen König auftrat. Andere Missionen führten ihn seit 1504 wiederholt nach Flandern, wo es um den Niedergang des Brügger Kontors ging.

Es bleibt unklar, wie Krantz den Zeitaufwand und die Belastungen seiner diplomatischen Reisetätigkeit mit den Pflichten seines geistlichen Lehramtes in Einklang brachte. Aber auch im Kapitel stand er offenkundig in hohem Ansehen: 1508 wurde er nach dem Tod des Domdekans Nikolaus Huge zu dessen Nachfolger gewählt. Bei der ständigen Abwesenheit des Erzbischofs – bis 1511 Johann Rode, danach Herzog Christoph von Braunschweig-Wolfenbüttel (1487-1558) – und des Dompropstes – seit 1505 der märkische Adlige Joachim von Klitzing († 1539) – war er damit faktisch der Leiter des Kapitels. Daß möglicherweise gleichzeitig das Interdikt von der Stadt genommen wurde, verschaffte ihm einen guten Einstand, auch wenn es Hamburg die gewaltige Summe von 100 000 Mark Lübisch kostete. Als Dekan fielen Krantz die Verwaltung des Kapitelvermögens zu, die Disziplinargewalt über Domherren, Welt- und Ordensgeistliche, die Aufsicht über den Gottesdienst und weitere Zuständigkeiten, ohne daß er seine bisherigen Lehraufgaben damit abgab. Die Lektoralpfründe wurde zunächst eingespart, ihre Obliegenheiten Krantz' neuem Kanonikat übertragen. 1515 wurde die Lektoralpfründe jedoch erneuert.

Krantz verband also seine theologische und philosophische Kompetenz mit den rechtlichen Vollmachten seines neuen Amtes. Obgleich die verantwortliche Wahrnehmung seiner Aufgaben zumal in schwierigen Zeiten beträchtliche Anforderungen an den nun schon Sechzigjährigen stellte, scheint sich weder bisher noch später Kritik an

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0138

seinen zusätzlichen weltlichen Verpflichtungen erhoben zu haben. Denn weiterhin war er in diplomatischen Angelegenheiten tätig, so um 1509 im dänisch-lübeckischen Krieg (1509-1512) auf Wunsch beider Gegner die Neutralität Schleswig-Holsteins sicherzustellen. 1511 ging es um das alte Problem der hamburgischen Reichsunmittelbarkeit, die der Augsburger Reichstag 1510 gegen den Willen der Stadt festgestellt hatte. Krantz erwirkte am Kaiserhof die Rücknahme der beim Reichskammergericht gegen den Hamburger Rat erhobenen Klage und konnte auch die den Lübeckern wegen der dänischen Fehde drohende Achterklärung abwenden. Es war seine letzte diplomatische Reise, doch stand er dem Hamburger Rat in politischen und Rechtsfragen weiter zur Seite und erhielt noch 1516 sein „Salarium".

Immer stärker hatten Krantz seine geistlichen Aufgaben beansprucht. Denn die Kirche hatte zwar in Hamburg eine starke Stellung – der Dom, vier Pfarrkirchen, weitere Kapellen, zwei Bettelklöster und mehrere Spitäler; mehr als 400 Altarpfründen wurden von gut 250 Weltklerikern wahrgenommen, zu denen rund 100 Ordenskleriker kamen, insgesamt eine stattliche Zahl. Aber angesichts anhaltender Spannungen mit der Bürgerschaft und deren zeittypisch enger Bindungen an die Kirche wurden die Mängel und Verfehlungen der Geistlichkeit seit langem kritisch verfolgt. Die Klagen betrafen die selbstsüchtige Nutzung von Vorrechten bei Vernachlässigung geistlicher Pflichten, das Mißverhältnis von Ansprüchen und täglicher Praxis, fehlende Kenntnisse und Predigtmängel, Fiskalismus auf allen Ebenen, Pfründenjagd, -mißbrauch und -veruntreuung. Krantz ließ deshalb noch 1508 eine Visitation aller Kirchen seines Sprengels zur Feststellung der Rechts- und Vermögensverhältnisse vornehmen, der 1514 eine weitere folgte. Der 1508 protokollierte Bestand, um dessen Sicherung und bessere Ordnung es ihm zu tun war, ging jedoch, wie die späteren Protokolle zeigen, weiter drastisch zurück. Eine disziplinierende Wirkung hatte die rasche Visitation kaum.

Weitere Vorwürfe betrafen Unterschleife, die geistliche Schoßfreiheit und Immunität, den Mißbrauch der geistlichen Gerichtsbarkeit und des Banns, besonders aber die notorischen Verstöße gegen das Zölibat. 1513 erließ Krantz deshalb ein scharfes Mandat gegen das Konkubinenunwesen. Der öffentliche Anschlag zeigt, daß es auch auf ein günstiges Echo der Öffentlichkeit zielte. Trotzdem schlug es fehl, weil das Übel bereits zu tief eingewurzelt war. Die Autorität eines Albert Krantz traf hier auf deutliche Grenzen.

Krantz erkannte auch, daß die Mißstände sich nicht auf Hamburg beschränkten. In seinem eigenen, zunächst unveröffentlichten Schriften hatte er bereits die Diesseitigkeit und Disziplinmängel des Klerus, die maßlosen Geldforderungen der Kurie und den Verfall des Papsttums gegeißelt. Immerhin wurden diese Werke später auf den Index gesetzt, wenn auch – wie es hieß – wegen der Zusätze späterer Ketzer. Besonders schlecht war Krantz im übrigen auf die Bettelmönche zu sprechen.

Der Fehlschlag seiner Verbesserungsbemühungen konnte also nicht völlig überraschen. Seine Sorge galt jedoch auch der Vereinheitlichung des Gottesdienstes. Deshalb schuf er bald nach Antritt seines Dekanats eine einheitliche Gottesdienstordnung

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0139

für alle Kirchen das Kapitels, den *ordo missalis secundum ritum laudabilis ecclesie Hamburgensis*, der 1509 in Straßburg gedruckt wurde.

Albert Krantz starb im Dezember 1517 in seiner Heimatstadt und erhielt sein Grab unter der Dachtraufe des Doms, wie er es gewünscht hatte. 1569 wurde darauf ein steinerner Epitaph angebracht, der sein Brustbild mit einer Bibel zeigt und seine Verdienste um Kirche, Stadt und die Geschichtsschreibung des Nordens rühmt. Hinweise für die Authentizität des Porträts gibt es nicht.

Ein gleichrangiger Nachfolger für den gelehrten und integren Theologen, Humanisten, Juristen und Diplomaten Albert Krantz stand nicht bereit. Er hatte in seiner Person und in seiner Wirksamkeit eine Verbindung und Verständigungsfähigkeit zwischen der Stadt und der alten Kirche verkörpert, für die es keine Fortsetzung gab. Und er war in Hamburg der Letzte, der die geistige Autorität der alten Kirche glaubwürdig vertrat und zugleich mit einem ernsthaften und weitgespannten Reformwillen verband.

Es war darum ein Akt der Reverenz, daß das Kapitel nach Albert Krantz' Tod das Dekanat dessen jüngerem und weniger profilierten Bruder Dr. Eggert Krantz übertrug.

Neben posthumen Editionen und Übersetzungen seiner Werke hat besonders die bis in jüngste Zeit weitergereichte Überlieferung seiner letzten Worte das Andenken an Albert Krantz wachgehalten. Danach erhielt er noch auf dem Sterbebett die Nachricht von Luthers Ablaßthesen und soll – voller Zweifel am Erfolg einer so großen Sache – erklärt haben, gegen so mächtige Gegner werde Luther nichts ausrichten. Er rate ihm deshalb, von seinem Beginnen abzulassen: „Bruder, Bruder", sagte er, „geh zurück in deine Zelle und sprich: Gott sei mir gnädig" (Frater, Frater, inquit, abi in cellam, et dic Miserere mei Deus). Die Nachricht findet sich zuerst in der Vorrede der Metropolis (1547) und stammt von Joachim Moller, einem Hamburger Freund Melanchthons, der seinerseits erst nach Luthers Tod (und ohne eigene Zeugenschaft) zuerst von einem „Anschlag" der 95 Thesen berichtet hatte. Moller konnte sie nur vom Hörensagen kennen und zitierte Krantz' Worte gewiß in der Absicht, diesen rückblickend in die geistige Nähe Luthers zu bringen. Darin sind die lutherischen Autoren ihm zumeist gefolgt, während katholische Historiker eher eine Warnung des Dekans erkennen wollten.

Bei Licht besehen sind aber Krantz' berühmte letzte Worte fraglos in reformatorischem Verständnis mitgeteilt und dabei von höchst fragwürdiger Überlieferung. Wichtiger erscheint, daß Luthers Thesen Ende 1517 noch keineswegs die historische Bedeutung beigelegt werden konnte, die sie drei Jahrzehnte später erlangt hatten. So handelt es sich offensichtlich um eine Legende.

Für die Nachwelt sind es die großen Geschichtswerke, die den Rang Albert Krantz' als des ersten Historikers des deutschen und europäischen Nordens begründen. Geschrieben zu Beginn des 16. Jahrhunderts, wurden sie sämtlich erst nach seinem Tod von Schülern und Freunden zum Druck gebracht. Zuerst erschien 1519 in Köln die *Wandalia*, die Geschichte der Vandalen, der Wenden und Osteuropas. 1520 folgte die *Saxonia*, die Geschichte des niedersächsischen Stammes, die sich bis zum Ende der

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0140

Stauferzeit oft zu einer Reichsgeschichte ausweitet. 1546 erschien in Straßburg die *Chronica regnorum aquilonarium*, die Geschichte der nordischen Völker, gegliedert in die *Dania*, die *Svecia* und die *Norvagia*. Schließlich erschien 1548 in Basel die *Metropolis*, eine Geschichte der sächsischen Bistümer in chronologischer Abfolge bis an die Schwelle der Neuzeit, deren jüngste Teile auf eigener Kenntnis beruhten. Sie konnte als eine Ergänzung der *Saxonia* betrachtet werden.

Die meisten dieser Bücher lagen bald auch in deutscher Übersetzung vor, die *Chronica regnorum aquilonarium* sogar schon 1545, ein Jahr vor der lateinischen Ausgabe. Daneben erschienen Teildrucke und mehrere Neuauflagen. In ihrer breiten quellenmäßigen Fundierung waren es die ersten historischen Darstellungen für den Norden und zugleich Dokumente humanistischer Geschichtsbetrachtung, die sich in dem Aufsuchen der eigenen nationalen Vergangenheit, in der kritischen Verarbeitung ihrer Quellen und in der Skepsis gegenüber kirchlichen Legenden und Sichtweisen sowie in der Orientierung an herausragenden historischen Persönlichkeiten bewies. Als Krantz' methodische Vorbilder gelten Platinas Papstviten, Enea Silvios böhmische Geschichte und Flavio Biondos Dekaden. Fortsetzer der *Saxonia, Wandalia und Metropolis* wurde der Rostocker Theologieprofessor David Chytraeus (1530-1600).

Quellen: angegeben bei Ulrich Andermann, Albert Krantz. Wissenschaft und Historiographie um 1500, Weimar 1999, S. 335.

Werke: Bibliographie bei Ulrich Andermann (siehe *Quellen*), S. 335-339. – Institutiones logicae, Antwerpen 1504. – Culta et succincta Grammatica, Rostock 1506. – Spirantissimum Opusculum in officium Misse in optimum ordinem digestum, Rostock 1506. – Breviarium, o. O. 1507. – Missale Hamburgense, Straßburg 1509. – Institutiones logice, Leipzig 1517. – Wandalia, Köln 1519 (Deutsche Übersetzung, Lübeck 1600) – Chronica regnorum aquilonarium Daniae Svetiae Norvagiae, Straßburg 1546 (Deutsche Übersetzung, Straßburg 1545) – Ecclesiastica Historia, siue Metropolis, Basel 1548. – Defensorium ecclesiae seu speculum hierarchiae ecclesiasticae contra mendicantes doctores (1514), in: Nicolaus Wilckens, Leben des berühmten A. Crantzii, Hamburg 1722, S. 59-128.

Literatur: ADB 17, 1883, S. 43-44 (Bertheau). – NDB 12, 1980, S. 673-674 (Manfred Grobekker). – Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl. 11, 1902, S. 79-81 (Carl Bertheau). – Johann Heinrich Höck, Der Hamburger Domdechant D. Albert Krantz und die 95 Thesen Luthers, (Sonderdruck aus dem Hamburgischen Kirchenblatt), Hamburg 1917. – Heinrich Reincke, Albert Krantz als Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, in: Festschrift der Hamburgischen Universität, ihrem Ehrenrektor Herrn Bürgermeister Werner von Melle zum 80. Geburtstag am 18. Oktober 1933 dargebracht, Hamburg 1933, S. 111-147. – Emil Waschinski, Der Hamburger Humanist und Syndikus Albert Krantz (1448-1517) als Pädagoge, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 39, 1940, S. 139-178. – Manfred Grobecker, Studien zur Geschichtsschreibung des Albert Krantz, Diss. phil. Hamburg, Hamburg 1964. – Heinz Stoob, Albert Krantz (1448-1517), Ein Gelehrter, Geistlicher und hansischer Syndicus zwischen den Zeiten, in: Hansische Geschichtsblätter 100, 1982, S. 87-109. – Rainer Postel, Die Reformation in Hamburg, 1517-1528, Gütersloh 1986. – Markus Müller, Die spätmittelalterliche Bistumsgeschichtsschreibung, Überlieferung und Entwicklung, Köln u. a. 1998, S. 344-350, 454-459. – Ulrich Andermann, Albert Krantz,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0141

Wissenschaft und Historiographie um 1500, Weimar 1999. – Rainer Postel, Domdekan Albert Krantz († 1517) und die Krise der alten Kirche, in: Verein für katholische Kirchengeschichte in Hamburg und Schleswig-Holstein e.V. Beiträge und Mitteilungen 8, 2003, S. 48-60.

Porträt: Epitaph von 1569, Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg, Abb. in: Erich von Lehe u. a., Heimatchronik der Freien und Hansestadt Hamburg, Köln 1967, S. 83 (Authentizität zweifelhaft).

Rainer Postel

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0142

KRÜGER(-HAYE), Georg Ludwig Ernst, geb. 4.7.1864 Rattey, gest. 3.11.1941 Neustrelitz; ev. – Theologe, Kirchenhistoriker.

Eltern: Johann Joachim Heinrich Krüger, geb. 26.6.1825 Buchholz bei Gadebusch, gest. 18.11.1887 Bethanien bei Neubrandenburg, Hausvater des Rettungshauses Bethanien in Rattey (1851-1872) und bei Neubrandenburg (1872-1887); Mathilde Gesine Haye, geb.[?] Berne im Oldenburgischen, gest. 1901; verh. 21.9.1851.

Geschwister: 6 Brüder, 4 Schwestern, darunter Adolf Friedrich Wilhelm (1853-1923), Direktor am Lehrerseminar Mirow 1888-1892, Pastor in Neddemin, Plath und Kublank.

Ehefrau: Margarethe Elisabeth Frieda Dorothea Caroline Basedow, geb. 15.10.1871 Schwerin, gest. 9.3.1944 Neustrelitz, Tochter des Direktors der Anstalt für geistesschwache Kinder Sachsenberg bei Schwerin Johann Joachim Heinrich Basedow; verh. 7.10.1892 Schwerin.

Kinder: Hans Jürgen (1895-1918); Adolf Friedrich (1898-1935); Liselotte (1903-nach 1977); Eva Maria (1904-1920).



Georg Krüger wuchs im Rettungshaus Bethanien in Rattey auf, wo seine Eltern seit Einrichtung dieser Anstalt zur Erziehung verwahrloster Knaben aus Mecklenburg-Strelitz 1851 als Hausvater und Hausmutter wirkten. Hier erhielt er ersten Unterricht bei seinem Vater über Grundlagen der christlichen Religion und Literatur, worüber er in seiner Vita von 1886 berichtet. Nach Verlegung des Rettungshauses Bethanien 1872 nach Neubrandenburg besuchte Krüger dort von Ostern 1873 bis Ostern 1883 das Gymnasium und erhielt am 2.3.1883 das Reifezeugnis. Seinem Wunsch gemäß studierte er Theologie. Er wurde am 20.4.1883 an der Universität Erlangen immatrikuliert, wo er bis 6.3.1884 vor allem bei Professor Theodor Zahn (1838-1933) Neues Testament und bei Professor Albert Hauck (1845-1918) Geschichte der alten Kirche hörte. Krüger setzte dann das Theologiestudium vom 25.4.1884 bis 14.3.1885 an der Universität Leipzig fort. Hier beeindruckte ihn insbesondere Professor Karl Friedrich August Kahnis (1814-1888) in Neuerer Kirchengeschichte. Vom 25.4.1885 bis 6.3.1886 besuchte er erneut die Universität Erlangen und schloß dort sein Studium ab. Während dieser Zeit interessierten ihn in erster Linie die Vorlesungen von Professor Franz Hermann Reinhold Fran(c)k (1827-1894) in Dogmatik, Ethik und Systematik sowie erneut die von Professor Theodor Zahn. Dem Studium folgte bis 30.4.1889 eine dreijährige Hauslehrertätigkeit beim Superintendenten Kleinschmidt in Groß Solschen bei Peine

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0143

im Hannoverschen. Dort bereitete Krüger sich gleichzeitig auf die theologischen Examen vor. Für die erste theologische Prüfung hatte er bis 1.2.1887 schriftliche Arbeiten anzufertigen. Ihre positive Beurteilung durch das Mecklenburg-Strelitzsche Konsistorium berechtigte zu den weiteren Prüfungen. Die anschließenden Klausurarbeiten, mündlichen Prüfungen und eine Prüfungspredigt in Zierke fanden im Juni 1887 statt. Das Ergebnis der Prüfung wurde durch Bekanntmachung im Mecklenburg-Strelitzschen Offiziellen Anzeiger vom 27.6.1887 veröffentlicht. Damit erhielt Krüger die Erlaubnis zu öffentlichen Predigten in evangelisch-lutherischen Kirchen von Mecklenburg-Strelitz.

Der frühe Tod seines Vaters 1887 traf die Familie wie ihn hart. Seine Mutter erhielt eine lebenslängliche Pension zur Sicherung ihrer Zukunft, weil sie in fünfunddreißigjähriger Ehe ihrem Mann bei der Erfüllung seiner Berufstätigkeit als Hausvater in Bethanien als Hausmutter zur Seite gestanden und ihre Pflichten in musterhafter Weise erfüllt hatte. Am 14.9.1888 meldete sich Krüger beim Konsistorium zur zweiten theologischen Prüfung an. Seine angefertigten schriftlichen Arbeiten reichte er am 6.4.1889 ein. Daraufhin erfolgte die Fortsetzung der Prüfungen im Juni 1889. Mit Bekanntmachung des Ergebnisses dieser zweiten theologischen Prüfung im Mecklenburg-Strelitzschen Offiziellen Anzeiger vom 17.7.1889 erhielt Krüger gleichzeitig das Zeugnis für die Wahlfähigkeit bzw. Anstellungsfähigkeit zum Pfarramt. Während der Zeit der zweiten theologischen Prüfung war Krüger am 1.5.1889 aus der Hauslehrertätigkeit in Groß Solschen ausgeschieden und hatte sich zur Vorbereitung der mündlichen Prüfungen bei seinem Bruder Adolf Krüger, damals Direktor am Lehrerseminar in Mirow, aufgehalten. Auf Vorschlag des Konsistoriums erfolgte Krügers Bestallung bzw. Ernennung zum Rektor und ersten Lehrer der Bürger-Mädchenschule in Schönberg durch Großherzog Friedrich Wilhelm (reg. 1860-1904) am 11.6.1889, die Einführung in das Amt durch das Scholarchat Schönberg am 24.6.1889.

Eineinhalb Jahre später, am 6.12.1891, trat Georg Krüger sein erstes Pfarramt als zweiter Pastor in Schönberg an, ordiniert durch den Superintendenten Gustav Langbein (1833-1915). In Schönberg wirkte er bis Dezember 1902. Krügers lebhaftes geschichtliches Interesse fand in diesen Jahren neben dem kirchlichen Dienst bald Ausdruck in entsprechender Betätigung im Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, dem er 1895 beitrat, und innerhalb des ratzeburgischen Wirkungskreises. Es entstanden seine ersten Publikationen: *Die älteren Hauswirtsfamilien des Schönberger Kirchspiels*, 1898; *Die Pastoren im Fürstentum Ratzeburg seit der Reformation*, 1899; *Dreißig Dörfer des Fürstentums Ratzeburg*, 1901. Seine Feststellungen, daß die Ratzeburger das reiche Erbe ihrer Vergangenheit zu verlieren drohten, weil immer wieder Aufkäufer aus Lübeck mit Zinnkrügen, gestickten Tüchern und anderem Hausrat heimzogen, drängten ihn zu Überlegungen, diesem Trend entgegenzuwirken. So regte er bereits in den neunziger Jahren die Einrichtung einer Sammelstelle für Altertümer aus dem Fürstentum Ratzeburg an. Am 19.6.1901 kam es schließlich in Schönberg im Hotel „Stadt Hamburg" zur Gründung des Altertumsvereins für das Fürstentum Ratzeburg durch Pastor Georg Krüger, Rechtsanwalt Karl

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0144

Hall und weitere dreizehn geladene Herren. Als Vorsitzender wirkte Pastor Krüger für die Ziele des Vereins, die gemäß § 2 der Satzungen in der Sammlung, Ordnung und Ausstellung von Gegenständen mit Bedeutung für die Geschichte v. a. des Fürstentums Ratzeburg sowie in der Förderung aller Bestrebungen zur Erforschung der Geschichte des Fürstentums Ratzeburg bestanden. Schon Ende des Jahres 1901 konnte in Schönberg ein „Altertumsmuseum" eröffnet werden. Im Altertumsverein (ab Dezember 1921 Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg) war Krüger seit 1903 Ehrenmitglied.

Sein Fortgang aus Schönberg Ende 1902 wurde mit allgemeinem Bedauern empfunden. Um seine geringen Einkünfte zu verbessern, hatte Krüger sich um die vakante 2. Pfarrstelle in Strelitz-Alt beworben. Da das Mecklenburg-Strelitzsche Konsistorium Krüger für einen geeigneten Ersatz des verstorbenen Vorgängers Gustav Bachmann (1842-1901) hielt und seine guten Rednergaben sowie sein segensreiches Wirken in Schönberg gegenüber dem regierenden Großherzog betonte, erfolgte daraufhin die Verleihung der Pfarrstelle durch den Großherzog Friedrich Wilhelm zu Weihnachten 1902. Die Einführung Georg Krügers als Pastor in Strelitz-Alt mit Fürstensee und Thurow fand am 21.12.1902 in Strelitz-Alt statt. Am 22.3.1903 wurde Georg Krüger gleichzeitig Geistlicher an der neugebauten Landesirrenanstalt Domjüch. Der Seelsorge dort widmete er sich mit besonderer Fürsorge. In Strelitz-Alt amtierte Krüger bis Oktober 1907. Aus dieser Zeit stammt eine weitere Veröffentlichung: *Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation*. Sie erschien 1904.

Anläßlich der Emeritierung des Präpositus Kurt Langbein, Stargard, wurde Georg Krüger zu Michaelis 1907 durch den Großherzog Adolf Friedrich V. (reg. 1904-1914) zum Pastor in Stargard mit Bargensdorf, Quastenberg und Sabel berufen. Die Einführung erfolgte am 13.10. Georg Krüger war dem Ruf des Großherzogs nach Stargard mit Dank und Freude gefolgt, weil ihm dort ein interessantes Arbeitsfeld winkte und er auch hoffte, seine wirtschaftlichen Verhältnisse zu verbessern. Hier fungierte er gleichzeitig als Kirchenökonom zu Stargard, Bargensdorf und Quastenberg sowie als Hospitalprovisor. Als Ephorus der Stadtschule Stargard war er an den Verwaltungsgeschäften der Schule beteiligt, zeitweise wurden ihm dort auch die Verwaltungsgeschäfte des Rektors ganz sowie ein Teil von dessen Unterrichtsstunden übertragen. Die Tätigkeit als Ephorus übte Krüger aus, bis die geistliche Schulaufsicht im Ergebnis der Novemberrevolution mit dem 1.12.1919 aufgehoben wurde. Unter verschiedenen Verhältnissen hatte er damit dreißig Jahre Schulaufsicht geleistet.

In der Pfarrstelle Stargard wirkte Krüger fast zwanzig Jahre, bis zum Frühjahr 1926. Es waren seine schaffensreichsten, persönlich aber auch schwersten Lebensjahre. Die Pfarre in Stargard wurde damals als eine einkommensmäßig ungünstige Pfarre mit gesunkenem Geldwert des Gehalts, unbeträchtlichen Korn- und weggefallenen Brennholzlieferungen eingeschätzt. So befand sich Krüger nach wie vor in finanziellen Schwierigkeiten und zusätzlich durch ständig zunehmende Teuerung aller Lebensbedürfnisse weiter in schweren wirtschaftlichen Sorgen. Zahlreiche Bitten an das Konsistorium um Gehaltserhöhungen, Zulagen und Kostenerstattungen zeugen davon. Sie fanden teilweise Zustimmung oder positive Entscheidung, dann mit

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0145

Betonung der Bedürftigkeit, aber auch der Tüchtigkeit, des Eifers und der Verdienste des Geistlichen für die mecklenburg-strelitzsche Landeskirche sowie mit Würdigung seiner Veröffentlichungen. Besonders gütiges Eintreten erfuhr Krüger durch den Landessuperintendenten und späteren Landesbischof Gerhard Tolzien (1870-1946), Neustrelitz.

Die Leistungen Pastor Georg Krügers fanden Anerkennung in der Ernennung zum Präpositus der Stargardischen Synode 1910 (ab 1920 Propst der Propstei Stargard). Im Frühjahr 1917 wurde Präpositus Krüger durch das Konsistorium zum Mitglied in die Prüfungskommission für das erste theologische Examen berufen, wobei ihm zunächst Hebräisch und Altes Testament, später Kirchen- und Dogmengeschichte als Prüfungsfächer übertragen waren. Während des Ersten Weltkrieges wirkte Krüger als Seelsorger besonders auch überall dort, wo es galt, Not zu lindern und Nächstenliebe zu üben.

Nach Kriegsende setzte sich Krüger intensiv auseinander mit den aus der Novemberrevolution resultierenden Umwälzungen, die auch für die Landeskirche des nunmehrigen Freistaates Mecklenburg-Strelitz im Zuge der Trennung von Kirche und Staat eine kirchenrechtliche Neuorientierung und Neuorganisation erforderten. Davon zeugen seine Schrift *Staat und Kirche. Ein Beitrag zur Klärung der wichtigen Tagesfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Mecklenburg-Strelitz* von Januar 1919 sowie seine Abhandlungen als Berichterstatter für die „Landeszeitung für beide Mecklenburg und Nachbargebiete" in Form des jährlichen *Kirchlichen Rückblicks* von 1920-1924. Als Abgeordneter im Verfassunggebenden Kirchentag und Mitglied im Kirchentag wirkte er ab 1920 am Neuaufbau der Landeskirche mit, vor allem durch seine Tätigkeit in verschiedenen Ausschüssen. Im Frühjahr 1922 erhielt Propst Georg Krüger die Amtsbezeichnung Kirchenrat, da auch er bei den durch die kirchliche Neuordnung bedingten Feststellungen, Berechnungen und Abmachungen als Ratgeber und Mitarbeiter vom Oberkirchenrat in Neustrelitz hinzugezogen worden war. Im gleichen Jahr fand seine Ernennung zum ehrenamtlichen Pfleger des Landesmuseums Neustrelitz bzw. des Denkmälerschutzes durch das Mecklenburg-Strelitzsche Ministerium, Abteilung für Unterricht und Kunst, statt. Am 26.11.1923 wurde Kirchenrat Krüger durch den Landgerichtspräsidenten Dr. Johannes von Buchka zum Beisitzer des beim Landgericht Neustrelitz gebildeten Landespachteinigungsamtes bestellt. Am 25.3.1925 ernannte der Oberkirchenrat den Kirchenrat Krüger zum Propst im Kirchengericht.

In der Stargarder Zeit setzte Krüger neben dem Amt als Geistlicher seine Vortrags- und schriftstellerische Tätigkeit auf den Gebieten der Landes-, Kirchen- und Kunstgeschichte fort. Sein Vortrag über die *Kirchen in Mecklenburg-Strelitz* vom 20.9. 1911 in Neubrandenburg wurde noch im gleichen Jahr gedruckt. Das von ihm dazu in fast allen Kirchen des Landes zusammengetragene umfangreiche Material, auch Bildmaterial, bildete später eine gewisse Vorarbeit für sein Hauptwerk *Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz*. Seit der Veröffentlichung der „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin" von Friedrich Schlie (→ Bd. 3, S. 217-225) war immer wieder der Wunsch laut

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0146

geworden, ein gleiches Werk auch für Mecklenburg-Strelitz zu schaffen. Krüger und Regierungsbauführer Erich Brückner (1881-1972) unterbreiteten im Herbst 1911 dem Mecklenburg-Strelitzschen Ministerium, Abteilung für Justiz, geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, erste Vorschläge zur Inventarisierung der mecklenburg-strelitzschen Kunst- und Geschichtsdenkmäler nach dem Vorbild der übrigen deutschen Staaten, vor allem des Nachbarlandes. Bei der Bestandsaufnahme sollten entsprechend dem gewandelten Denkmalbegriff allerdings nicht nur mittelalterliche Sakralbauten und bürgerliche Profanarchitektur, sondern auch Schlösser und Gutshäuser, Garten- und Parkanlagen, Volksarchitektur und technische Denkmale Berücksichtigung finden. Mit der Inventarisierung sollte eine Kommission beauftragt und deren Finanzierung aus Landesmitteln vorgenommen werden. Erst nach längeren Beratungen im Staatsministerium und Ständischen Landtag kam es im Februar 1913 beim genannten Ministerium zur Bildung der „Kommission zur Inventarisation der Kunst- und Geschichtsdenkmäler in Mecklenburg-Strelitz". Im März/April 1913 erfolgte die Ernennung des Vorsitzenden der Kommission, Ministerialbaurat Paul Schondorf (1873-1949) sowie der Mitglieder Präpositus Krüger, Stargard, Regierungsbaumeister Erich Brückner, Neubrandenburg, und Museumsdirektor Walter Josephi (1874-1945), Schwerin.

Krüger wurde für den bau- und zeitgeschichtlichen Stoff, die Zusammenstellung und Redaktion des Materials sowie die Herausgabe des Werkes insgesamt verpflichtet. Während des Ersten Weltkrieges und danach ruhte die Tätigkeit der Kommission größtenteils, erst im Oktober 1919 konnten die Arbeiten wieder aufgenommen werden. Trotz großer Schwierigkeiten bei der Fertigstellung und Drucklegung wurde der 1. Teil des 1. Bandes der *Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz* 1921 herausgegeben, 1925 folgte der 2. Teilband.

Am 6.5.1925 ernannten der Kirchentagsvorstand und der Oberkirchenrat in gemeinsamer Abstimmung als Nachfolger des Oberkirchenrats Ernst Ahlers (1850-1938) den ehrgeizigen Georg Krüger zum ordentlichen Mitglied im Oberkirchenrat und zum 1. Stadtpfarrer in Neustrelitz per 1.10.1925. Krügers Amtsantritt als 1. Stadtpfarrer in Neustrelitz zum 1.10.1925 verzögerte sich bis zum Frühjahr 1926. Sein Vorgänger Oberkirchenrat Ahlers hatte bis dahin keine Wohnung erhalten können und die Pfarrstelle weiter verwaltet, während Krüger das Pfarramt in Stargard fortführte, seine Funktion im Oberkirchenrat in Neustrelitz aber schon wahrnahm. Die Verabschiedung Krügers aus Stargard fand am 2. Ostertag 1926 statt.

In Neustrelitz amtierte Krüger bis zum Eintritt in den Ruhestand am 1.5.1934. Sein Pfarramt sah er dabei wie immer als Hauptamt an. Als Mitglied des Oberkirchenrates setzte er sich weiter besonders mit Fragen der Trennung von Kirche und Staat auseinander, wobei er sich dank seiner umfassenden und gründlichen Kenntnisse auf den Gebieten des Kirchenrechts, der Verwaltung sowie der heimatlichen Kirchen- und Landesgeschichte große Verdienste um die mecklenburg-strelitzsche Landeskirche erwarb, die anläßlich seines vierzigjährigen Amtsjubiläums am 6.12.1931 zum Ausdruck gebracht wurden. Nebenamtlich wirkte er im Verwaltungsrat des Kinderheims und der Erziehungsanstalt für erziehungsbedürftige Knaben und Mädchen „Ret-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0147

tungshaus Bethanien“ mit. Im Dezember 1925 wurde Krüger zum stellvertretenden Vorsitzenden des Pfarrervereins für Mecklenburg-Strelitz gewählt. Seit Gründung des Mecklenburg-Strelitzschen Vereins für Geschichte und Heimatkunde 1925 gehörte er diesem Verein als Mitglied, ab Dezember 1928 als Beisitzer im Vorstand an.

Zwischenzeitlich war Georg Krüger und seinem Sohn Adolf Friedrich auf Krügers Antrag hin vom Mecklenburg-Strelitzschen Staatsministerium am 19.5.1931 der Familienname Krüger-Haye verliehen worden. Krüger wollte damit auch äußerlich einen Zusammenhang mit der alten Stedinger Familie Haye (Heye) dokumentieren.

In den ersten Monaten des Jahres 1933 verstärkten sich unter Ausnutzung der politischen Verhältnisse im Oberkirchenrat Neustrelitz, dem neben Krüger-Haye seit 1931 Dr. Arnold Gentzke als juristisches Mitglied angehörte, die persönlichen Widerstände gegen den Landesbischof Gerhard Tolzien. Die Widerstände nahmen zu, nachdem diese Mitglieder durchsetzen konnten, daß am 27.6.1933 der Propst Dr. Johannes Heepe (1885-1956), Neubrandenburg, Führer des vom ihm in der Landeskirche begründeten NS-Pastorenbundes, zur Mitarbeit in den Oberkirchenrat berufen wurde, und führten schließlich zur Verdrängung Tolziens aus dem Amt. Als wenige Tage später der Staatsminister von Mecklenburg-Strelitz, Fritz Stichtenoth (1895-1935), im Auftrage des Reichsstatthalters Friedrich Hildebrandt (→ Bd.2, S.132-135) den Landesbischof aufforderte, beim Kirchentagsvorstand seine sofortige Beurlaubung und seine Emeritierung zum 1.10.1933 zu beantragen, mußte Tolzien, um einen Konflikt zwischen Staat und Kirche um seiner Person willen zu vermeiden, der Gewalt weichen.

Nachdem bereits am 3.7.1933 Dr. Heepe mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Landesbischofs (später führte er die Amtsbezeichnung Landespropst) betraut und ihm Vollmacht zu allen durch die Neuordnung des Staatslebens veranlaßten, für das Wohl der Landeskirche erforderlichen Maßnahmen, erteilt worden war, wirkte Krüger-Haye unter der neuen Kirchenleitung mit an der Vorbereitung und Durchführung der Vereinigung beider Landeskirchen Mecklenburgs zur evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburg im Zuge der politischen Vereinigung der beiden mecklenburgischen Freistaaten. Im Frühjahr 1934 wurde er vom Mecklenburgischen Oberkirchenrat ermächtigt und beauftragt, über den 1. Mai als Zeitpunkt seiner Pensionierung hinaus bis zum völligen Aufgehen der Mecklenburg-Strelitzer Landeskirche in der Landeskirche Mecklenburg die Geschäfte des Oberkirchenrates in Neustrelitz wahrzunehmen. Er hatte im Einverständnis mit Landespropst Dr. Heepe, der ab 1.2.1934 als Oberkirchenrat in Schwerin fungierte, die Behörde zu vertreten und in ihrem Namen zu zeichnen. Als Datum des Abschlusses der Vereinigung beider Landeskirchen gilt der 1.7.1934.

In Neustrelitz kamen Krügers Arbeiten am 3. Teil des 1. Bandes der *Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz* zum Abschluß. Dieser Teilband wurde 1929 herausgegeben. Mit dem Erscheinen des II. Bandes des Gesamtwerkes im Jahre 1934 lag auch für Mecklenburg-Strelitz ein umfassender wissenschaftlicher Standard mit bleibendem dokumentarischen Wert vor. Als Oberkirchenrat

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0148

i. R. folgte Georg Krüger-Haye im Sommer 1935 dem Ruf des Mecklenburgischen Oberkirchenrates, um in Schwerin seine Hilfe bei kirchlichen Verwaltungsarbeiten zur Verfügung zu stellen. Seit November 1935 war er Mitglied der Prüfungsbehörde für die erste theologische Prüfung in Schwerin. Mit seinen Äußerungen und Vorschlägen zu Schutz und Pflege des kirchlichen Archivgutes vom März 1936 hatte er besonderen Anteil an der Einrichtung eines Landeskirchenarchivamtes beim Oberkirchenrat am 16.11.1936, zu dessen Leitung der Leiter der Mecklenburgischen Sippenkanzlei Edmund Albrecht (1889-1967) als Landeskirchenarchivar bestellt wurde. Mit Wirkung vom 1.3.1938 übertrug der Oberkirchenrat die letztgenannte Funktion Krüger-Haye, der daneben auch in der Bibliothek des Oberkirchenrates bzw. der Landeskirchlichen Bücherei tätig war. Als Landeskirchenarchivar wirkte Krüger-Haye in der Arbeitsgemeinschaft landeskirchlicher Archivare beim Archivamt der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei mit. Zugleich war er außerordentliches Mitglied der Vereinigung Deutscher nichtstaatlicher Archivare geworden. Nach dem Ausscheiden Albrechts hatte Krüger-Haye auch die Oberleitung der Mecklenburgischen Sippenkanzlei inne. Von allen seinen Ämtern zog sich Krüger-Haye im Sommer 1939 zurück. So wurde er auf eigenen Wunsch vom Amt des Leiters des Landeskirchenarchivamtes zum Ende August 1939 entbunden und kehrte nach Neustrelitz zurück. Dort übernahm er Anfang des Zweiten Weltkrieges bis Ende Januar 1940 die Vertretung des zum Kriegsdienst einberufenen Landessuperintendenten Hans-Heinrich Fölsch (1897-1978).

In Anerkennung seiner in gründlicher Forschung entstandenen zahlreichen wissenschaftlichen Werke über Kunstdenkmäler, Kirchengeschichte, Siedlungsgeschichte und Volkskunde, die die Geschichte seiner eigenen Heimat und ihrer Menschen zum Gegenstand haben, insbesondere des vierbändigen Sammelwerkes die *Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz*, verlieh ihm die Philosophische Fakultät der Universität Rostock am 31.10.1940 die Ehrendoktorwürde. In Neustrelitz beendete Krüger-Haye 1941 die Arbeiten an seiner *Kirchengeschichte von Mecklenburg-Strelitz 1701-1934*. Er war dazu vom Mecklenburgischen Oberkirchenrat ermächtigt worden, weil seine außeramtliche Lebensarbeit von Jugend an in der Erforschung der Kirchengeschichte des Landes bestanden hatte, wie die bereits aufgeführten Publikationen bezeugen. Dieses sein letztes Werk erschien im Juni und August 1941, wenige Monate vor seinem Tod. Anfang November 1941 verstarb er im 78. Lebensjahr infolge eines Schlaganfalls.

Quellen: LHAS, 4.11-1 Mecklenburg-Strelitzsches Staatsministerium und Landesregierung (1701-1908), Justizwesen, Nr. 10/218; Innere Verwaltung, Kirchenwesen, Nr. 12/506; Fürstentum Ratzeburg, Nr. 21/765; 4.11-8 Mecklenburg-Strelitzsches Konsistorium, Ratzeburger Schulwesen: Lehrerstellen in Schönberg, Rektorstelle an der Mädchenschule in Schönberg; 4.11-17/1 Domanialamt Feldberg, Nr. 855; 4.11-17/5 Domanialamt Strelitz, Nr. 418; 4.12-6/1 Mecklenburg-Strelitzsches Ministerium, Abteilung für Unterricht und Kunst (1909-1933), Nr. 9/7; 4.12-6/3 Landschullehrerseminar Mirow (1820-1925), Nr. 3; 4.12-6/7 Kommission zur Inventarisation der Kunst- und Geschichtsdenkmäler in Mecklenburg-Strelitz (1913-1935), Nr. 1-43; 4.12-7/1 Mecklenburg-Strelitzsches Ministerium, Abteilung für geistliche

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0149

Angelegenheiten (1909-1933), Nr. 116, 276; 4.2-5 Schulakten des Fürstentums Ratzeburg (18.-20. Jh.), Nr. 294; 4.3-1 Mecklenburg-Strelitzsches Fürstenhaus mit Kabinett (16. Jh. bis 1918), Fürstenhaus, Ordensangelegenheiten, Nr. I. 453.7; 10.72-4 Kirchenbuchabschriften evangelischer Gemeinden Mecklenburgs, Badresch (mit Rattey) 1878,1879; Neubrandenburg, St. Marien 1887; Schwerin, St. Nikolai 1892; Stargard 1907-1922,1934, 1935; Strelitz-Alt 1902-1907; 10.9-K/11 Nachlaß Georg Krüger(-Haye), Nr. 1; Hof- und Staatshandbücher des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz/Mecklenburg-Strelitzsche Staatshandbücher 1902, 1907-1929. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Oberkirchenrat, Generalia, Nr. 1738; Oberkirchenrat, Spezialia, Burg Stargard, Nr. 4; Strelitz-Alt, Nr. 8; Die beiden Pfarren in Schönberg, 1786-1931, o. Sign.; Personalakten Mitarbeiter des Oberkirchenrates, Nr. K 27 Georg Krüger(-Haye); Nachlaß des Oberkirchenrates Georg Krüger(-Haye), Nr. 1-63; Kirchenbücher Badresch (mit Rattey), Bd. III, 1851-1872; Mecklenburg-Strelitzer Kirchliche Amtsblätter 1920-1934; Kirchliche Amtsblätter für Mecklenburg 1934-1941. – Karbe-Wagner-Archiv Neustrelitz: Personengeschichte, Akte Georg Krüger(-Haye).

Werke: (Auswahl) Die älteren Hauswirtsfamilien des Schönberger Kirchspiels, Schönberg 1898. – Die Pastoren im Fürstentum Ratzeburg seit der Reformation, Schönberg 1899. – Dreißig Dörfer des Fürstentums Ratzeburg. Geschichte der Bauernschaft, nach amtlichen Quellen bearbeitet, Schönberg 1901; 2. Auflage, erweitert und bis zur Gegenwart fortgesetzt von Heinrich Ploen, Schönberg 1926. – Die Pastoren im Lande Stargard seit der Reformation, Schwerin 1904, Sonderdruck aus dem JVMGA, Jg. 69, 1904, S. 1-270. – Die Kirchen in Mecklenburg-Strelitz. Vortrag, gehalten auf der Versammlung des Pfarrervereins am 20. September 1911 in Neubrandenburg, Neubrandenburg 1911. – Mecklenburg, Großherzogtümer, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart (=RGG), Bd. 4, Tübingen 1912, S. 222-232. – Staat und Kirche. Ein Beitrag zur Klärung der wichtigen Tagesfrage unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Mecklenburg-Strelitz, Neustrelitz 1919. – Das Siechenhaus vor Dassow, in: Mitteilungen des Altertumsvereins für das Fürstentum Ratzeburg, Jg. 1, 1919, H. 4/5, S. 57-67. – Die Burg zu Stargard, in: Zeitschrift Mecklenburg, 1920, Nr. 2. – Die Goldschmiedezunft in Neubrandenburg, in: Mecklenburg-Strelitzsche Heimatblätter, Jg. 2, 1926, H. 3. – 75 Jahre Mecklenburg-Strelitzsche Landeskirche 1850-1925, in: 75 Jahre Mecklenburger Rundschau, in: Neubrandenburger Zeitung, Neubrandenburg [1925]. – Rostock, Universität 1419-1913, in: RGG, Bd. 5, 1931, S. 34-40. – Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, Bd. 1, 1.-3. Abt., Das Land Stargard, Neubrandenburg 1921, 1925, 1929; Bd. 2, Das Land Ratzeburg, Neubrandenburg 1934. – Kirchengeschichte von Mecklenburg-Strelitz 1701-1934, Schwerin 1941.

Literatur: (Auswahl) Willgeroth, Pfarren. Ergänzungsband, Wismar 1937, S. 125, 132, 134,136. – Fritz Buddin. Nachruf auf Georg Krüger-Haye, in: Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg, 23. Jg. 1941. Nr. 3, Umschlagseiten 3-4. – Karl Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. 3, Berlin 1952, S. 471, 476-491. – Niklot Beste, Kirchenkampf in Mecklenburg von 1933 bis 1945, Berlin 1975, S. 365. – Ulrich Gurske, Überlegungen, Gedanken und Vermutungen zur Verdrängung des Landesbischofs D. Tolzien und zur Vereinigung der ev.-luth. Landeskirchen Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1933, in: Studienhefte zur mecklenburgischen Kirchengeschichte 1991, Heft 3, S. 33-38. – Horst Ende, Georg Krüger(-Haye) und die Denkmalpflege in Mecklenburg-Strelitz. Ein Nachwort zur Wiederauflage der „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz“, in: Georg Krüger-Haye. Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz, Bd. 2, Das Land Ratzeburg, Neubrandenburg 1935, Reprint-Ausgabe Schwerin 1994.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0150

Porträts: Foto vom Hofphotographen Carl Wolff, Neustrelitz, zwischen 1902 und 1907 (Landeskirchliches Archiv Schwerin). – Foto (Zeitungsdruck), vor 1931 (Landeskirchliches Archiv Schwerin). – Foto vom Hofphotographen Carl Wolff, Inhaber Kurt Jung, Neustrelitz, vor 1934 (Landeskirchliches Archiv Schwerin). – Foto, vor 1934 (Karbe-Wagner-Archiv Neustrelitz). – Foto, 1934 (Karbe-Wagner-Archiv Neustrelitz).

Christel Schütt

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0151

LESSEN, Friedrich August, get. 7.6.1780 Kloster Malchow; gest. 20.1.1827 Marlow; ev. – Militär, Schriftsteller.

Eltern: Johann Friedrich Lessen, geb. vor 1730, gest. 24.8.1786 Kloster Malchow, seit 1773 Küchenmeister und Gerichtsaktuar in Kloster Malchow; Augusta Christiana Benedicta Lüring, geb. l. 11.1749 Eickelberg, gest. 25.4.1819 Kloster Malchow, Pastorentochter, Witwe des Amtsvorgängers; verh. 24.11.1774 Kloster Malchow.

Familienstand: ledig, kinderlos.

Seine Kindheit verlebte Friedrich August Lessen an der Wirkungsstätte seines Vaters in Kloster Malchow. Nach Aussagen von Kriegskameraden studierte Lessen in Königsberg/Preußen, wofür Belege schwer zu beschaffen sind, weil das Archiv der Albertus-Universität am Ende des Krieges in Allenstein, dem heutigen Olsztynie, zurückblieb.

Lessen schlug eine kaufmännische Laufbahn ein und war einige Jahre in angesehenen Handelshäusern in London und Schweden tätig. Im März 1813 kehrte er nach Kloster Malchow zurück und nahm als Freiwilliger der mecklenburgischen Jäger zu Fuß unter dem Kommando des Oberst Graf von der Osten-Sacken am Befreiungskrieg teil. Als Oberjäger zeichnete er sich mehrfach aus, wurde verwundet und avancierte bei der Auflösung seiner Kompanie am 20.8.1814 in Waren zum Second-Lieutenant. Nach Napoleons Rückkehr von Elba trat Lessen als Freiwilliger in die preußische Armee ein, nahm unter Blücher an den Schlachten in Ligny und Belle-Alliance/Waterloo teil und erhielt zu der schwedischen Schwertorden-Medaille und der mecklenburgischen Militär-Verdienst-Medaille das preußische Eiserne Kreuz. Lessen blieb 1815 nach dem Sieg über Napoleon bis zum 29.10.1818 Leutnant in der Besatzungstruppe Wellingtons. Am 26.12.1818 rückte sein Bataillon in die Heimat-Garnison Halle ein.

Im Jahr 1821 ging eine Welle der Begeisterung für die Griechen durch Europa, die sich gegen die Jahrhunderte dauernde Fremdherrschaft der Türken erhoben hatten. Um sich den Freiwilligen der Philhellenen-Korps anzuschließen, verließ Lessen am 21.11.1821 die preußische Armee, wurde als Premier-Lieutenant verabschiedet, verlor aber durch seine Dimittierung den Anspruch auf eine Altersversorgung. Von Kloster Malchow aus brach er im März 1822 nach Griechenland auf, das er mit einem Segelschiff von Hamburg oder Vegesack zu erreichen hoffte. Nachdem er keine Schiffspassage bekommen hatte, wanderte er in einunddreißig Tagen von Bremen nach Marseille. Mit einer Gruppe ehemaliger Offiziere, die zumeist aus Deutschland kamen, segelte er nach Pylos/Navarino auf der Peloponnes, das nach vierundzwanzig Tagen erreicht wurde. Die Eindrücke, die er in den ersten Wochen in Griechenland empfing, dämpften seine Hellasbegeisterung und er entschloß sich heimzukehren, als man den freiwilligen Offizieren anbot, als Musketiere zu kämpfen. Lessen hatte als kriegserfahrener Offizier an die Aufstellung und Ausbildung einer griechischen Armee gedacht, die ihm eine militärische Karriere bieten würde. Enttäuscht machte er sich allein auf den Rückmarsch durch das gefährliche Aufstandsgebiet und entging so der Katastrophe von Arta, wo das deutsche Philhellenen-Korps am 16.7.1822 vollständig vernichtet wurde.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0152

Nach insgesamt acht Wochen Hafenquarantäne verweigerten ihm die österreichischen Behörden, von Triest aus seinen Heimweg anzutreten. Wie alle aus Griechenland Kommenden, schob man ihn nach Ankona ab. Trotz des Verbots der Hafenverwaltung von Ankona wanderte er nach Rom und blieb sieben Tage in der Stadt. Ab Modena behinderte eine schwere Fußverletzung sein weiteres Fortkommen. Wochenlang quälte er sich hungernd und frierend durch die verschneiten Berge Österreichs. Fuhrleute fanden den Hilflosen und nahmen ihn mit nach Wien und Prag. In Teplitz besuchte er das Grab Gottfried Seumes, obwohl er dafür einen Umweg machen mußte.

In Leipzig vollendete er die Schilderung seiner Griechenlandreise, die er unterwegs zu schreiben begonnen hatte. Ungenannte Gönner übergaben das Manuskript dem Verlag C. G. Zobel in Görlitz, wo das Buch 1823 erschienen ist.

Lessen setzte seine Winterwanderung bei strengem Frost fort und kam, mittellos und von Entbehrungen gezeichnet, nach fast einem Jahr wieder zu Hause in Kloster Malchow an. Er war weder als Kaufmann Millionär noch als Soldat General geworden, was zu werden er sich als Lebensziel vorgesetzt hatte.

Seit seinem Aufbruch von Bremen hatte Lessen sich Reisenotizen gemacht, um sie einmal als Erlebnisbericht zu veröffentlichen. Angeregt durch das Buch von Gottfried Seume (1763-1810) „Der Spaziergang nach Syrakus" und die Erzählungen Moritz August von Thümmels (1738-1817) „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich", nutzte er die Quarantänewochen und langen Seefahrten dazu, das Griechenlandabenteuer aufzuschreiben. Neben der erzählenden Prosa über seine Griechenlandfahrt, waren auch plattdeutsche Verse dazu entstanden. Trotz aller Widrigkeiten auf seinem Heimweg wuchs seine plattdeutsche Dichtung zu einem umfangreichen Epos von 628 sechszeiligen Versen im jambischen Versmaß heran. Die letzten Verse fügte Lessen im Herbst 1823 ein, als er von der Ankunft Lord Byrons in Griechenland hörte. Im Jahr 1824 erschien seine plattdeutsche *Hellenia* in Rostock. Nahezu zweihundert Persönlichkeiten hatten sich in die Subskribentenlisten eingetragen und 265 Exemplare bestellt. Großherzog Friedrich Franz I. ließ sich allein zwölf Bücher kommen.

Nie vorher hatte es in niederdeutscher Mundart ein solches Werk gegeben und es hat keine Nachahmer gefunden. Selbst wenn die Verse selten echte dichterische Qualität erreichen, sind doch viele davon gelungen – heitere, besinnliche, tiefreligiöse – und in der Gesamtwertung ist die *Hellenia* ein einzigartiges plattdeutsches Sprachdokument aus der Zeit vor Fritz Reuter.

Lessen war nach seiner Rückkehr nicht in Kloster Malchow geblieben. In Güstrow nahm ihn vermutlich zeitweilig eine Halbschwester auf, die in der Stadt ein Haus besaß. Bürger Güstrows ist er nicht geworden und Einwohner Kloster Malchows war er schon viele Jahre nicht mehr. So fanden die bestehenden Sozialgesetze keine Anwendung auf ihn. Einen finanziellen Nutzen konnte er aus seinen beiden Büchern nicht ziehen. Seine letzten Lebensjahre waren geprägt von Dürftigkeit und Erniedrigung, wie der Bürgermeister von Marlow in seiner Totenrede sagte. Zu dem Ungemach dieser letzten Jahre gehörte, daß Lessen in der Heimat wohl Freunde, aber keinen festen Wohnsitz, kein Hüsung mehr hatte.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0153

Am 17.1.1827 fand man Friedrich August Lessen in einem „apoplektischen Zustand" auf der winterlichen Feldmark Marlows. In der Stadt hatte Lessen Freunde. Trotz sofortiger ärztlicher Hilfe konnte man ihn nicht mehr retten. Er starb, erst 46 Jahre alt, wenige Tage später und wurde auf Veranlassung des Bürgermeisters von Marlow mit allen Ehren, wie sie den angesehensten Bürgern der Stadt im Tode gewährt wurden, am 25.1.1827 auf dem Friedhof neben der Kirche beigesetzt.

Der Autor und sein Werk wurden nie ganz vergessen. Die mecklenburgische Literatur über die Befreiungskriege vermerkt seine Tapferkeit, der Dichter John Brinckman (1814-1870) erwähnt ihn 1855 in seinem Buch *Kasper Ohm un ick*. Auch später ist immer wieder an ihn erinnert worden.

Quellen: Landeskirchliches Archiv (Mecklenburgisches Kirchenbuchamt) Schwerin, Auszug aus dem Geburts- und Taufregister der ev.-luth. Kirchengemeinde Malchow, Klostergemeinde, Jahrgang 1780; Auszug aus dem Begräbnisregister der ev.-luth. Kirchengemeinde Marlow, Jahrgang 1827. – LHAS, Volkszählungslisten 1819 Kloster Malchow; Großherzogliches Kabinett I 3699, Aktenbestand 2. 26-1. – Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Offiziersnomenclatura Sign. IV. HA Preußische Armee, Rep. 1 Geheime Kriegskanzlei Nr. 79; Ordensliste 1825, S. 321, Nr. 7139. – Stadtarchiv Güstrow, Volkszählungsliste 1819; Bürgeraufnahmen 1815-1826; Steuerregister 1815-1826; Armen-Instituts-Rechnungen 1815, 1818, 1819, 1820, 1823, 1824-1826; Einwohnerverzeichnis 1823. – Archiwum Panstwowe w Olsztynie PN 81 – 35/2001 (Archiv der ehem. Universität Königsberg/Pr.).

Werke: Schilderung einer enthusiasmirten Reise nach Griechenland im Jahr 1822, Görlitz 1823. – Hellenia. Ein Taschenbauk, Rostock 1824. – Auszug aus den Briefen eines aus Kloster Malchow gebürtigen preußischen Offiziers, Bern, den 14. April 1822 und Marseille, den 26. April 1822, in: Freimütiges Abendblatt, 4. Jg., 24.5.1822, Schwerin, S. 366 f. – Hauptangriff der Mecklenburger in dem Gefecht bei Sehestedt am 10.12.1813, in: Heinrich Francke, Mecklenburgs Noth und Kampf in dem Befreiungskriege, Wismar 1835, S. 388-390.

Literatur: (Auswahl) Necrolog, in: Freimütiges Abendblatt Nr. 427, 9.3.1827, Schwerin, S. 207 f. – Neuer Nekrolog der Deutschen, 5. Jg. 1827, 1. Teil, Ilmenau 1829, S. 94-96. – Heinrich Francke, Skizzen aus dem Feldzuge des freiwilligen mecklenburgischen Jägerkorps zu Fuß, in: Freimütiges Abendblatt Nr. 753, 7.6.1833, Schwerin. S. 468 f. – Heinrich Francke, Mecklenburgs Noth und Kampf in dem Befreiungskriege, Wismar 1835. S. 374 f. – Otto Vitense, Mecklenburg und die Mecklenburger 1813-1815, Neubrandenburg 1913, S. 112, 201. – Werner Behm, Die Mecklenburger 1813-1815 in den Befreiungskriegen, Hamburg 1913, S. 113, 184 f., 298, 306. – Ernst Schlüter, Friedrich August Lessen – ein mecklenburgischer Abenteurer, in: Mecklenburgische Monatshefte Nr. 3, Rostock 1927, S. 84-86. – Alexander von Lynker, Die preußische Armee 1807-1867 in ihren sippenkundlichen Quellen, Berlin 1939, S. 137. – Eva-Sophie Dahl, Die Hellenia des Friedrich August Lessen, in: Niederdeutsches Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Nr. 87, Neumünster 1964. S. 107-138.

Porträt: unbekannt.

Detlev Putzar

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0154

LOSTE, Conrad, geb. um 1418 Wismar, gest. 24.12.1503 Bützow; – Rechtsgelehrter, Domherr, Bischof von Schwerin.

Eltern: Peter Loste, Bürgermeister von Wismar 1428-1451, gest. 1451; Margaretha Pegel (Lebensdaten unbekannt).

1432 nahm Conrad Loste ein Studium an der Universität Rostock auf, 1436 erwarb er hier erste akademische Grade. 1440 ist er an der Universität Erfurt eingeschrieben; vermutlich dort erwarb er den Titel eines Doktors beider Rechte, den er 1449 führte. Bei der Eröffnung der Greifswalder Universität 1456 erscheint er als Doktor beider Rechte in der akademischen Lehre. Ein Zerwürfnis mit dem einflußreichen Universitätsbegründer Heinrich Rubenow ließ ihn im Dezember 1457 fluchtartig Universität und Stadt verlassen. Die Universitätsmatrikel verzeichnet ihn als Kantor des Schweriner Domkapitels und Lübecker Domherrn.

Schweriner Domherr war Loste nachweislich seit 1449, als er um ein Lübecker Kanonikat an der Kurie prozessierte, letztlich mit Erfolg. 1458 prozessierte er um eine Majorpräbende im Lübecker Domkapitel. Er ist in der Folge als Inhaber einer Domkurie in Lübeck bezeugt, nahm an den Versammlungen des Lübecker Domkapitels teil und erwarb sich Vertrauen, da er als Testamentsvollstrecker und Schiedsrichter eingesetzt wurde. In der Schweriner Bistumsverwaltung fiel ihm das Amt des Archidiakons von Tribsees zu, das er mindestens seit 1476 inne hatte. Er stellte als solcher eine Urkunde zum Schutz des Klosters Hiddensee aus. Ausstellungsort der Urkunde ist Lübeck, so daß anzunehmen ist, daß Loste nicht persönlich in Tribsees residiert hat. Auch als päpstlich bestellter Konservator der Universität Rostock agierte er 1478 von Lübeck aus. Ein eigenes Siegel der Domherrenzeit wird erwähnt, hat sich jedoch nicht erhalten.

Anfang Juli 1482 wählte das Schweriner Domkapitel Loste als Nachfolger des im Mai verstorbenen Bischofs Nikolaus von Pentz in „der Hoffnung, daß er reich und dem Stifft dienstlich und alters halben nicht lange regieren könte", wie es der Chronist Hederich später ausdrückt. Seine Pfründe im Lübecker Domkapitel, dessen Senior er geworden war, hat er erst 1495 gegen eine Pensionszahlung abgegeben. Bischofsweihe war am 9. März 1483 in Bützow.

Schon 1482 war Loste an Vergleichsverhandlungen in Wismar zwischen den Herzögen und der Stadt Rostock wegen einer von den Herzögen geforderten Sonderabgabe, einer außerordentlichen Bede, beteiligt. 1483 trat als neuer Konfliktpunkt die geplante Gründung eines Kollegiatstiftes an St. Jacobi hinzu, die von der Stadt abgelehnt wurde. Die Stiftspfründen sollten für Universitätlehrer genutzt werden. Loste, als Schweriner Bischof kraft Amtes auch Kanzler der Universität Rostock, erhielt von den Herzögen den Auftrag, die Rostocker zur Ordnung zu rufen. Er forderte sie bei Androhung von Kirchenstrafen auf, binnen 14 Tagen Gehorsam zu leisten und der Stiftsgründung zuzustimmen. Die Rostocker wandten sich an den Bremer Erzbischof, um sich gegen die Kirchenstrafen zu wehren, konnten aber nicht verhindern, daß am 9.5.1484 der Kirchenbann über Rostock verhängt wurde. In der als „Rostocker Domfehde" bekannt gewordenen Auseinandersetzung stand Conrad Loste eindeutig auf Seiten der Herzöge.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0155

Im weiteren Verlauf der Domfehde trat der Ratzeburger Bischof Johannes Parkentin stärker in den Vordergrund, der Herzog Magnus in dieser Sache nach Rom begleitet hatte und dort vom Papst als Exekutor des Stiftsgründungsprivilegs bestimmt worden war. Die Einweihung des Stifts am 12.1.1487 nahmen beide Bischöfe gemeinsam vor. Der Ratzeburger reiste anschließend ab, Loste erlebte zusammen mit Herzog Magnus den Ausbruch des Tumults am 14. Januar und mußte fluchtartig die Stadt verlassen. Erst der Wismarer Vergleich von 1491 beendete den Konflikt. Die Stadt fügte sich



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0156

in die Stiftsgründung. Dem Schweriner Bischof wurden die Prozeßkosten erstattet, für den totgeschlagenen Stiftspropst Thomas Rode mußte eine Memorienstiftung finanziert und ein Sühnestein errichtet werden. Damit konnten beide Bischöfe die Stadt von Bann und Interdikt lösen.

Bei der spektakulären Sternberger Judenverbrennung am 24.10.1492 war Conrad Loste eher eine Randfigur. Er hatte an der Untersuchung des Falles mitgewirkt, hatte die vergrabene, wundersam blutende Hostie in feierlicher Prozession in die Sternberger Kirche verbracht und nahm, nachdem der aufgedeckte Hostienmißbrauch mit einer jüdischen Hochzeitsfeier in Verbindung gebracht worden war, mit anderen geladenen Bischöfen und Fürsten an der Verbrennung der Juden teil, die von den Herzögen veranlaßt wurde. An der Verurteilung und Hinrichtung des Sternberger Priesters Peter Däne 1493 in Rostock hat er sich anders als Herzog Magnus offenbar nicht beteiligt. Die Ereignisse vollzogen sich in seiner Amtszeit in seinem Sprengel. Sein persönlicher Anteil daran, der für eine biografische Darstellung maßgeblich ist, ist kaum zu gewichten.

Aktives Interesse an der Verbesserung der Zustände in der Diözese spiegeln die Synodalstatuten vom 3.4.1492, die in 60 Artikeln alte Statuten aufgreifen, bekräftigen und erweitern. Es geht nicht nur um Gottesdienst und Klerus – Fragen des Rechtslebens nehmen breiten Raum ein, die Sicherung des Kirchengutes spielt eine wichtige Rolle und es fehlt auch nicht die Warnung vor Krediten mit Wucherzinsen. Der Reformwille, der sich hier noch einmal breit artikuliert, gereicht dem Bischof zur Ehre, auch wenn die konkreten Folgen der Anstrengung nicht meßbar sind.

1494 erhielt die Universität Rostock ein Privileg betreffend die Gerichtsbarkeit über ihre Glieder und Bedienten. Das Jacobistift wurde um vier Präbenden vergrößert. 1495 wurde das Nonnenkloster Rühn visitiert und dabei die Leistungen des Klosterpropstes gegenüber dem Konvent genau festgelegt. Privatbesitz wurde untersagt. 1496 erhielt der Kaland an St. Marien in Rostock eine Bestätigung seiner Statuten, 1498 wurden die Papstprivilegien der Antoniter in Tempzin abgeschrieben und beglaubigt. Es gab für solche Zwecke in Bützow einen Notar als bischöflichen Schreiber, es gab auch einen bischöflichen Sekretär.

Conrad Loste hat als Bischof ein großes und ein Sekretsiegel geführt, beide rund und am unteren Rand mit seinem Wappen versehen, dem halben Widder mit Bischofsstab. Beide zeigen im Bild den Evangelisten Johannes, der einen Kelch vor der Brust hält. Eine farbige Fassung des bischöflichen Wappens ist erhalten auf einer Ablaßurkunde für die Rostocker Michaelisbrüder von 1493. 1492 hat Conrad Loste dem Schweriner Dom, 1503 der Pfarrkirche in Güstrow Ablaß für Kirchenbauzwecke gewährt.

Die blutende Hostie in Sternberg hatte eine Wallfahrt entstehen lassen, für deren Spendenaufkommen Bischof und Domkapitel 1494 eine Dreiteilung vereinbarten: ein Drittel erhielt der Sternberger Pfarrer, ein Drittel das Rostocker Jacobistift und das letzte Drittel sollte zunächst für die Errichtung einer Kapelle und die Stiftung einer Vikarie in Sternberg dienen und dann an den Schweriner Dom fallen.

Am Schweriner Dom mußte im Jahre 1500 ein Schiedsgericht unter Vorsitz Lostes eingreifen, um einen Streit in der Domgeistlichkeit zu schlichten. Es ging vor allem

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0157

um die Einsammlung und Abrechnung der Memoriengelder, aber auch verschiedener Stiftungen. Eine jährliche Rechnungslegung des für die Kirchenbaukasse zuständigen Struktuars sollte künftig für Transparenz sorgen. Gleichzeitig traf eine Kapitelsversammlung in Anwesenheit des Bischofs verschiedene Beschlüsse zur Ordnung und Verwahrung der Urkunden, zur Zuständigkeit für verschiedene Kassen und Schlüssel und zur Teilnahme am Gottesdienst im Chor, die Voraussetzung für die Beteiligung an den Präsenzgeldern war. Das Bestreben, durch klare Regelungen und Zuständigkeiten Konfliktpotential zu entschärfen, war offenbar erfolgreich, da über die Streitpunkte nichts weiter verlautet.

Conrad Loste ist insbesondere als Stifter der Altäre in Schwerin (1495) und Bützow (1503) im Gedächtnis der Nachwelt geblieben. Laut Hederich hat er den Schweriner Dom außerdem mit vielen Fenstern, etlichen Altären, hängenden Kronen und Teppichen beiderseits des Chores geschmückt, die er aus seinen eigenen Mitteln finanzierte. Eine Memorienstiftung sollte sein Totengedenken pflegen und eine weitere Stiftung für Musik am Heiligen Abend sorgen. Viele verpfändete Kirchengüter hat er nach dem Urteil des Zeitgenossen Albert Krantz (→ S. 132) eingelöst und der Kirche zurückgegeben. Die Umschrift auf seinem Grabstein preist ihn denn auch als großzügigen Wohltäter seiner Kirche (*in suam ecclesiam largus benefactor*). Seine Amtszeit hat dem Schweriner Bistum gut getan.

Quellen: LHAS, 1.5-2/2 Urkunden Bistum. Schwerin; 11.11 Regesten des 15. Jahrhunderts. – Stadtarchiv Rostock, Urkunden. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Regesten und Urkunden der Rostocker Kirchenökonomie. – Dieterich Schröder, Papistisches Mecklenburg, Bd. 2, Wismar 1741, S. 2332-2335. – Repertorium Germanicum VI, Tübingen 1985/89. – Urkundenbuch des Bistums Lübeck Bd. 3-5, bearb. von Wolfgang Prange (Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden 14, 15, 16), Neumünster 1995-97. – Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck (Die Chroniken der deutschen Städte Bd. 31, 1), Leipzig 1911, S. 253, 293. – Bernhard Hederich, Verzeichnis der Bischöfe zu Schwerin, in: Hrsg. Georg Gustav Gerdes, Nützliche Sammlung verschiedener guten theils ungedruckter Schrifften und Uhrkunden, 6. Sammlung Wismar 1739, S. 458-473.

Literatur: David Henricus Koepken, Memoria Conradi Lostii Wismariensis, Rostock 1707. – Johannes Weißbach, Staat und Kirche in Mecklenburg in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation, in: JVMGA 75, 1910, S. 29-130. – Josef Traeger, Die Bischöfe des mittelalterlichen Bistums Schwerin, Leipzig 1984, S. 158-166. – Berd-Ulrich Hergemöller, „Pfaffenkriege" im spätmittelalterlichen Hanseraum, 2 Bde, Köln/Wien 1988. – Volker Honemann, Die Sternberger Hostienschändung und ihre Quellen, in: Hrsg. H. Boockmann, Kirche und Gesellschaft im Heiligen Römischen Reich des 15. und 16. Jahrhunderts, Göttingen 1994, S. 75-102 – Andreas Röpcke, Wohlhabend und wohltätig – der Schweriner Bischof Conrad Loste, in: JVMG 119, 2004, S. 41-62.

Porträts: Zeichnung der Grabplatte bei Koepken, 1707; Tuschzeichnung C. von Motz, 1836, LHAS, Bildersammlung.*

Andreas Röpcke

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0158

LÜTZOW, Ludwig Friedrich Wilhelm von, geb. 25.7.1793 Ludwigslust, gest. 13.5.1872 Boddin; ev. – Erster Minister und Präsident des Gesamtministeriums des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin.

Eltern: Rudolf Friedrich August von Lützow, Mecklenburg-Schwerinscher Oberhofmeister und Diplomat, geb. 4.6.1757, gest. 18.12.1835; Sophie Luise Dorothea von Maltzan-Rotmannshagen, geb. 4.12.1765, gest. 20.8.1833.

Ehefrau: Sophie Dorothee Luise Margarete Freiin von Brandenstein, geb. 27.5.1796, gest. 14.2.1876; verh. 27.5.1819.

Kinder: drei Töchter, zwei Söhne.



Da Lützows langjähriges Wirken an der Spitze der mecklenburg-schwerinschen Regierung von ideologischen Auseinandersetzungen um die Revolution von 1848/49 verdeckt und so eine Beurteilung sine ira et studio lange unmöglich gemacht wurde, ist über ihn, vor allem über seine Kindheit und Jugend, wenig bekannt. Er entstammte der Groß-Salitzer Linie des mecklenburgischen Uradelsgeschlecht der Lützows. Sein Vater, seit 1783 in Diensten der Schweriner Herzöge, hatte sich durch diplomatische Missionen in St. Petersburg und Paris das Vertrauen Friedrich Franz' I. (1756-1837) erworben, der ihn später zum Gesandten in Berlin ernannte.

Ludwig von Lützow besuchte das Gymnasium in Lübeck, wo er die Reifeprüfung ablegte. Anders als sein Vater, der zunächst im Heer tätig war, wurde Ludwig mit einem Studium der Jurisprudenz in Berlin auf den Staatsdienst vorbereitet. Das Studium unterbrach der Feldzug gegen Napoléon 1813/14, an dem Lützow mit den preußischen Garde-Dragonern teilnahm. 1814-16 setzte Lützow seine Studien in Göttingen fort. Unmittelbar nach dem Examen vermittelte August von Lützow seinem Sohn eine Stelle in der mecklenburg-schwerinschen Verwaltung.

1817, nach kurzer Tätigkeit als Auditor in der Justizkanzlei, wechselte Lützow in eine Referendarstelle bei der Regierung. Dort begann sein Aufstieg in der Schweriner Ministerialbürokratie. Auf Selbsttätigkeit und Eigenverantwortung der Beamten wurde bei der Ausdehnung staatlicher Verwaltungstätigkeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts besonders Wert gelegt, denn vor allem im mecklenburgischen Domanium trug das Gemeinwesen Züge eines bürokratischen Anstaltsstaates. Die kollegialisch organisierte Staatsverwaltung bot einem fleißigen jungen Beamten Möglichkeiten, sich auf den verschiedensten Gebieten hervorzutun. Als Lützow 1819

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0159

zum Assessor ernannt wurde, heiratete er die Tochter des Ersten Ministers August Georg von Brandenstein (1755-1836). Schon 1822 wurde er Regierungsrat.

Lützow gehörte in der Regierung zur jüngeren und veränderungsbereiten Generation. Das zeigte sich insbesondere darin, daß er Bildung für den wichtigsten Schlüssel zur Vermittlung der Emanzipationsansprüche des Volkes mit dem Herrschaftsanspruch der Monarchie hielt. Er bemühte sich um einen Ausweg aus dem Zirkel von Unbildung und Unmündigkeit der Bevölkerung. Deshalb förderte Lützow Bildungsprojekte des Schweriner Bürgertums und setzte sich für die öffentliche Zugänglichkeit der Regierungsbibliothek ein. Unter staatlicher Aufsicht sollten die Untertanen nach und nach zu wirtschaftlich selbständigen, gebildeten und monarchietreuen Bürgern werden. Lützow zählte zu den Mitbegründern der Schweriner Ersparnisanstalt und zum Vorstand des Witweninstituts. Den 1835 gegründeten Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde unterstützte er zur Förderung des Patriotismus.

Neben der Bildungspolitik widmete sich Lützow in den 1820er Jahren auch Fragen der Judenemanzipation, die 1817 am Widerstand der Stände gescheitert war. Er sprach sich für Toleranz gegenüber den Juden fernab jeden religiösen Eifers aus. Um die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der jüdischen Einwohner Mecklenburgs zu erschließen und sie endlich in die Gesellschaft zu integrieren, hielt er ein Ende ihrer Gängelung durch die Behörden und ihre Anerkennung als gleichberechtigte Bürger für notwendig. Den lutherischen Eiferern in der Ritterschaft warf Lützow ihre ungerechte Abwehrhaltung vor, ohne jedoch die Intoleranz des mecklenburgischen Adels aufbrechen zu können.

Mit dieser fortschrittsfreundlichen, dem Monarchen treu ergebenen Haltung machte sich Lützow einen Namen in der Regierungsbürokratie, die bis in die zweite Hälfte der 1830er Jahre noch die alte Verwaltungselite um Leopold von Plessen (1769-1837) und Christian Friedrich Krüger (1753-1840) dominierte. Lützow empfahl sich bereits damals dem Erbgroßherzog Paul Friedrich (1800-1842) als Berater, indem er den von der Regierung ferngehaltenen Thronfolger über die Landtagsverhandlungen unterrichtete.

Lützows Stunde schlug 1837, als nach dem Tod Plessens und Brandensteins die Regierung unter dem neuen Großherzog Paul Friedrich ergänzt werden mußte. Paul Friedrich ernannte Lützow zum Chef der Regierung, die neben dem Geheimen Rat und dem Kammerkollegium das Herzstück der landesherrlichen Verwaltung war. Im Geheimen Rat, dem Beratungsgremium des Monarchen, fungierte Lützow nun als Zweiter Minister. Als der Erste Minister Krüger 1840 starb, wurde Lützow mit 47 Jahren auch Präsident des Geheimen Rates und vereinigte zwei der wichtigsten Staatsämter Mecklenburg-Schwerins in seiner Hand.

Lützow vertrat in den folgenden Jahren als engster Berater des Großherzogs eine staatlich gelenkte Emanzipation, bei der die Beamtenelite dem Volk Pressefreiheit und politische Mitbestimmung nach ihren Vorstellungen zukommen läßt. Langsame Einübung in Verantwortung und Mitbestimmung sollte dabei der revolutionären Errichtung einer Repräsentativverfassung vorbeugen. Lützows Politikverständnis war

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0160

letztlich ein monarchisch-konservatives, aber eines, das, wie er selbst es formulierte, nicht alles für gut hielt, weil es alt und nicht alles für schlecht, weil es neu war.

Als Großherzog Paul Friedrich 1842 starb, trat sein erst 19jähriger Sohn die Thronfolge an. Paul Friedrich hatte Friedrich Franz II. (1823-1883) geraten, Lützow als Berater und väterlichen Freund im Amt zu halten. Der mit den Regierungsgeschäften überforderte jugendliche Großherzog gehorchte und stützte sich auf den erfahrenen und bewährten Ersten Minister seines Vaters. Er machte sich in den ersten Jahren seiner Regierung fast vollkommen von Lützow abhängig, der Friedrich Franz mit seinem umgänglichen und freundlichen Wesen für sich zu gewinnen wußte.

In den folgenden Jahren unterrichtete Lützow den Großherzog in der Staatsverwaltung, dirigierte seine öffentlichen Auftritte, entwarf Reden und Ansprachen. Von Beginn an versuchte Lützow Friedrich Franz auf eine sparsame Hofhaltung und Einschränkung der Verwaltungsausgaben festzulegen, um die landesherrlichen Geldprobleme in den Griff zu bekommen. Gleichwohl begleitete Lützow als Mitglied der Schloßbaukommission den kostspieligen Umbau des Schweriner Schlosses und nahm so auf eines der bedeutendsten deutschen Schloßbauprojekte des 19. Jahrhunderts Einfluß.

Diese Unterstützung honorierte Friedrich Franz II. 1843 mit dem Geschenk des Gutes Boddin bei Gnoien, das das finanzielle Auskommen des Ministers hinfort sicher stellte und ihn zum Mitglied der mecklenburgischen Ritterschaft machte. Der Großherzog vertraute Lützow inzwischen wie einem Freund.

Das machte es Lützow in den krisengeschüttelten 1840er Jahren leichter, in Schwerin durchzusetzen, daß sich eine konservative Regierung immer auf der Höhe aller Fragen der Zeit zu bewegen habe. Bei den von ihm für notwendig gehaltenen gesellschaftlichen Veränderungen orientierte sich Lützow an vernunftgeleiteten Humanitätsidealen, die ihr ethisches Fundament im Christentum hatten. Der Minister gehörte zu den wichtigsten Förderern der Inneren Mission in Mecklenburg.

Für Lützow ließ sich diese Politik am besten in einer bürokratisch abgeschirmten Monarchie verwirklichen, die sich jenseits von Hof und Ständen auf eine Bildungselite stützte, die ihr von Fall zu Fall beratend zur Seite treten sollte. Der Minister hielt die Kritik der Liberalen und Demokraten an der mecklenburgischen Ständemonarchie und ihrer vormodernen Sozial- und Wirtschaftsordnung nur für ein Modephänomen, das verschwinden würde, wenn nur die Regierung die richtigen Reformen durchsetzen könnte. Deshalb versuchte Lützow die Ständemonarchie zu erhalten und unterstützte einen Kompromiß zwischen den adligen und den nach Gleichberechtigung verlangenden bürgerlichen Gutsbesitzern.

Bei dem Versuch, Mecklenburg aus seinen vormodernen Steuer- und Zollgesetzen zu befreien und Anschluß an den Deutschen Zollverein zu finden, suchte er den Rat bürgerlicher Fachleute, in diesem Fall den Johann Heinrich von Thünens (1783-1850). Lützow glaubte wie Thünen an die vernunftgesetzliche Durchsetzung modernerer Lebens- und Betriebsführung, unterschätzte aber die Beharrungskraft des Adels und die Trägheit vieler Städte. Nur den Anschluß an die Berlin-Hamburger Eisenbahn

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0161

und die Weiterführung der Strecke über Schwerin an die Ostsee konnte Lützow durchsetzen. Seinem Engagement und Weitblick ist es zu danken, daß Mecklenburg dieses Verkehrsmittel in den 1840er Jahren gesichert wurde.

Auch eine Revision des Niederlassungs- und Armenwesens, die Ausdehnung der Gewerbebefugnisse auf das platte Land und die Aufhebung des Zunftzwänge hielt Lützow für zwingend notwendig. Dieser Anstoß eines fundamentalen sozialen Wandels in Mecklenburg scheiterte jedoch wiederum an den Ständen. Sie waren nicht bereit, Veränderungen, die letztlich die Beseitigung des patriarchalischen Regiments auf den Gütern und in den Städten bedeutet hätten, mitzutragen. Daß Lützow an einer ständischen Gesellschaftselite, die sich durch Bildung und Besitz legitimieren sollte, festhielt, unterstreicht seine aristokratische Haltung. Der Salon, den der Minister und seine Frau in ihrem Haus in der Schweriner Königstraße unterhielten, war einer der Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens in der Residenzstadt.

Wenn Lützow davon sprach, daß alle Untertanen, gerade die ärmsten, auch in sozialen Krisenzeiten ein Recht auf Niederlassung und Familiengründung hätten, waren das mehr als nur leere Worte. Zumindest im direkt vom Großherzog beherrschten Domanium konnte er seinen Vorstellungen folgen, z.B. bei der Ansiedlung von Tagelöhnern in Häuslereien. Lützow hatte sich dabei der Einwände der Kammerverwaltung unter ihrem Chef, dem Zweiten Minister Dietrich von Levetzow (1801-1869) zu erwehren. Während Levetzow die Gefahr des Kommunismus fürchtete, verwies Lützow auf die Bedürfnisse der Bevölkerung und seine Absicht, in den Häuslern monarchietreue Einwohner der Domänen zu gewinnen.

Die Revolution 1848 kam für Lützow, der die gesellschaftlichen Entwicklungen genau beobachtete, nicht aus heiterem Himmel. Statt eines Massenaufstandes der Elenden jedoch erhoben bürgerliche, in Vereinen organisierte Reformer, die Forderung nach politischer Mitbestimmung. Lützow riet dem verunsicherten Großherzog zunächst nur zu einigen Zugeständnissen wie der Aufhebung der Zensur. Lützow und der Großherzog mußten aber doch der Einführung der konstitutionellen Monarchie zustimmen und gaben die alte mecklenburgische Ständemonarchie auf. Lützow konnte unter dem bejubelten Großherzog im Amt bleiben, um das Verfassungsversprechen des Monarchen einzulösen.

Die Reformvereine irrten sich darin, daß Lützow an einer grundlegenden Demokratisierung der Gesellschaft interessiert war. Der Minister setzte vielmehr auf eine Verfassung, die vom monarchischen Bürokratismus dominiert wurde. In diesem Sinne verschleppte er die Ausgestaltung der Wahlgesetze zu einer Verfassungsversammlung, wie sie auf dem außerordentlichen Landtag Anfang Mai 1848 von den Ständen beschlossen worden war. Auf die Veröffentlichung seines konservativen Wahlgesetzes im Juli 1848 reagierten die Reformer empört und forderten öffentlich Lützows Rücktritt. Erst als es im September 1848 wieder zu revolutionären Unruhen kam, gab der Minister seinen Widerstand gegen die Demokratie auf und bewegte auch Friedrich Franz II. zum Nachgeben. So konnte Lützow weiter Regierungschef bleiben und der neuen Verfassungskommission vorsitzen. Mit der Gründung eines

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0162

konstitutionellen Vereins und der Herausgabe einer regierungsnahen Zeitung paßte sich die Regierung Lützow jetzt den demokratischen Grundwerten der Meinungs- und Versammlungsfreiheit an.

Lützows politisches Credo lautete ab Oktober 1848, als die Revolution in Preußen und Österreich bereits wieder in die Defensive geriet, in Mecklenburg einer konstitutionellen Verfassung mit starkem Monarchen den Weg zu bahnen. Friedrich Franz II. ließ ihm dabei freie Hand. Lützow geriet jedoch im Laufe des Jahres 1849 immer mehr in die Widersprüche zwischen Demokratie und Monarchie, zwischen nationalem Patriotismus und mecklenburgischer Selbständigkeit. Erst im August 1849 erzielte der zu der Zeit oft unentschlossen wirkende Lützow nach zähen Auseinandersetzungen mit dem Parlament Einigung über ein Staatsgrundgesetz, das Mecklenburg an die Verfassungsentwicklungen in anderen deutschen Ländern heranführte, ohne die Position des Großherzogs, verglichen mit der Ständeverfassung, zu schwächen. Friedrich Franz II. unterschrieb die Verfassung und ließ das Staatsgrundgesetz auf Drängen Lützows am 10. Oktober 1849 ohne die Zustimmung des Strelitzer Großherzogs publizieren.

Lützow, der damit eine Provokation der gegenrevolutionären Kräfte in Deutschland in Kauf nahm, amtierte nun als Vorsitzender des Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Er war nur dem Großherzog gegenüber verantwortlich. Die gleichzeitig von ihm eingeleitete Verwaltungsreform ersetzte die behäbige kollegialische Organisation durch moderne Fachministerien.

Nachdem die Revolution in Deutschland schon im Mai 1849 gescheitert war und auch in Mecklenburg antidemokratische Kräfte Auftrieb erhielten, begann für den Minister ein zermürbendes Spießrutenlaufen. Der mecklenburgische Adel, der Strelitzer Großherzog, der preußische König Friedrich Wilhelm IV. und der Schweriner Hof – alle bis auf Friedrich Franz II. – wandten sich spätestens im Herbst 1849 von der Regierung Lützow ab. Der Minister wurde öffentlich geschmäht und beschimpft, wegen der von ihm verteidigten Verfassung des Verrats und der Untreue bezichtigt.

Aber Lützow ließ sich nicht beirren. Im Dezember 1849 löste er den Engeren Ausschuß der mecklenburgischen Ritterschaft in Rostock auf. Noch im Frühjahr 1850 verbat er sich im Namen des Großherzogs Einmischungen in die inneren Angelegenheiten Mecklenburgs. Nur bei Friedrich Franz II. zeigte die Zermürbungstaktik der Verfassungsgegner Wirkung. Das über acht Jahre gewachsene Vertrauen des von religiösen Skrupeln geplagten Großherzogs in seinen Freund und Berater war aufgebraucht. Im April 1850 war Lützows Stellung bei Friedrich Franz so weit untergraben, daß der Großherzog ihn mit der Annahme eines von den Großmächten dominierten Schiedsgerichtes zur Demission veranlaßte. Daß sich der um seine Souveränität bangende Strelitzer Großherzog einem Verfassungskompromiß verweigert und Lützow sich geradezu den Haß der hochkonservativen Kreise um den preußischen König zugezogen hatte, wurde ihm zum politischen Verhängnis.

Ohne persönlichen Groll zu hegen, entließ Friedrich Franz II. Lützow aus allen Staatsämtern, nachdem er schon im November 1849 untätig zugesehen hatte, wie

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0163

der Minister aus der Schloßbaukommission gedrängt worden war. Lützows glänzende Karriere hatte ihr Ende gefunden. Er verkaufte sein Haus in der Schweriner Königsstraße und siedelte mit seiner Familie nach Boddin über, wo er selbst die Wirtschaft übernahm und in der Umgebung seiner Gutsnachbarn durch auffallend humane Behandlung seiner Tagelöhner von sich reden machte; vielleicht, um seinen adligen Standesgenossen den Spiegel vorzuhalten.

Lützow zog sich weitgehend aus dem öffentlichen Leben zurück. Die neue Regierung unter Hans Graf von Bülow (1807-1869) vertrat die Grundsätze eines lutherischen Obrigkeitsstaates, in dem die Auffassungen Lützows in den Ruf falscher Philanthropie und revolutionären Gesellschaftsumsturzes gerieten. Der Großherzog besuchte ihn hin und wieder auf seinem Gut. 1867, als es um die Integration Mecklenburgs in den Norddeutschen Bund ging und Friedrich Franz II. sein 25jähriges Regierungsjubiläum feierte, redete Lützow noch einmal einer entschiedenen Verfassungsreform das Wort.

Bis zu seinem Lebensende trieb der Staatsminister a.D. historische und naturwissenschaftliche Studien, beklagte sich jedoch bei seinem Weggefährten Friedrich Lisch (1801-1883; → Bd. 3, S. 149-160) über die Verlogenheit und Gleichgültigkeit seiner Zeitgenossen. Kaum jemand nahm Notiz, als Lützow ein Jahr nach Gründung des deutschen Kaiserreiches auf seinem Gut starb.

Ludwig von Lützow war ein mecklenburgischer Staatsmann, der, anders als die meisten seiner adligen Standesgenossen, die Veränderungen der modernen Gesellschaft mitgestalten wollte. Er trug an der Scheide zweier Zeitalter die höchste politische Verantwortung in einem Land, das entgegen dem landläufigen Urteil in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht hinter anderen deutschen Staaten zurückgeblieben war. Trotz seines Mißtrauens gegenüber der Demokratie, das für das Scheitern des Staatsgrundgesetzes mitverantwortlich war, wäre mit ihm der Übergang Mecklenburgs in die bürgerlich-demokratische Gesellschaft möglich gewesen. Das und sein Einstehen für Humanität auch an der Spitze einer Regierung sind es wert, sein lange verloren gegangenes Andenken zu bewahren.

Quellen: LHAS, Großherzogliches Kabinett I 4964; Großherzogliches Kabinett II 6431; Großherzogliches Regierung 30; Staatsministerium 1849-1945 Nr. 47; Nachlaß Großherzog Friedrich Franz II. Nr. 5; Nachlaß Friedrich Lisch 877. – Universitätsarchiv Rostock, Thünen-Archiv B I 257.

Literatur: Nekrolog, in: Unsere Zeit NF, 8, II, 1872, S. 138. – August Johann Carl zur Nedden, Beiträge zur Geschichte der großherzoglichen Justiz-Kanzlei in Schwerin, in: JVMGA 45, 1880, S. 177-262. – Henning von Lützow, Ludwig von Lützow aus dem Hause Groß Salitz, in: Lützowsches Familienblatt Nr. 27 (Oktober 1931), S. 218-221. – Peter-Joachim Rakow, Staat, Verfassung und Regierung von Mecklenburg-Schwerin im Spannungsfeld von Revolution und Konterrevolution 1848-1850, Diss. Rostock 1981. – Peter-Joachim Rakow, Das konstitutionelle Ministerium Ludwig von Lützows in Mecklenburg-Schwerin 1849/50 und die Konterrevolution, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 14, 1987, S. 254-268. – René Wiese, Gebotene Humanität oder falsche Philanthropie? Sozialethische Kontroversen um die Einliegeransiedlung in Mecklenburg um 1840/50, in: Der Festungskurier. Beiträge zur

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0164

Mecklenburgischen Landes- und Regionalgeschichte 3, Rostock 2003, S. 45-59. – René Wiese, Orientierung in der Moderne. Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg in seiner Zeit, Diss. Rostock 2004.

Porträts: Landeshauptarchiv Personenbildersammlung.* – Terrakotta-Porträt am Schweriner Schloß, beide aus den 1840er Jahren.

René Wiese

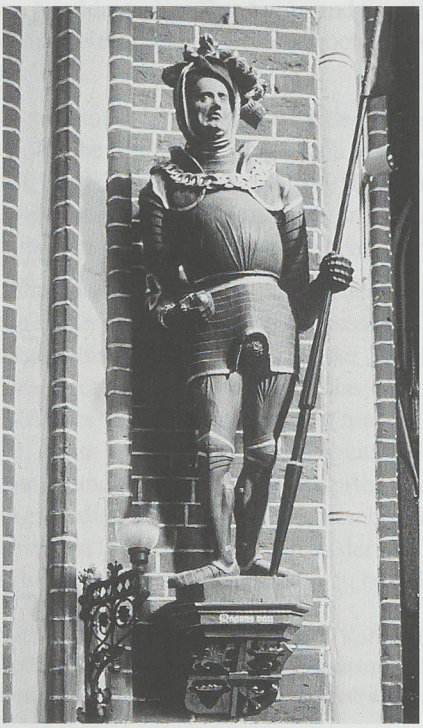
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0165

MAGNUS II., Herzog von Mecklenburg, geb. 1441, gest. 20./22.11.1503 Wismar.

Eltern: Heinrich IV. der Dicke, geb. 1417, gest. 9.3.1477; Dorothea von Brandenburg, geb. 9.2.1420 Berlin, gest. 19.1.1491 Kloster Rehna; verh. 1436.

Ehefrau: Sophia von Pommern, geb, [?], gest. 26.4.1504; verh. 29.5.1478.

Kinder: Heinrich V. der Friedfertige (1479-1552; → Bd. 1, S. 116-120); Dorothea (21.10.1480-1.9.1537) Äbtissin zu Ribnitz ab 1498; Sophia (vor 18.12.1481-12.7.1503) Gemahlin Herzog Johanns des Beständigen von Sachsen; Erich (3.9.1483-21./22.12.1508); Anna (1485-1525; → Bd. 2, S. 18-23) Gemahlin Landgraf Wilhelms II. zu Hessen-Kassel; Katharina (Anfang 1487-6.6.1561) Gemahlin Herzog Heinrichs von Sachsen-Meißen; Albrecht VII. der Schöne (1488-1547; → Bd. 1, S. 9-13).



Geboren wurde Magnus 1441 als dritter der insgesamt vier Söhne und drei Töchter Heinrichs IV. und seiner Gemahlin Dorothea. In jungen Jahren begegnet er als Rat am Hof des brandenburgischen Kurfürsten, wo er Anregungen und Vorbilder für seine spätere Politik erhalten haben dürfte. Seit den 1460er Jahren wird seine und seiner Brüder Beteiligung an der väterlichen Regierung erkennbar, die trotz der Erringung der Landeseinheit 1436/71 als äußerst problematisch, teilweise sogar als traurigste Phase, die Mecklenburg bis zum Dreißigjährigen Krieg erlebte, gezeichnet wird. Denn anscheinend stürzte Heinrich das Land durch seine Politik wie seinen Lebensstil nahezu in den Ruin. Seine Söhne hatten also ein schweres Erbe anzutreten, als er 1477 das Zeitliche segnete. Da auch die älteren beiden Brüder Albrecht VI. und Johann (VI.) 1483 bzw. schon 1474 verstarben, war Magnus bald faktisch Alleinherrscher, auch wenn sein jüngster Bruder Balthasar offiziell mitregierte. Dieser zeigte aber keine größeren politischen Ambitionen, sondern hielt sich meist im Hintergrund. Eine Ausnahme bildete seine Reise zum Reichstag nach Nürnberg 1487, wo er in seines Bruders und seinem Namen die kaiserliche Belehnung mit dem Herzogtum Mecklenburg entgegen nahm.

Noch mit seinem Bruder Albrecht eröffnete Magnus die Regierungstätigkeit 1477 sogleich mit Anordnungen zur Einschränkung der Haushaltskosten. Fast zeitgleich erging ein Mandat, wonach alle verpfändeten Ämter, Städte, Dörfer, Pachten und andere Nutzungen wieder eingelöst werden sollten. Durch dieses Vorgehen, das

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0166

den Ausgangspunkt für langwierige Auseinandersetzungen mit den Flotow und den Maltzan bildete – der Konflikt mit den Flotow wurde übrigens erst 1837 beigelegt – erreichte Magnus, daß bei seinem Tode fast alle Verpfändungen wieder eingelöst waren. Dabei beließ es Magnus freilich nicht, sondern er ging die ersten gemeinsam mit Albrecht vollzogenen Schritte weiter zu einer zielstrebigen Finanz-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Herrschaftspolitik, und das erscheint im mecklenburgischen Zusammenhang als das wesentlich Neue. So wurde noch 1478 mit der Reformierung der Finanzverwaltung begonnen, indem von nun an die Einkünfte aus allen Gegenden Mecklenburgs zentral in die Kasse der Schweriner Vogtei eingesandt werden sollten. Seit 1489, wenn nicht schon ab 1480, erfolgte dann die Ablieferung an eine spezielle Zentralkasse, die bei der herzoglichen Kanzlei angesiedelt war. Die Zentralisierung der Finanzverwaltung trug ganz wesentlich zur Gesundung der Finanzen bei und sollte schließlich das Land von den Schuldenbergen vergangener Tage befreien. Magnus gelang das, ohne seine Untertanen durch Steuern und Abgaben übermäßig mit dem Schuldenabbau zu belasten. So sicherte er sich wiederum seine finanzielle Unabhängigkeit gegenüber den Ständen. Nicht von ungefähr also nannten die Zeitgenossen Magnus einen reichen Fürsten.

Die Finanzreform war Teil einer umfassenderen Verwaltungsreform, die sich im Rahmen der Verfestigung der mecklenburgischen Residenzenlandschaft vollzog. Schwerin kristallisierte sich mehr und mehr als Hauptresidenz heraus. Dort entstand ein fester Behördensitz, dessen Kernstück die Kanzlei war. Sie wurde nach brandenburgischem Muster organisiert und erhielt 1493 eine eigene Ordnung. Neben der Kanzlei und der ihr zugeordneten Rentkammer war das Ende der 1490er Jahre ins Leben gerufene ordentliche Land- und Hofgericht eine weitere zentrale landesherrliche Instanz, deren Existenz ganz wesentlich die Entwicklung eines einheitlichen Rechtsraumes innerhalb des Territoriums beeinflußte. In ihrer Funktion als landesherrliche Richter, Kanzleibeamte oder Räte gewannen gelehrte Juristen einen großen Einfluß bei Hof. Sie waren nur dem Fürsten verpflichtet und stehen am Beginn des sich nun entfaltenden Berufbeamtentums. An die Spitze des Hofs trat der Hofmarschall. Hofmarschälle waren meist Hofräte und damit Mitglieder des sich ebenfalls unter Magnus neu formierenden Ratskollegiums.

Zu den Reformen im Finanz- und Verwaltungsbereich trat eine im mecklenburgischen Rahmen ganz neuartige Wirtschaftspolitik mit frühmerkantilistischen Zügen. Zum ersten Mal versuchte sich ein mecklenburgischer Fürst mit größeren Wirtschafts- und Handelsvorhaben als Unternehmer und Kaufmann, um die Wirtschaftskraft und die Ressourcen des eigenen Landes möglichst gewinnbringend zu verwerten. Schon früh plante Magnus den Verkauf von Getreide nach Holland, wobei er zur Verbreiterung der eigenen Gewinnspanne Zwischenhändler und die Seestädte Rostock und Wismar außen vor lassen wollte. Als freilich zwischen 1486 und 1491 sein Ziel eines eigenen Seetransports eben am Widerstand der Seestädte und der benachbarten Fürsten scheiterte, verfiel Magnus auf den Gedanken, die Elbe als Schiffahrtsweg zu benutzen, um etwa in Hamburg oder im Raum Magdeburg mecklenburgisches Getreide zu verkaufen. Auch nach Holland ließ er über die Elbe Roggen zum Verkauf

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0167

transportieren. In gleicher Weise nutzte Magnus die Elbe für seinen Handel mit Holzbrettern. Gleichzeitig betätigte er sich selbst als Zwischenhändler, indem er Waren wie Hering und Speck billig einkaufte und gewinnbringend weiterverkaufte. Vom Erlös erwarb er wiederum allerhand Waren, so in Leipzig Silber für seine Münze, in Magdeburg Salpeter oder in Amsterdam Tuchstoffe. Des weiteren suchte er den Warenaustausch und die Wirtschaftsentwicklung durch Handelssperren, Ausfuhrverbote oder Monopole zu steuern und plante zur Verbesserung der Transportwege sogar eine Kanalverbindung zwischen Ostsee, Elbe und Schweriner See.

Mehr noch scheint Magnus' Herrschaftsverständnis auf die Neuzeit zu verweisen. Insbesondere in seinen Konflikten mit den Städten spiegelt sich sein Selbstverständnis und seine Auffassung vom Herrscheramt wider. Ausgangspunkt seines Herrschaftsanspruchs war die Idee des Gottesgnadentums. So ließ Magnus einmal sinnfällig verlauten, daß er den Rostockern nicht rechenschaftspflichtig sei, sondern von Gottes Gnaden Herr und Fürst seiner Lande. Diese Vorstellung begleitete Magnus' Bemühungen um Aufrichtung bzw. Ausdehnung der Landeshoheit. Seinen Bestrebungen stand die weitgehende Autonomie der Seestädte Rostock und Wismar im Weg. Die Konfrontation war damit gleichsam vorprogrammiert, und an ihrer Eskalation hatten sowohl Magnus' kompromißlose Unnachgiebigkeit als auch die hartnäckige Unbeugsamkeit der Städte ihren Anteil. Immer wieder ging es um die Einforderung landesherrlicher Rechte, der sich die Städte in irgendeiner Form widersetzten, da eine Einwilligung einer Anerkennung der mecklenburgischen Landeshoheit gleichgekommen wäre, was Magnus eigentlich ja auch im Blick hatte.

Sicher am spektakulärsten war die Auseinandersetzung um die Einrichtung eines Kollegiatstifts an der Rostocker Jakobikirche, um damit der finanziell kränkelnden Universität aufzuhelfen: Die Rostocker waren dagegen, weil sie eine Zunahme des landesherrlichen Einflusses innerhalb der Stadtmauern fürchteten. Aus der Differenz wurde schnell ein handfester Konflikt, in dessen Verlauf die Stadt gebannt wurde, Magnus selbst nach Rom reiste, wo er den Papst auf seine Seite brachte, und in Rostock ein Volkstumult im Januar 1487 eine brüchige Lösung der Stiftsfrage einstweilen zunichte machte: Der frisch installierte Stiftspropst wurde so malträtiert, daß er an den Folgen verstarb, der in der Stadt befindliche Magnus entkam der wütenden Menge nur unter Mühe. Bis zum Mai 1491 sollte es dauern, bis der Frieden wiederhergestellt und eine Aussöhnung zustandegebracht war: Rostock mußte unter anderem eine hohe Geldbuße zahlen, eine neue Huldigung leisten und die Herzöge bei ihrem Einzug in die Stadt fußfällig um Gnade bitten. 1494 wurde das Stift in Rostock dann endgültig konstituiert. Doch trotzdem konnte Magnus Rostocks Sonderstellung letztlich nicht brechen, wie er auch insgesamt gegenüber den Städten nicht zu seinem Ziel einer uneingeschränkten Landeshoheit gelangte.

Anders verhielt es sich mit der Kirche, die er in sein Territorium einzubinden wußte. Der Fall des Schweriner Bistums verdeutlicht das: Unter Magnus wurden nur noch Verwandte oder getreue Räte Inhaber der Bischofswürde. Aus der mecklenburgischen Schirmherrschaft über das Stiftsland wurde mehr und mehr die mecklenburgische

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0168

Landeshoheit. Auf die Dörfer des Johanniterordens, die ursprünglich von landesherrlichen Lasten frei waren, griff Magnus kompromißlos und unnachgiebig zu und belastete sie mit Abgaben und Diensten. Auch langwierige Klagen des Ordens brachten ihn davon nicht ab, sondern er verwies in fragwürdiger Manier auf seine althergebrachten Rechte, appellierte an den Papst und beschwerte sich beim Kaiser. Auch von Klosterreformen ist in den Quellen die Rede. In seiner Verantwortung gegenüber Gott und den Untertanen war ein fürsorglicher und weitblickender Landesherr nach dem Verständnis der Zeit verpflichtet, Disziplin und Ordnung in Klöstern wiederherzustellen, wenn diese von ihren Insassen vernachlässigt worden waren. Bei diesen Reformen konnte er sich aber für die Zukunft – gar nicht uneigennützig – Zugriffsmöglichkeiten auf Personal und Besitz des betreffenden Klosters sichern. So kristallisierte sich in Mecklenburg das landesherrliche Kirchenregiment schon lange vor der Einführung der Reformation heraus.

Zu größeren Konflikten mit Nachbarmächten kam es unter Magnus anders als unter seinen Vorgängern nicht, obwohl es an Anlässen nicht gefehlt hat. Bogislaw X. von Pommern etwa überfiel seinen Schwager in spe Magnus bei Kummerow just, als dieser sich auf dem Weg zur Hochzeit mit seiner Braut Sophia von Pommern befand, und Bogislaws Helfershelfer raubten dabei den mitgeführten Brautschatz in Höhe von rund 4000 Gulden. Magnus freilich entwickelte sich zu einem „Friedensfürsten", der zu einem gesuchten Bundesgenossen wurde und gerne seine eigenen Truppen anderen Fürsten zur Verfügung stellte, die dann für deren Versorgung aufkommen mußten. Bereits im Juli 1479 vereinigte er sich mit den Fürsten von Brandenburg und Pommern im Wilsnacker Landfrieden, um gemeinsam für eine Befriedung der Straßen zu sorgen, was natürlich eine unerläßliche Voraussetzung für die von Magnus angestrebte wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung war. Zwei Tage zuvor hatten die Fürsten eidlich vereinbart, alle gegenseitigen Streitigkeiten nicht gewaltsam, sondern nur noch rechtlich auszutragen. Beides kann schon dem Denken einer neuen Zeit zugerechnet werden.

Magnus II. soll in „guter Familientradition" zeitweilig die schwedische Königskrone erstrebt haben. Doch richtete sich sein Blick schwerpunktmäßig eher auf den Westen und Süden des sich damals entscheidend verdichtenden Reichs. Die hochdeutsche Sprache begann das Niederdeutsche als Kanzleisprache am Schweriner Hof zu verdrängen, was die sprachlichen Barrieren zum Süden abbauen half. Der rheinische Gulden, das Zahlungsmittel schlechthin im Reich, wurde als Währung eingeführt, förderlich für den Warenaustausch. Der Kontakt zwischen Kaiserhof und Mecklenburg wuchs ständig und führte unter anderem dazu, daß Magnus persönlich auf dem Wormser Reichstag von 1495 teilnahm und sein Sohn Heinrich in die Ratsdienste König Maximilians eintrat. Und nicht nur mit den benachbarten Fürsten, auch mit denen aus Süddeutschland wuchsen die Beziehungen und Verbindungen: Schon in jungen Jahren hatte Magnus die Stellung eines sächsischen Rats erstrebt. Seine Töchter Sophia und Anna gab er Herzog Johann von Sachsen bzw. Landgraf Wilhelm II. von Hessen-Kassel zur Frau. Übrigens spricht es für die Ansprüche und das Rangdenken

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0169

Mecklenburgs um 1500 Bände, wenn Magnus' Gesandte auf dem Wormser Reichstag um die Schwester des Titularkönigs von Sizilien als Gemahlin für den Herzogssohn Heinrich warben. Allerdings wurde nichts aus diesem ambitionierten Projekt.

Ein düsteres Kapitel in Magnus' Biographie stellt die von ihm veranlaßte Verbrennung von 27 Sternberger Juden dar, die sich 1492 ereignete. Angeblich hatten die Hingerichteten bei einer Hochzeit eine geweihte Hostie durchstochen, die daraufhin als Versinnbildlichung des gemarterten Leibes Christi geblutet hatte. Zu diesem rigorosen Vorgehen nicht unbedingt im Widerspruch steht Magnus' starke Frömmigkeit und Gottesfürchtigkeit. Mehrfach ist er als frommer Stifter belegt: Nicht zuletzt stiftete er seinen Hof zu Sternberg, um dort zur Sühnung des vermeintlichen jüdischen Verbrechens ein Kloster zu gründen. Er pilgerte auch ins Heilige Land, wo er am Heiligen Grab zum Ritter geschlagen wurde, und suchte zweimal den Heiligen Stuhl in Rom auf. Dabei verlieh ihm der Papst eine Goldene Rose.

Im November 1503 erlag Magnus einer Seuche, die damals ganz Deutschland heimgesucht und ihm selbst rasende Schmerzen zugefügt haben soll. Es wird spekuliert, ob sich dabei um Pocken handelte oder um Lepra. Über sein rund einen Monat später gefeiertes Begängnis sind wir aufgrund des ausführlichen Berichts, den Albert Krantz (→ S. 132) lieferte, bestens informiert. Auf Anordnung seines Bruders Balthasar und seines Sohnes Heinrich sei er, so Krantz, mit solchem Aufwand beigesetzt worden, wie ihn das Land zuvor noch nicht gesehen habe. Selbst im Tod, wenn man so will, setzte Magnus also neuartige Akzente. Freilich bestimmte mittelalterliche Herrschaftssymbolik gleichfalls den Ablauf der Zeremonie. Alt und Neu verbinden sich wie in seinem ganzen Leben geradezu sinnbildlich auch bei der überlebensgroßen Holzplastik im Doberaner Münster (Abb.), die im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts angefertigt worden sein dürfte und uns Magnus bis zum heutigen Tage als ritterlichen Fürsten und Streiter für den Glauben vor Augen führt. Sie hatte als Memorialstatue ganz im Sinne der mittelalterlichen Erinnerungskultur die Aufgabe, dem Klosterkonvent beim Gebet stets Magnus' Person zu vergegenwärtigen. Aber die Aufstellung einer solchen profanen Statue im Kirchenraum an sich stellte für Norddeutschland eine absolute Neuheit dar. So war der Herrschaftswille des Fürstenhauses im Kirchenraum zuvor noch nicht präsentiert worden.

Den Zeitgenossen galt Magnus als kluger Fürst. Sicher war er der Hauptinitiant der beschriebenen Neuerungen. Doch umgab ihn ein von ihm ausgewählter Kreis fähiger Männer, welche seine Pläne aufzugreifen, weiterzuverfolgen und in die Tat umzusetzen wußten, wobei sie diese gewiß noch um eigene Ideen bereicherten. Auch stand Magnus als Fürst in seiner Zeit nicht allein da. Erinnert sei an Herrscherpersönlichkeiten wie Bogislaw X. von Pommern (1454–1523) oder Eberhard V. von Württemberg im Bart (1445–1496), die mit ähnlicher Energie und innovativer Akribie Reformen in Gang setzten, die es ihren Territorien erlaubten, in einer wahren Aufholjagd erfolgreich an dem Verdichtungsprozeß teilzuhaben, den das Deutsche Reich damals insgesamt erlebte. Die Frage ist demnach berechtigt, inwieweit Magnus nun eine besondere Erscheinung war oder doch nur ein Fürst seiner Zeit.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0170

Quellen: LHAS, Regestenkartei. – Des fürtrefflichen Hochgelahrten Herrn Alberti Krantzy Wandalia oder Beschreibung wendischer Geschichte, Lübeck 1600, S. 512 ff. – Nikolaus Marschalk, Annalium Herulorum ac Vandalorum libri septem, Rostock 1521, Nachdruck mit Übersetzung des Elias Schedius und Worterklärungen von Schedius und Marschalk, in: Ernst Joachim de Westphalen, Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium, Bd. 1, Leipzig 1739, Sp. 165-340, hier: Sp. 312-314. – Politische Correspondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles, hrsg. und erläutert von Felix Priebatsch, 3 Bde. (Publicationen aus den k. Preußischen Staatsarchiven Bde. 59, 67 u. 71), Leipzig 1894-1898.

Literatur: Magnus II., in: ADB 20, Leipzig 1884, S. 68 f. – Magnus II., in: NDB 15, Berlin 1987, S. 664 f. – Gustav Schmidt, Über des Herzogs Magnus von Meklenburg und dessen Familie Reise durch Göttingen nach Cassel zur Vermählung seiner Tochter Anna, 1500, in: JVMGA 29, 1864, S. 21-24. – Georg Christian Friedrich Lisch, Über des Herzogs Magnus II. von Meklenburg Lebensende, in: JVMGA 39, 1874, S. 49-58. – Johannes Weissbach, Staat und Kirche in Mecklenburg in den letzten Jahrzehnten vor der Reformation, in: JVMGA 75, 1910, S. 29-130. – Paul Steinmann, Finanz-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Regierungspolitik der mecklenburgischen Herzöge im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit, in: JVMGA 86, 1922, S. 91-132. – Ders., Volksdialekt und Schriftsprache in Mecklenburg. Aufnahme der hochdeutschen Schriftsprache im 15./16. Jahrhundert, in: JVMGA 100, 1936, S. 199-248 und 101, 1937, S. 157-238. – Hans Sauer, Hansestädte und Landesfürsten. Die wendischen Hansestädte in der Auseinandersetzung mit den Fürstenhäusern Oldenburg und Mecklenburg während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Köln/Wien 1971, S. 101 ff. – Bernd-Ulrich Hergemöller, Krisenerscheinungen kirchlicher Machtpositionen in hansischen Städten des 15. Jahrhunderts (Braunschweig, Lüneburg, Rostock, Osnabrück), in: Hrsg. Wilfried Ehbrecht, Städtische Führungsgruppen und Gemeinde in der werdenden Neuzeit, Köln/Wien 1980, S. 313-348, hier: S. 332 ff. – Helge Bei der Wieden, Rostock zwischen Abhängigkeit und Reichsunmittelbarkeit, in: Pommern und Mecklenburg: Beiträge zur mittelalterlichen Städtegeschichte, hrsg. von Roderich Schmidt, Köln/Wien 1981, S. 111-132, hier: S. 124 ff. – Bernd-Ulrich Hergemöller, „Pfaffenkriege" im spätmittelalterlichen Hanseraum. Quellen und Studien zu Braunschweig, Osnabrück, Lüneburg und Rostock, Köln/Wien 1988, Bd. 2.1, S. 194 ff., Bd. 2.2, S. 156 ff. – Ilka S. Minneker/Dietrich W. Poeck, Herkunft und Zukunft. Zu Repräsentation und Memoria der mecklenburgischen Herzöge in Doberan, in: JVMGA 114, 1999, S. 17-47. – Oliver Auge, Fürst an der Zeitenwende, Herzog Magnus II. von Mecklenburg (1141-1503), in: JVMGA 119, 2004, S. 7-40 (mit ausführlichen Literatur- und Quellenbelegen).

Portraits: Magnus II. (?) auf einem Glasfenster im Doberaner Münster, in: Edith Fründt, Das Kloster Doberan, 2., überarb. Aufl., Berlin 1989, S. 28 und Abb. 49. – Magnus II. mit Gemahlin in der Schweriner Bilderhandschrift von 1526, in: Hrsg. Andreas Röpcke, Die Mecklenburger Fürstendynastie und ihre legendären Vorfahren. Die Schweriner Bilderhandschrift von 1526, Bremen 1995, S. 117. – Magnus II. in der Ahnengalerie des Schweriner Schlosses, in: Erika und Jürgen Borchardt, Mecklenburgs Herzöge. Ahnengalerie Schloß Schwerin, Schwerin 1991, S. 39. – Magnus II. mit seinem Bruder Balthasar zweifach auf dem um ca. 1500 geschaffenen Hauptaltar im Dom zu Güstrow, in: Edith Fründt, Spätgotische Plastik in Mecklenburg, Dresden 1963, S. 15 und Abb. 25. – Magnus' 2,20 m großes Standbild von ca. 1510 im Doberaner Münster* (Magnus dargestellt als miles Christianus mit Rüstung, Dolch und Wappenfahne, um den Kopf trägt er eine Totenbinde, die ihn als Verstorbenen kennzeichnet und von den Heiligenstatuen im Kirchenraum unterscheidet).

Oliver Auge

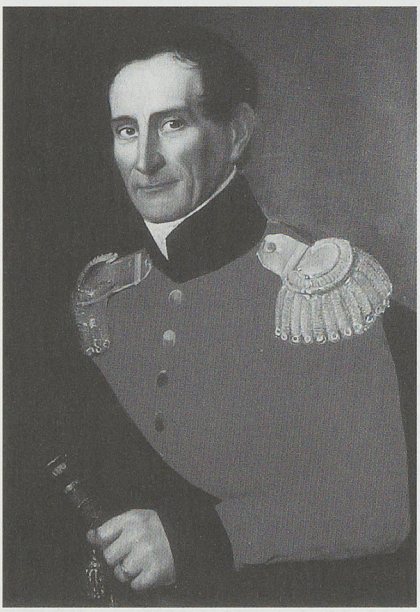
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0171

MALTZAN, Freiherr zu Wartenberg und Penzlin, Georg *Ferdinand* Friedrich von, geb. 27.9.1778 Werder, gest. 5.5.1849 Penzlin; ev. – Gutsbesitzer.

Eltern: Joseph, geb. 20. 7. 1735 Penzlin, gest. 30. 4. 1805 Warschau, Gutsbesitzer; Johanna Gräfin von Luckner, geb. 17. 4. 1753 (Ort unbekannt), gest. 27. 4. 1810 Penzlin.

Ehefrauen: 1. Sophie Gräfin von Moltke, geb. 20. 6. 1783 Lübeck, gest. 26. 9. 1834 Penzlin. – 2. Louise Dorothea von der Lancken, geb. 28. 10. 1806 Gädebehn, gest. 7. 1. 1885 Neubrandenburg.

Kinder: sechs Söhne und sieben Töchter aus 1. Ehe; zwei Söhne und drei Töchter aus 2. Ehe.



Ferdinand von Maltzan ist in dem zur Penzliner Begüterung gehörenden Werder geboren. Einer seiner Vorfahren war 1501 mit Burg und Stadt Penzlin belehnt worden, das nach seiner Verpfändung im 17. Jh. nach und nach wieder zurückgewonnen werden konnte. Eine wichtige Voraussetzung für die langfristige Sicherung war, daß 1702 der schlesische Vetter Hans Heinrich Maltzan, der Urgroßvater Ferdinands, die Lehnsrechte an den verpfändeten Penzliner Gütern für sich durchsetzen konnte und nach Mecklenburg zog, wo er in geradezu ruinösen Ausmaßen über die Höhe der Pfandsummen betrogen wurde. Trotzdem gelang Zug um Zug die Lösung aus der Verpfändung, auch diejenige der Burg, und konnte das Lehnsrecht auf die gesamte Herrschaft Penzlin gesichert werden. Sein jüngster Sohn Otto Julius war erfolgreich bei der Durchsetzung seiner Lehnsansprüche, geriet aber nicht zuletzt aufgrund eines aufwendigen Lebensstils in finanzielle Sorgen. Hinzu kamen die Ungnade des Herzogs und Querelen mit den Penzliner Einwohnern, die, seit einer Generation ohne Herrn, die Erbhuldigung verweigerten. Die baufällige Burg Penzlin war inzwischen unbewohnbar geworden.

Gegen manche Unbill und nach Auseinandersetzungen mit fremden Besitzern aber gelang dann Joseph, Ferdinands Vater, 70 Jahre nach der ersten Wiederinbesitznahme Penzliner Güter der Rückgewinn der gesamten Begüterung. Er verfügte über Ersparnisse, war von enormer Ausdauer und Sparsamkeit, mit wirtschaftlichem Geschick ausgestattet und wurde 1772 Herr von Stadt und Burg Penzlin sowie der Pertinenzen Alt-Rehse und Bauhof, Mallin und Neuhof, Werder und Wustrow. Dieser gebildete, zielbewusste Mann, Oberstallmeister des Prinzen Heinrich von Preußen, war in zweiter Ehe mit Johanna Gräfin von Luckner verheiratet, die Ferdinands Mutter

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0172

wurde. Sie brachte 1772 eine hohe Mitgift in die Ehe. Ihr Vater entstammte der bayerischen Oberpfalz. Er wurde ein bedeutender Militärführer und sehr vermögend. Ursprünglich katholisch, wurde er, vermählt mit einer Niederländerin, reformiert. Er war in Holstein begütert und wurde 1784 in den dänischen Grafenstand erhoben. Seit 1762 in französischen Diensten, bezog er die enorme Summe von 30.000 Livres im Jahr. Dem 1791 in den Revolutionswirren zum Marschall von Frankreich avancierten Luckner wurde 1792, zu Beginn der Koalitionskriege gegen Frankreich, das Marschlied der französischen Rheinarmee gewidmet, die Marseillaise, die zur französischen Nationalhymne wurde. Während der französischen Schreckensherrschaft wurde er 1794 guillotiniert, im Jahr darauf aber unter dem Direktorium vom Nationalkonvent rehabilitiert. Das beschlagnahmte Vermögen wurde seinen Nachkommen zurückerstattet.

Den ersten Unterricht erhielt Ferdinand von seiner Mutter und von Hauslehrern. Im Alter von 14 Jahren kam er auf das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Berlin. Im Alter von 18 Jahren reiste er mit seinem Vater nach Karlsbad und drei Jahre später nach Warschau. Dazwischen verbrachte er zwei Jahre auf der Handelsakademie in Hamburg und erlernte anschließend auf dem Maltzan'schen Gut Peckatel die praktische Landwirtschaft. Sein Vater übertrug ihm für die Dauer einer Reise nach Sankt Petersburg sämtliche Geldgeschäfte für die zumeist verpachteten Güter der Penzliner Herrschaft.

Im Alter von 22 Jahren heiratete er. Von dieser Zeit an entfaltete er in dichter Folge eine Bewirtschaftung zunächst der den eigentlichen Pächtern abgepachteten Güter Brustorf und Peutsch, was mit hohen Investitionen bei nur geringen Einnahmen verbunden war, so daß das Pachtgeld aufgenommen werden musste. Daher verpachtete er erneut, kaufte aber zugleich das nördlich von Penzlin gelegene Ranenfelde. Nach dem Tod des Vaters 1805 und gemäß dem Erbvergleich zwischen dessen Söhnen erhielt Ferdinand die Herrschaft Penzlin mit Burg und Stadt und mit den Gütern Lübkow, Werder und Kruckow, Wustrow, Mallin und Alt-Rehse, alle nahe Penzlin gelegen. 1810 wurde das mütterliche Vermögen unter den Brüdern geteilt. In den Wirren der „Franzosentid", in der die Etappenstraße über Penzlin führte, waren hohe Kontributionen zu entrichten und Pachtausfälle zu verkraften. Dennoch gelang die ungeschmälerte Erhaltung des Besitzes und konnte von 1808 bis 1813 die Neue Burg in Penzlin gebaut werden. 1813 führte Ferdinand ein Landsturmbataillon aus dem Penzliner Kreis, das an der Westgrenze Mecklenburgs eingesetzt wurde.

In mehreren deutschen Territorien hat es schon vor der Französischen Revolution von 1789 Ansätze zur Reform der Agrarverfassung gegeben. Jahrzehnte vor ihrer rechtlichen Aufhebung war die alte gutswirtschaftliche Agrarverfassung schon nicht mehr funktionstüchtig und in Auflösung begriffen. Von der Unwirtschaftlichkeit wie Unmenschlichkeit der Erbuntertänigkeit war man vielfach längst überzeugt. Man stellte Kosten-Nutzen-Rechnungen der Leibeigenschaft auf. Langfristige Konjunktur- und Preistrends waren je nach Ernteausfall überlagert von kurzfristigen, erheblichen Schwankungen. Die gesamte Volkswirtschaft hing vom Ausfall der Ernten ab, auch der regionalen. Für die Durchführung der Bauernbefreiung war

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0173

die Konjunktur insofern von großer Bedeutung, als die Stichzeiträume für die Berechnung der bäuerlichen Zahlungen die Höhe der Ablösungen beeinflussten, ebenso wie die Preiskonjunktur die Belastbarkeit der Bauern. In Ostelbien war es zudem im 18. Jahrhundert zu einer enormen Güterakkumulation bei gleichzeitiger Geldnot und Verschuldung gekommen. Es gab um das Jahr 1800 Gebiete, in denen 58% des Güterwerts mit Hypotheken belastet waren.

Die Reformen der Agrarverfassung wurden durch die Niederlage gegen Napoleon beschleunigt. Wirkungsmächtig waren hierbei die Verfassungsfrage, die Verwaltung und der neue Begriff Nation. Sowohl der Freiherr vom Stein wie Justus Möser sahen im Eigentum die Grundlage für die verantwortliche Beteiligung der Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten. Die Teilnahme des Eigentümers an der Verwaltung sollte ihn zugleich an das Vaterland binden. Stein hatte in seiner Nassauer Denkschrift von 1807, demselben Jahr, dem das Oktoberedikt des preußischen Königs zur Bauernbefreiung entstammt, als Ziel die Wiederherstellung des durch Liberalisierung zu erreichenden Wohlstands bezeichnet. Gemäß Steins „Freiheit von unten" entsprach es den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, d.h. den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft, alles zu beseitigen, was den Einzelnen bisher gehindert hatte, denjenigen Wohlstand zu erringen, den er nach seinen eigenen Kräften zu erreichen fähig war.

1816 bat Ferdinand von Maltzan den Großherzog Friedrich Franz I., seine Leibeigenen aus der Erbuntertänigkeit entlassen zu dürfen. Im darauf ergangenen Erlaß des Großherzogs vom 5. Oktober heißt es: „[…] in gnädigster Berücksichtigung eurer Vorstellung […] concedieren Wir euch hierdurch gnädigst, daß nicht nur die Fahne des Penzliner Landsturm-Bataillon am 18. Oktober d. J. in der Kirche zu Penzlin zum immerwährenden Andenken aufgehangen, sondern auch, daß an eben dem Tage den Leibeigenen in euern Gütern von euch die Freiheit gegeben werden möge, jedoch mit Vorbehalt aller gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen, besonders in Ansehung der Bauerngehöfte, in so fern selbige nicht bloß in der bisherigen persönlichen Leibeigenschaft beruhen […]" Am bewußt gewählten 18. Oktober 1816, dem dritten Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, wurde im Gottesdienst im Auftrag des Gutsherrn und Kirchenpatrons von der Kanzel der Penzliner Kirche die Proklamation verkündet: *Ich, Ferdinand von Maltzan, Reichsfreiherr zu Penzlin und Wartenberg, nachdem Se. Königliche Hoheit der Großherzog es mir allergnädigst erlaubt hat, die Untertänigen meiner Güter der Herrschaft Penzlin, freizugeben: so erkläre ich hiermit für mich und meine Erben, daß keine Leibeigenen oder Untertänigen in meinen Gütern ferner leben. Alle Leibeigenen oder Untertänigen erhalten vom heutigen Tage an für sich und ihre Kinder auf ewige Zeiten ihren Frei- und Losbrief, und sollen sie hinfüro ganz den freien Leuten gleichgeachtet und behandelt werden. Mögen sie sich hierbei des Tages der Befreiung Deutschlands erinnern.*

Die Leibeigenschaft in Mecklenburg aufzuheben hatte der Großherzog bereits 1808 vorgeschlagen, ohne die Zustimmung der Ritterschaft zu erlangen. Sie befürchtete u. a. die Abwanderung von Arbeitskräften. Die beiden Mecklenburg hatten um diese Zeit zusammen lediglich 430.000 Einwohner bei einer jährlichen Zuwachsrate

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0174

von 1,2%. Die Proklamation von 1816 geschah also auf Initiative eines Einzelnen. Erst 1820 wurde die „Landesherrliche Patent-Verordnung wegen Aufhebung der Leib-Eigenschaft in den Großherzogtümern Mecklenburg-Schwerin und Strelitz" unterzeichnet, die 1821 in Kraft trat.

Die bisher Leibeigenen mögen sich, so hieß es in Ferdinands Proklamation, der Befreiung Deutschlands erinnern. Zwischen der äußeren und der inneren Befreiung wurde ein Zusammenhang hergestellt. Mit der Wahl des dritten Jahrestages der Völkerschlacht bei Leipzig knüpfte Ferdinand an die Hochstimmung, den nationalen Konsens und die Solidarität an, die zum ersten Jahrestag 1814 das „teutsche Nationalfest", „teutsche Siegesfest", „Geburtsfest teutscher Nation", wie man damals sagte, begleitet und bestimmt hatten.

1828 stiftete Ferdinand von Maltzan mit seinem Bruder Adolf das Fideikommiss Penzlin mit Bauhof, Neuhof, Lubkow und Werder. Es umfasste ca. 1.500 Hektar. Das Amt des Erblandmarschalls zu Wenden, das er von 1822 bis zu seinem Tode innehatte, war gemäß der Urkunde über die Fideikommissstiftung an den Besitzer des Fideikommiss in der Herrschaft Penzlin gebunden. Jedem seiner verbliebenen vier Söhne übertrug er ein Gut; der älteste Sohn aus der zweiten Ehe trat das Fideikommisserbe an. Er hat 1916, einhundert Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft auf den Penzliner Gütern, nahe Penzlin ein Denkmal errichtet (Sandsteinobelisk auf Feldsteinen), das an dieses Ereignis erinnert.

Quellen: Urkunden-Sammlung zur Geschichte des Geschlechts von Maltzahn, hrsg. von Georg Christian Friedrich Lisch, Bd. 5, Schwerin 1853. – Quellen zur Geschichte der deutschen Bauernbefreiung, hrsg. von Werner Conze, Göttingen 1957.

Literatur: Dieter Düding, Das deutsche Nationalfest von 1814: Matrix der deutschen Nationalfeste im 19. Jahrhundert, in: Ders., Peter Friedemann und Paul Münch, Hrsgg., Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Hamburg 1988. – Axel Lubinski, Johann Heinrich Voß und „Die Leibeigenen" – Perspektiven auf die ländliche Gesellschaft Mecklenburgs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Andrea Rudolph, Hrsg., Johann Heinrich Voß. Kulturräume in Dichtung und Wirkung, Dettelbach 1999. – Heinrich Lutz, Zwischen Habsburg und Preußen. Das Ringen um die Vormacht in Deutschland 1815-1866, Berlin 1985. – Horst Möller, Fürstenstaat oder Bürgernation. Deutschland 1763-1815, Berlin 1989. – Elisabeth Müller-Luckner, Nikolaus Graf von Luckner, in: NDB 15, 1987, S. 282 – Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983. – Berthold Schmidt, Geschichte des Geschlechts von Maltzan und von Maltzahn, II. Abt., Bd. 1-4, Schleiz 1907-1926, hier besonders Bd. 3 und 4. – Die Maltza(h)n 1194-1945. Der Lebensweg einer ostdeutschen Adelsfamilie, hrsg. vom Maltza(h)nschen Familienverein, Köln 1979.

Porträt: Ölgemälde im Museum „Alte Burg" in Penzlin.

Christoph Frhr. von Maltzahn

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0175

MARCUS, Siegfried Samuel, geb. 18.9.1831 Malchin, gest. 1.7.1898 Wien, jüd. – Mechaniker, Erfinder.

Eltern: Liepmann Marcus, geb. 1790 Malchin, gest. 1855 Malchin; Rosa geb. Philip, geb. 1796 Karlskrona, gest. 1859 Hamburg.

Geschwister: Eduard Liepmann Marcus, geb. 1821 Malchin, gest. 1883 Ahrensburg; Emanuel Mendel Marcus, geb. 1829 Malchin, gest. 1901 Greencastle.

Familienstand: vermutlich ledig, kinderlos.



Siegfried Marcus kam als jüngster Sohn des jüdischen Gemeindevorstehers Liepmann Marcus zur Welt. Der Vater war Kaufmann und „israelitischer Oberrat" in Malchin. Nach Schul- und abgebrochener Mechanikerlehre verließ der junge Marcus Mecklenburg und ging 1845 nach Hamburg, um Schlosser zu werden. Bereits als 17jähriger kehrte er der Hansestadt den Rücken, um 1848 in die damals in Berlin gerade erst gegründete elektrotechnische Werkstatt von Siemens und Halske einzutreten. Das Berliner Unternehmen wuchs bald zu einem bedeutenden Industriebetrieb und es ist möglich, daß der nach Unabhängigkeit strebende Marcus Siemens verließ, um selbständig arbeiten zu können. In seiner Berliner Zeit ließ er sich wahrscheinlich lutherisch taufen, war doch hier der evangelisch-lutherische Glaube der vorherrschende. Vom Konfessionswechsel versprach er sich wohl einen leichteren Zugang zur Selbständigkeit.

1852 ging Marcus nach Wien, vermutlich um dem Militärdienst in Preußen zu entgehen. Zunächst fand er beim Hofmechaniker Karl Eduard Kraft Arbeit, wechselte aber 1854 in das Physikalische Institut der Josephs-Akademie. Aus dieser Zeit stammt ein von Marcus erdachter und gebauter „Regulator für die Gaslampen chemischer Laboratorien" – ein sogenannter Gasdruckregler. Schließlich machte sich der gebürtige Malchiner selbständig und gründete 1856 eine eigene Mechanikerwerkstatt. Sein erstes Schutzrecht, ein österreichisches Privileg, wurde ihm 1857 für ein „Sicherheitsventil an Dampfkesseln" erteilt. Erste finanzielle Erfolge brachte der sogenannte „Wiener Zünder", eine magnetelektrische Zündvorrichtung, die von der k.u.k. Marine gekauft und eingesetzt wurde. Für das Militär arbeitete er auch in den 1870er Jahren, als er u. a. eine Zündvorrichtung für Seemienen sowie eine elektrische Zentralgeschützabfeuerung für Kriegsschiffe entwickelte.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0176

Seine Werkstatt schien sich mit einigem Erfolg behauptet zu haben, wurde Marcus doch bei mechanischen Problemen als talentvoller und praktischer Elektromechaniker empfohlen. Und es war u. a. die Kaiserin, die diesen Rat befolgte und Marcus beauftragte, eine elektrische Klingel in das Schlafzimmer ihrer Majestät einzubauen. Dies fiel in eine Zeit, als Marcus sich der Telegraphie zu wandte und deshalb sogar seine Werkstatt in „Telegraphen-Bauanstalt" umbenannte. Zu Beginn der 1860er Jahre war dies ein aktuelles Thema, das u. a. durch den Siemenschen Zeigertelegraphen und durch die Morsetechnologie besetzt war. Marcus ging es vor allem um die Verbesserung des Vorhandenen, wie z.B. des Morseapparates, und so entwickelte er einen „magneto-elektrischen Induktor in Verbindung mit einem Taster", mit dem man ohne jede Pflege der Elektrizitätsquelle und ohne Anwendung voltaischer Elemente selbst auf große Distanzen sicher telegrafieren könne, wie in der Privilegschrift zu lesen ist. Wenig später erdachter er einen Zeigertelegraphen, der allerdings im Vergleich zur Morsetelegraphie weit langsamer war und sich daher nicht durchsetzen konnte.

All diese Arbeiten müssen ihm einige Anerkennung als Fachmann auf dem Gebiet telegraphischer und elektrotechnischer Arbeiten verschafft haben, denn 1862 wurde Marcus als „Ingenieur und Mechaniker" in den Österreichischen Ingenieur-Verein aufgenommen.

Nach 1863 führte er erste Versuche mit dem Vergasen von Benzin durch. Um 1870 hatte Marcus einen funktionierenden Verbrennungsmotor geschaffen: mit einem „Apparat zum Carbonisieren der atmosphärischen Luft". „Carbonisieren" bedeutete, die atmosphärische Luft mit brennbaren Gasen so anzureichern, daß zündfähige Gemische entstanden. Marcus benutzte hierzu Benzin. Damit war der gebürtige Malchiner in der Automobilgeschichte der erste, der einen Benzinmotor für den Antrieb eines Fahrzeugs kreierte. Seinen Motor montierte er nun auf ein handwagenähnliches Fahrgestell und fuhr!

In der Gewerbezeitung wurde die Fahrt des Erfinders im September 1870 durch die Wiener Mariahilferstraße, Neubaugasse, vorbei am Westbahnhof und durch die Kaiserstraße als eine „anstandslose" Fahrt beschrieben. Das Vehikel hätte weder Rauch noch Geräusch verursacht.

Dieses Gefährt, das sehr deutlich an einen Handwagen erinnerte, war von einem richtigen Automobil noch weit entfernt. Es besaß eben noch keine Lenkung und konnte weder willkürlich beschleunigt noch abgebremst werden.

In den Folgejahren überarbeitete Marcus seinen Motor und ergänzte ihn 1873 durch eine magnetelektrische Zündanlage. Und auch dies ist eine Pioniertat, wobei dem Mechaniker Marcus bescheinigt wurde, einen sehr zuverlässigen Zünder entwickelt zu haben.

Diese Entwicklungen gelangen ihm mit geringsten materiellen Aufwendungen. Große Geldsummen standen auch gar nicht zur Verfügung. Die Zeiten waren schlecht, lukrative Aufträge in den Jahren nach 1871 Mangelware. Marcus berichtete seinem Bruder Eduard 1876 von einer allgemeinen Verarmung in Wien, wodurch es in der

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0177

schönen Kaiserstadt recht ungemütlich werde. Ausstehende Forderungen an seine Kunden nötigen ihn, seinen Bruder um finanzielle Unterstützung zu bitten, die dieser sehr wahrscheinlich auch ermöglichte.

Seinen Erfindungseifer konnte die allgemeine Misere jedoch nicht bremsen.

Ein zweiter Wagen entstand nach 1880, der, ausgerüstet mit einem Viertakt-Benzin-Motor, eigens für den Transport von Personen konstruiert wurde. Der Wagen, heute noch erhalten und im Technischen Museum Wien zu bewundern, ist mit Lenkung und Bremse ausgestattet. Als Bremse dienen zwei Holzklötze, die mit Hilfe eines Handhebels auf die Hinterräder gedrückt werden konnten. Mit diesem Automobil erreichte Marcus allerdings lediglich eine Spitzengeschwindigkeit von 12,4 km/h. Mit einer Motorleistung von knapp 1 PS und einem übergewichtigen Motor, der 280 kg auf die Waage brachte, war ein höheres Tempo nicht zu erzielen. Das gesamte Fahrzeug wog 756 kg und ist damit schwerer als ein VW-Käfer aus dem Jahre 1950.

Die Technikhistoriker streiten noch, in welchem Jahr der zweite Marcus-Wagen tatsächlich erstmalig fuhr. Marcus-Verehrer favorisieren das Jahr 1875 bzw. 1877, was Horst Hardenberg in seiner Publikation „Siegfried Marcus. Mythos und Wirklichkeit" jedoch nachvollziehbar widerlegt. Sehr wahrscheinlich muß man die Fahrt mit dem zweiten Mobil auf das Jahr 1888 datieren. Aus diesem Jahr stammt ein Schreiben einer Wiener Maschinenfabrik, die den Viertaktmotor für den Wagen lieferte. Damit ist das Wiener Automobil jünger als die Fahrzeuge von Maybach/Daimler und Benz (1886). Ein abschließendes Urteil über den genauen Zeitpunkt der Herstellung des 2. Marcus-Wagens ist jedoch noch nicht gesprochen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch unerschlossene Quellen ein früheres „Geburtsjahr" präsentieren.

Für die Zeitgenossen war der schwerfällige Wagen uninteressant und eher ein Kuriosum. Kaum einer ahnte, daß den Pferdewagen und Eisenbahnen mit den Benzinautomobilen tatsächlich eine ernste Konkurrenz erwachsen würde. Der Wiener Schriftsteller Emil Ertel lernte noch als Kind den Automobilbauer Marcus kennen und erinnerte ihn als einen dunklen Ehrenmann, einen Doktor Faustus der Mechanik. Den Mechaniker Siegfried Marcus, so Ertel rückblickend, hätten die Fahrversuche so begeistert, daß er hoffte, die Menschen dank des Mobils näher bringen zu können. Denn unabhängig vom Pferd und nur mit einem Eimer Benzin versehen, könnten sie nun fahren, wohin sie wollten.

Die Experimente und Versuche mit dem Benzinmotor gingen an Marcus nicht spurlos vorüber. Verbrennungen sollen seinen Körper, insbesondere sein Gesicht gezeichnet haben. Generell stand seine Gesundheit um 1886 nicht zum besten, schrieb er doch in seinem Testament, er sei kranken Körpers, aber im Vollgenuß seiner geistigen Kraft. Siegfried Marcus hatte damals ein neues Material für Zahnplomben erprobt und es ist nicht ausgeschlossen, daß er an seiner eigenen „Kreation" erkrankte. 1898 verstarb er in Wien an Herzversagen. Es ist nicht bekannt, ob er eine Familie hatte, zumindest war er nicht verheiratet.

Zusammenfassend kann festgehalten werden: der gebürtige Mecklenburger ist mit seinem Benzinmotor und dem magnetelektrischen Zünder einer der vielen Väter des

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0178

Automobils und ein vielseitiger Erfinder. Auf 131 Entwicklungen sind ihm in 15 Ländern Patente und Privilegien zuerkannt worden. Zu seinen Erfindungen zählen Rotationsmaschinen, Zaubergeräte für Artisten, Lampen, Läutwerke, automatische Bildapparate und vieles mehr.

Daß Marcus und seine Automobile nahezu vergessen wurden, liegt u. a. daran, daß der kreative Jude in der Zeit des Nationalsozialismus systematisch diffamiert und seine Leistungen für die deutsche Technikgeschichte geleugnet wurden. In den letzten Jahren hat seine Heimatstadt Malchin den findigen Konstrukteur durch verschiedene Veranstaltungen geehrt und eine Schule nach ihm benannt. Sie ist damit auf dem besten Wege, der Person Marcus und seiner Leistung Gerechtigkeit widerfahren zulassen.

Quellen: (Auswahl) LHAS, Kirchenbuch für die jüdische Gemeinde Malchin. – Siemens-Archiv München, Briefwechsel zwischen Marcus und den Siemens-Brüdern. – Technisches Museum Wien, Archiv: Ludwig Czischek-Christen/Siegfried Marcus-Teilnachlaß. – Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv: General-Genie-Inspektion 1866 Nr. 568, 1869, 8A 66 22/3. – Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin: Sammlung Feldhaus. – Polytechnisches Journal 1862-1880. – Reichsgesetzblatt für das Kaiserthum Österreich ab 1852 (Veröffentlichung der Privilegien). – DaimlerChrysler Konzernarchiv Stuttgart, Untersuchungen in Wien betreffs Marcus vom 28. Juli 1938.

Privilegien (Auswahl der in Österreich erteilten Schutzrechte): Sicherheitsventil an Dampfkesseln, Nr. 3277 vom 14. März 1857. – Magneto-elektrischer Induktor in Verbindung mit einem Taster und einem eigentümlichen Relais, Nr. 5727 vom 7. Dezember 1858. – Transportabler Feldtelegraph, Nr. 8837 vom 9. Oktober 1862. – Apparat zum Karbonisieren der atmosphärischen Luft, Nr. 15/217 vom 16. Mai 1865. – Automatischer Bilderapparat, genannt „Revue", Nr. 26/1112 vom 30. Oktober 1876. – Gas- und Petroleum-Motor mit vertikaler Anordnung des Zylinders, Nr. 38/678 vom 12. März 1888. – Rotationsmaschine, Nr. 43/4112 vom 12. Oktober 1893. – Elektrisches Läutwerk, Nr. 42/2005 vom 20. August 1892. – Neuerungen an Brennern für Vergasungslampen, Nr. 46/1969 vom 16. Mai 1896.

Patente: (Auswahl der in Deutschland ab 1877 erteilten Schutzrechte): Elektrische Glühlichtlampe, Nr. 7173 vom 10. Oktober 1878. – Vorrichtung zum Zerstäuben von Flüssigkeiten, Nr. 23016 vom 15. Oktober 1882. – Magneto-elektrischer Zündapparat für Explosionsmotoren, Nr. 25947 vom 20. Mai 1883. – Neuerungen an Explosionsmotoren, Nr. 26706 vom 23. Mai 1882. – Galvanisches Element mit in Umlauf erhaltener Erregungsflüssigkeit, Nr. 75834 vom 6. August 1893. – Dampflampe, insbesondere für Glühlicht, Nr. 88569 vom 16. März 1895.

Literatur: Karl Ritter von Hauer, Ueber einen von dem Mechaniker Siegfried Markus construirten Apparat zur Erzielung gleichförmiger Temperaturen mittels Gaslampe, in: Jahrbuch der k.k. geologischen Reichsanstalt, Jg. 6, 1855, S. 64-68. – Der Petroleum Motor von Siegfried Marcus in Wien, in: Zeitschrift für Elektrotechnik, Jg. 2, 1884, S. 518-524; Jg. 3, 1885, S. 646-648. – Josef Kareis, Der Petroleummotor von Siegfried Marcus in Wien, in: Elektrotechnische Zeitschrift, Jg. 9, 1888, S. 32-36. – Moritz Ritter von Pichler, Der Explosionsmotor von Siegfried Marcus, in: Wochenschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins, Jg. 13, 1888, S. 221-223. – Siegfried Marcus, in: Zeitschrift für Elektrotechnik, Jg. 16, 10. Juli 1898, S. 340. – Albert Hermann Curjel, Das erste Marcus-Automobil, in: Allgemeine Zeitung, Jg. 5, Nr. 49, Wien 1904, S. 26. – Victor Tischler, Das erste Marcus-Automobil, in: Allgemeine Automobil-Zeitung, Jg. 5, Nr. 41, Wien 1904, S. 13-15. – Max Grünwald, Siegfried Marcus,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0179

der Erfinder des Benzinautomobils, in: Neue Freie Presse, Wien 22.11.1908, S. 53. – Emil Ertel, Geschichten aus meiner Jugend, Leipzig 1927. – Felix Aaron Theilhaber, Der Edison aus Malchin, Siegfried Marcus, in: Juden in der deutschen Forschung und Technik, Berlin 1931. – Erich Kurzel-Runtscheiner, Siegfried Marcus, Lebensbild eines österreichischen Erfinders, 2. Aufl., Wien 1956. – Gustav Goldbeck, Siegfried Marcus: ein Erfinderleben, Düsseldorf 1961. – Hans Seper, Das Ende einer Legende. Neue Erkenntnisse aus der Marcus-Forschung, in: Damals, als die Pferde scheuten, Die Geschichte der österreichischen Kraftfahrt, Wien 1968. – Ders., Siegfried Marcus und seine Verbrennungsmotoren, in: Blätter für Technikgeschichte, Heft 35, 1974, S. 61-113. – Alfred Buberl, Die Automobile des Siegfried Marcus, Bad Sauerbrunn 1994, S. 185-198. – Ursula Bürbaumer, Das erste Auto der Welt? Männer und Motoren in Österreich im 19. Jahrhundert, Wien 1998. – Immo Sievers, Siegfried Marcus oder Wer war der Erste?, in: Automobiltechnische Zeitschrift, Jg. 100, 1998, S. 546-550. – Horst Hardenberg, Siegfried Marcus. Mythos und Wirklichkeit, Wissenschaftliche Schriftenreihe des DaimlerChysler Konzernarchivs, Bielefeld 2000.

Porträt: Foto o. J., abgebildet in: Mecklenburger im Ausland. Historische Skizzen zum Leben und Wirken von Mecklenburgern in ihrer Heimat und in der Ferne, hrsg. von Martin Guntau, Bremen 2001, S. 99.

Kathrin Möller

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0180

MOLTKE, Helmuth Carl Bernhard von (preußischer Freiherr 1843, Graf 1870), geb. 26.10.1800 Parchim, gest. 24.4.1891 Berlin; ev. – preußischer Generalfeldmarschall.

Eltern: Friedrich Philipp Victor von Moltke, geb.12.7.1768 Samow (bei Gnoien), gest. 19.10.1845 Wandsbek, dänischer Generalleutnant; Henriette Sophie Paschen, geb. 5.2.1776 Hamburg, gest. 19.5.1837 Schleswig, Tochter des Geheimen Finanzrats Johann Bernhard Paschen; verh. 1797.

Ehefrau: Marie (Mary) Burt, geb. 5.4.1826 Kiel, gest. 24.12.1868 Berlin, Tochter des John Heyliger Burt, Esquire aus Colton House in der Grafschaft Stafford, Plantagenbesitzer in Westindien; verh. 20.4.1842 Itzehoe, kinderlos.

Helmuth Carl Bernhard von Moltke wurde zwar in Parchim geboren, wuchs aber in Holstein auf. Väterlicherseits entstammte er einem alten mecklenburgischen Geschlecht, das seit der Mitte des 13. Jahrhunderts urkundlich nachweisbar ist, dessen eindeutige Zuordnung zum deutschen oder slawischen Adel aber wegen des Fehlens zuverlässiger schriftlicher Quellen Schwierigkeiten bereitet. Im Namen „Moltke" steckt wahrscheinlich eine slawische Bezeichnung für „Birkhuhn", von denen drei im Wappen der Moltkes erscheinen. Die zahlreiche Familie verzweigte sich über Mecklenburg hinaus bis nach Dänemark und Schweden und bildete mehrere Linien. In Mecklenburg und Vorpommern erwarben die Moltkes seit dem 14. Jahrhundert größere Grundbesitzkomplexe. Das Gut Strietfeld bei Tessin ist das Stammhaus des ganzen Geschlechts. Ihre letzten Familiengüter in Mecklenburg verloren sie aber bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die materiellen Verhältnisse der Eltern Helmuth von Moltkes gestalteten sich schwierig. Sein Vater hatte als preußischer Sekondeleutnant auf Wunsch seines Schwiegervaters den Abschied nehmen müssen. 1804 zogen die Moltkes nach Lübeck und erlebten dort zwei Jahre später die Plünderung der Stadt durch napoleonische Truppen. Die Ehe entwickelte sich nicht glücklich. Die Mitgift zerrann, Misswirtschaft und Unglücksfälle ruinierten bald das 1805 in Holstein angekaufte Gut Augustenhof. Moltkes Vater trat daher 1806 als Major in dänische Dienste, wo er bis zum Generalleutnant und Kommandanten von Kiel aufstieg. Er lebte von seiner Familie getrennt und überließ seiner klugen und für ihre Zeit außerordentlich gebildeten Frau die Erziehung der Kinder.

1809 kam Helmuth von Moltke zum Schulunterricht zu einem Pastor in die Nähe von Itzehoe in Pension. Schon 1811 zwangen finanzielle Schwierigkeiten den Vater, die drei ältesten Söhne in dänische Kadettenanstalten unterzubringen. Damit wurde ihnen, ohne persönliche Interessen zu berücksichtigen, die militärische Laufbahn vorgegeben. Helmuth von Moltke trat in die Kopenhagener Landkadettenakademie ein und erlebte dort eine strenge militärische Erziehung, die ihn nachhaltig prägte. Durch seine Freundschaft mit den Söhnen des dänischen Generals von Hegermann-Lindencrone lernte er führende Persönlichkeiten des dänischen Geisteslebens kennen. Vor allem der Dichter Adam Oehlenschläger und der Theologe Jacob Peter Mynster haben das Interesse Moltkes für den klassischen Humanismus und seine religiösen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0181

Anschauungen grundlegend beeinflußt. 1818 beendete er mit großem Erfolg die Kadettenschule und wurde Page am dänischen Königshof. Ein Jahr später trat er als Sekondeleutnant in das Oldenburgische Infanterieregiment in Rendsburg ein und bewarb sich kurze Zeit später um die Übernahme in den preußischen Militärdienst, weil er dort ein schnelleres berufliches Fortkommen erhoffte. Er begann 1822 als Sekondeleutnant seinen Dienst im Leibgrenadierregiment Nr. 8 in Frankfurt an der Oder. Schon 1823 gelang es ihm, sich für den Besuch der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin zu qualifizieren. Sie wurde in dieser Zeit vom später weltweit berühmten Militärtheoretiker Carl von Clausewitz geleitet. Moltke interessierte sich besonders für die Fächer Kriegsgeschichte, Geographie und Physik, die von namhaften Fachvertretern unterrichtet wurden. Mit dem Prädikat „sehr gut" verließ Moltke 1826 die Kriegsschule und kehrte nach Frankfurt an der Oder zurück. Zunächst bewährte er sich als Lehr- und Prüfoffizier an der Divisionsschule. Er wurde schon 1828 zum Topographischen Büro des Großen Generalstabes kommandiert und zu kartographischen Vermessungsarbeiten herangezogen. Während der Aufenthalte in Berlin nutzte Moltke die vielfältigen Möglichkeiten zur Teilnahme am kulturellen



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0182

Leben in der Stadt. Er besuchte nicht nur Museen, Theatervorstellungen und die Oper, sondern auch Vorlesungen über Geschichte und Literatur an der Universität und verbesserte seine Fremdsprachenkenntnisse. Neben Deutsch sprach er fließend Dänisch. In Berlin vervollkommnete er sein Französisch und Englisch und begann Italienisch, Spanisch und Russisch zu lernen. Später kam noch Türkisch hinzu.

Moltke interessierte sich auch für die politischen Vorgänge seiner Zeit. Die von der Julirevolution in Frankreich 1830 ausgelösten Veränderungen veranlaßten ihn, sich mit historischen Problemen Europas zu beschäftigen. Er veröffentlichte 1831/32 zwei Schriften über die Beziehungen zwischen Holland und Belgien sowie über die Verhältnisse in Polen. Um sein geringes Einkommen aufzubessern, schrieb Moltke auch für Berliner Zeitungen und fertigte Übersetzungsarbeiten an. Besonders durch die Übersetzung von Edward Gibbons klassischem Werk über den Verfall und Untergang des Römischen Reiches erwarb er sich fundierte Kenntnisse über das alte Rom und von Konstantinopel, über die Verknüpfung von Orient und Okzident, Antike und Christentum.

Wegen der herausragenden Qualität seiner militärwissenschaftlichen Arbeiten und der Vielseitigkeit seiner Bildung wurde Moltke 1832 zum Großen Generalstab kommandiert und ein Jahr später als Premierleutnant dorthin versetzt. 1835, inzwischen zum Hauptmann avanciert, erhielt er auf eigenen Wunsch einen sechsmonatigen Bildungsurlaub nach Istanbul, Athen und Neapel bewilligt, um klassische Stätten des Altertums zu besuchen. Daraus wurde auf Verlangen des Sultans und mit Einverständnis des preußischen Königs ein fast vierjähriger Aufenthalt als Militärberater im krisengeschüttelten Osmanischen Reich. Moltke verfaßte Denkschriften für die Reorganisation der Armee nach europäischem Muster, inspizierte militärische Einrichtungen am Schwarzen Meer und auf dem Balkan und fertigte topographische Aufnahmen von Istanbul und dem Bosporus an. 1838 begleitete er türkische Truppen bis zum Oberlauf von Euphrat und Tigris auf einer Strafexpedition gegen aufständische Kurden. Als Berater des Oberbefehlshabers der Taurus-Armee erlebte er 1839 die Schlacht bei Nisib gegen eine ägyptische Armee, die verlorenging, weil Moltkes Ratschläge nicht befolgt wurden. Nach Preußen zurückgekehrt verlieh ihm der König den Orden „Pour le mérite". Fortan galt der ungewöhnlich schweigsame und bescheidene Moltke als Orientexperte. Der Aufenthalt im Osmanischen Reich hob sein Selbstvertrauen, weitete seinen Horizont und ließ ihn zu einem der gebildetsten preußischen Offiziere reifen. Moltkes topographische Arbeiten über Kleinasien, Armenien und Kurdistan bereicherten die damaligen dürftigen geographischen Kenntnisse über diese Regionen. Seine zahlreichen Publikationen über die Zustände im Osmanischen Reich, den Islam und die orientalische Kultur stießen wegen ihrer Informationsfülle und literarischen Qualität auf großes Interesse, das bis in die Gegenwart anhält.

Nach seiner Rückkehr aus dem Orient veränderten sich auch Moltkes persönliche Lebensumstände als er 1842, gerade zum Major befördert, in Itzehoe die erst 16 jährige Marie Burt, eine Stieftochter seiner Schwester Auguste, heiratete. Trotz des beträchtlichen Altersunterschiedes verlief ihre Ehe harmonisch, blieb aber kinderlos.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0183

Seinen Dienst in der preußischen Armee setzte Moltke zunächst als Generalstabsoffizier im IV. Armeekorps unter dem Kommando des Prinzen Carl von Preußen fort. Manchmal wurde er auch für Aufgaben am königlichen Hofe herangezogen und 1845 von Friedrich Wilhelm IV. zum Adjutanten bei dessen Onkel, dem Prinzen Heinrich von Preußen, ernannt, der seit 1815 in Rom ein einsiedlerisches Leben als Kunstliebhaber führte. Dort nutzte Moltke die reichlich bemessene Freizeit zum Kennenlernen der Weltstadt und fertigte als erster eine brauchbare Karte von Rom und der Campagna an. 1846 beendete der Tod des Prinzen die Adjutantur.

Zwischen 1846 und 1855 diente Moltke, der frei war von Streberei, mit wenig Ehrgeiz zunächst als Generalstabsoffizier in Koblenz und dann als Chef des Truppengeneralstabes beim IV. Armeekorps in Magdeburg. 1850 war er zum Oberstleutnant und 1851 zum Oberst befördert worden. Wegen seiner Truppenferne schien eine weitere Beförderung vor der Pensionierung als unwahrscheinlich, denn er hatte nie eine größere militärische Einheit befehligt. Im Unterschied zu vielen preußischen Konservativen sympathisierte Moltke 1848/49 mit den Forderungen der Liberalen nach nationaler Einheit und einer Verfassung, die auch Grundrechte für alle Bürger enthielt. Die Aufgaben des Parlaments wollte er aber auf das Kontroll- und Haushaltsbewilligungsrecht beschränkt wissen und es von der Einflußnahme auf Armeeangelegenheiten fernhalten, um so die unbeschränkte Kommandogewalt des Monarchen zu bewahren. Preußen sollte die deutsche Einheit herbeiführen und an die Spitze Deutschlands treten, denn Österreich würde einer wirklichen Einigung gegenüber seine außerdeutschen Interessen zur Geltung bringen.

Moltke befürwortete Reformen, wie sie unter Stein und Hardenberg begonnen wurden, selbst revolutionäre Maßnahmen von oben, wenn sie dem Fortschritt dienten, wandte sich aber gegen Revolutionen durch das Volk. Nach seiner Meinung fiel dem preußischen Staat, der als neutrale Institution über den Parteien stehen sollte, die Aufgabe zu, die unterschiedlichen politischen Interessen und sozialen Gegensätze vermittelnd auszugleichen. Ein starkes preußisches Königtum hätte die Pflicht, für die sozial schwächer gestellten Teile der Bevölkerung zu sorgen. In diesem Sinne hat Moltke später die Bismarcksche Sozialgesetzgebung unterstützt, während er für die sozialdemokratische Bewegung kein Verständnis aufbrachte. 1855 ernannte Friedrich Wilhelm IV. Moltke zum ersten persönlichen Adjutanten bei seinem Neffen Friedrich Wilhelm, dem zukünftigen Thronerben. 1856 erfolgte Moltkes Beförderung zum Generalmajor. Im Gefolge des Prinzen besuchte er die Höfe in Großbritannien, Frankreich und Rußland. Er wurde den Monarchen vorgestellt und informierte sich über die politisch-militärische Situation dieser Großmächte. Moltke bewegte sich mit der Sicherheit des Weltmannes aus altem Adel in diesen hocharistokratischen Kreisen, dabei wahrte er seine geistige Unabhängigkeit und nahm keine höfischen Rücksichten.

Nach dem Tod des bisherigen Chefs des Generalstabes der Armee wurde Moltke 1857 zunächst mit der Führung der Geschäfte des Generalstabes beauftragt. Die definitive Ernennung erfolgte 1858, den entsprechenden Dienstgrad Generalleutnant erhielt er 1859. Damals galt in der preußischen Armee das Kommando eines Armeekorps

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0184

noch immer als höher und besser geeignet für die Karriere als der Posten des Kriegsministers oder des Generalstabschefs. Moltke entwickelte in den folgenden Jahren den Großen Generalstab von einem beratenden Organ für strategische Fragen zur einheitlichen Planungs- und Führungsinstanz, zum „Gehirn der Armee" und verstand es, die technischen Mittel Eisenbahn, Telegraph und gezogene Schußwaffen für die Kriegsführung nutzbar zu machen. Moltkes kreatives undogmatisches Denken sollte sich in den Einigungskriegen auszahlen. Sein Ansehen in der Armee erhöhte sich nach dem militärischen Erfolg über Dänemark 1864. Die Siege bei Königgrätz in Böhmen 1866 und bei Sedan in Frankreich 1870 begründeten seinen Feldherrenruhm und ermöglichten es Bismarck, die deutsche Einheit zu vollenden. In beiden Kriegen leitete Moltke, 1866 zum General der Infanterie befördert, von Anfang an eigenverantwortlich die militärischen Operationen.

Während Moltke Österreich-Ungarn durch einen günstigen Frieden als zukünftigen Bundesgenossen gewinnen wollte, forderte er schon lange vor 1870 die Annexion von Elsaß-Lothringen. Der Sieg über Frankreich und die Gründung des deutschen Kaiserreichs verschafften Moltke enorme Popularität. Er wurde in den Grafenstand erhoben, zum Feldmarschall ernannt und mit höchsten Orden dekoriert. Bereits 1866 erhielt er eine Dotation und kaufte davon das Gut Kreisau bei Schweidnitz in Schlesien. Sein hohes persönliches Ansehen übertrug sich nun auf den gesamten Generalstab. Erst durch ihn wurde der Chef des Großen Generalstabes die entscheidende Person im preußisch-deutschen Militärsystem. Schon bald sahen sich die übrigen Großmächte veranlaßt, nach preußischem Vorbild ähnliche Einrichtungen aufzubauen.

Nach 1871 rechnete Moltke beständig mit einem Zweifrontenkrieg gegen Frankreich und Rußland. Dabei kamen ihm Zweifel, ob die Kräfte Deutschlands für einen gleichzeitigen Krieg gegen beide Großmächte ausreichen würden. Bei seinen Planungen setzte er wiederum auf die Ausnutzung des schnelleren deutschen Aufmarsches, um zunächst an einer Front mit den Hauptkräften einen raschen Sieg über einen der Gegner zu erzielen, erst danach sollte der zweite mit überlegenen Kräften niedergerungen werden. Während außenpolitischer Krisen 1875 und 1887 befürwortete er trotz zunehmender Bedenken den Präventivkrieg, wollte aber die Entscheidung über Krieg oder Frieden dem leitenden Politiker Bismarck überlassen, der sich mit seiner Friedenspolitik durchsetzen konnte. Moltke folgte loyal der politischen Führung des Reichskanzlers, auch wenn er mit dessen Methoden und Zielen nicht völlig übereinstimmte. Dies ergab sich aus der logischen Konsequenz seiner Kriegstheorie. Moltke akzeptierte den Primat der Politik in Friedenszeiten und auch zu Beginn und Abschluß des Krieges. Im Gegensatz zu Clausewitz beanspruchte er aber während desselben die unbeschränkte Handlungsfreiheit und Unabhängigkeit der militärischen Führung von politischen Rücksichten im Interesse einer effizienten Planung und kurzen Dauer des Krieges. Wegen dieses Anspruchs kam es während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 zu Differenzen zwischen Moltke und Bismarck, die Wilhelm I. zugunsten des Reichskanzlers entschied. Eine sachliche Austragung dieses Konflikts ist leider nicht erfolgt und es blieb fraglich, ob der Primat der Politik wegen der Sonderstellung der Armee im Staat bei einem schwächeren Reichskanzler

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0185

oder einem anderen Monarchen in Friedens- und erst recht in Kriegszeiten wie unter Bismarck behauptet werden konnte.

1867 wurde Moltke in den Reichstag gewählt und 1873 in das Preußische Herrenhaus berufen. Nachdem Wilhelm I. sämtliche Entlassungsgesuche des Generalstabschefs abgelehnt hatte, gewährte Wilhelm II. ihm 1888 endlich den Abschied. Obwohl für den Feldmarschall „der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung" darstellte und „der ewige Frieden" ein Traum blieb, warnte er am Ende seines Lebens vor der leichtfertigen Entfesselung eines Krieges. Der bis zuletzt rüstige Moltke starb 1891 in Berlin und wurde in Kreisau in der Familiengruft auf dem Kapellenberg beigesetzt.

Quellen: Nachlaß im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i.Br.: Teilnachlaß Helmuth von Moltke d. Ä. (N16).

Werke: Helmuth Graf von Moltke, Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, 8 Bde., Berlin 1891-1893. – Moltkes militärische Werke, hrsg. vom Großen Generalstab, Kriegsgeschichtliche Abteilung I, 4 Bde., 13 Teilbde., 4 Kartenbde., Berlin 1892-1912. – Generalfeldmarschall Graf von Moltke, Ausgewählte Werke, hrsg. von Ferdinand von Schmerfeld, 4 Bde., Berlin 1925. – Graf Moltke, Die Aufmarschpläne, 1871-1890, hrsg. von (Ferdinand) Schmerfeld, Reihe: Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 7, Berlin 1929. – Helmuth von Moltke, Vom Kabinettskrieg zum Volkskrieg. Eine Werkauswahl, hrsg. von Stig Förster, Bonn/Berlin 1992.

Literatur: (Auswahl) Hermann Müller-Bohn, Graf Moltke. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit, Berlin 1895. – Wilhelm Bigge, Feldmarschall Graf Moltke. Ein militärisches Lebensbild, 2 Bde, München 1901. – Hans Seeckt, Moltke. Ein Vorbild, Leipzig 1938. – Wolfgang Foerster, Moltke. Persönlichkeit und Werk, Berlin 1941. – Rudolf Stadelmann, Moltke und der Staat, Krefeld 1950. – Eberhard Kessel, Moltke, Stuttgart 1957. – Heinz Helmert, Helmuth von Moltke, in: Gestalten der Bismarckzeit, hrsg. Gustav Seeber Berlin/DDR 1978, S. 106-125. – Franz Herre, Moltke. Der Mann und sein Jahrhundert, Stuttgart 1984. – Hrsg. Roland G. Foerster, Generalfeldmarschall von Moltke. Bedeutung und Wirkung, München 1991. – Manfred Jatzlauk, Helmuth von Moltke, Schwerin 2000. – Jürgen Angelow, Helmuth von Moltke der Ältere (1800-1891), in: Das Kaiserreich. Portrait einer Epoche in Biographien, hrsg. Michael Fröhlich, Darmstadt 2001, S. 27-40. – Frank-Lothar Kroll, Moltke als politischer Denker, in: Das geistige Preußen. Ideengeschichte eines Staates, Paderborn u. a. 2001, S. 183-198. – Michael Schmid, Der „Eiserne Kanzler" und die Generäle, Paderborn 2003.

Porträts: zahlreiche Ölgemälde u. a. von Franz von Lenbach, Anton von Werner, Carl Röchling, Wilhelm Camphausen, Paul Becker; ca. 90 öffentliche Standbilder und Reliefs, u. a. erstes Moltkedenkmal in Parchim (1876) von Ludwig Brunow; Moltkebüste von Reinhold Begas (1879) für die Berliner Nationalgalerie; Porträtstudie Anton von Werners 1882 für das Wandbild „Kaiserproklamation" im Zeughaus, Wehrgeschichtliches Museum Rastatt/Baden, Fotothek.*

Manfred Jatzlauk

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0186

MORAL, Hans, geb. 8.9.1885 Berlin, gest. 6. 8.1933 Rostock; israelit. – Zahnmediziner

Eltern: Vater: Martin Moral, Kaufmann, geb. 2.4.1851 Berlin, gest. 16.5.1919 Berlin, Sohn des früheren Posener Schlafrockfabrikanten Selig Jacob Moral, geb. 10.9.1814 Posen, gest. 26.12.1885 Berlin und seiner Ehefrau Auguste, geb. Simon, geb. 10.7.1825 Storkow, gest. 30.8.1893 Berlin; Mutter: Lina geb. Blumgart, geb. 5.7.1864 Fürth, gest. 1.4.1923 Stuttgart, Tochter des Großhändlers Elkan Blumgart, geb. 25.12.1817 Harburg (bei Donauwörth), gest. 17.7.1879 Fürth und seiner Ehefrau Regina geb. Hesselberger, geb. 12.5.1831 Fürth, gest. 28.6.1889 Berlin.

Familienstand: unverheiratet, kinderlos.

Am 8.9.1885 geboren und einer jüdischen Kaufmannsfamilie entstammend wuchs Hans Moral in Berlin auf. Seine Schulbildung absolvierte er dort am Königlichen Wilhelmsgymnasium und setzte sie später am Königlichen Gymnasium in Weilburg an der Lahn fort. Als Neunzehnjähriger erhielt er im Jahr 1905 das Reifezeugnis. Unmittelbar nach der Schulausbildung begann er mit dem Sommersemester 1905 das Studium der Zahnheilkunde an der Universität München, verließ Bayern jedoch schon nach einem Semester und kehrte in seine Vaterstadt zurück, um ebendort sein Studium fortzusetzen. Im Jahre 1908 konnte er das Zahnärztliche Staatsexamen ablegen und die Approbation als Zahnarzt erlangen. Bereits während seiner Studienzeit besuchte Hans Moral Vorlesungen der Medizin und schloß dann folgerichtig nach seinem Wechsel an die Greifswalder Universität ein Medizinstudium an, das er im Jahre 1911 mit dem Staatsexamen beendete. Im Jahre 1912 folgte in Greifswald sowohl die Promotion zum Dr. med. als auch zum Dr. phil. Noch im gleichen Jahr nach Berlin zurückgekehrt, absolvierte Moral seine Praktikantenzeit am Anatomisch-biologischen Institut unter Oscar Hertwig (1849-1922) und in der Medizinischen Klinik unter Wilhelm His (1863-1934). Zum Ende des Jahres nahm Moral seine Tätigkeit als Assistent am Zahnärztlichen Institut in Marburg auf.

Seine Rostocker Zeit begann Hans Moral am 1.10.1913 als 2. Assistent am Zahnärztlichen Institut. Bereits am 30.5.1914 reichte er sein Gesuch um Zulassung zur Habilitation an der Medizinischen Fakultät mit der Arbeit *Über die Lage des Anästhesiedepots* ein. Nach der Zustimmung zur Annahme der Arbeit durch die Fakultät wurde Hans Moral die Venia legendi erteilt und er zum Privatdozenten berufen. Da der Leiter des Zahnärztlichen Instituts in Rostock, Prof. Dr. Dr. Johannes Reinmöller (1877-1955), mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Sanitätseinheiten des Heeres versetzt wurde, übertrug man Moral ab 1.8.1914 – 29jährig – die kommissarische Leitung des Instituts. Moral führte während der Zeit des Krieges beinahe den gesamten Unterrichtsbetrieb des Zahnärztlichen Instituts allein durch. Diese Aufgabe, steigende Patientenzahlen und ein reduzierter Mitarbeiterstamm führten ihn bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. In Würdigung dieser Leistungen schlug Johannes Reinmöller im März 1917 der Medizinischen Fakultät vor, Hans Moral eine Titulatur-Professur zu verleihen. Diesem Antrag wurde in der folgenden Fakultätsratssitzung einstimmig stattgegeben.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0187

Nachdem Johannes Reinmöller im Sommer 1920 die Alma mater verließ und einem Ruf nach Erlangen folgte, erging am 13.9.1920 an Moral die Aufforderung des Mecklenburgischen Ministeriums für Unterricht, die Leitung des Instituts zu übernehmen. Mit dem gleichen Datum erhielt er die Bestallungsurkunde als außerordentlicher Professor.

Das Zahnärztliche Institut, bisher im Privatbesitz Johannes Reinmöllers, wurde von der Mecklenburgischen Landesregierung übernommen und in Universitätszahnklinik umbenannt. Den Lehrbetrieb übernahm Moral wiederum fast allein. Diese hohen Belastungen in Verbindung mit intensiver wissenschaftlicher Tätigkeit und der Leitung der Klinik blieben nicht ohne Auswirkungen auf seine Gesundheit. So mußte Moral infolge wiederholter Anfälle von Herzneurose eine Kur in Anspruch nehmen.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0188

Der Anfang der zwanziger Jahre stellte für Hans Moral den Höhepunkt seines Schaffens dar. Er unterrichtete alle zahnärztlichen Fächer und veröffentlichte so grundlegende und anerkannte Werke wie das Lehrbuch *Einführung in die Klinik der Mund- und Zahnkrankheiten* sowie in Zusammenarbeit mit dem Dermatologen Walter Frieboes (1880-1945) den *Atlas der Mundkrankheiten*. Darüber hinaus beschäftigte er sich intensiv mit psychosomatischen Grenzfällen.

In Anerkennung seiner Leistungen wurde Moral am 4.6.1923 im Alter von 38 Jahren zum ordentlichen Professor für das Fach Zahnheilkunde ernannt. Er war damit der zweite Lehrstuhlinhaber in Rostock. Die Eröffnung der stationären Abteilung an der Universitäts-Zahnklinik, der ersten dieser Art in Deutschland, war für die Medizinische Fakultät 1924 der Anlaß, Hans Moral zum Dr. med. dent. h.c. zu ernennen. Die zweite Hälfte der zwanziger Jahre war auch auf Grund seiner weitreichenden Vortragstätigkeit von einer immer weiter steigenden Anerkennung Morals im In- und Ausland geprägt. Durch Morals Einsatz und Weitsicht konnte in der Rostocker Zahnklinik eine Abteilung zur Behandlung und Erforschung der Alveolarphyorrhoe, die heutige Parodontologie, eingerichtet werden. Aufgrund seiner außerordentlichen Verdienste wird Moral im Jahr 1929 zum Dekan der Medizinischen Fakultät gewählt.

Nachdem die Japan Dental Association als erste außereuropäische Gesellschaft und die Dänische Odontologische Vereinigung Moral im Jahre 1931 zum Ehrenmitglied ernannten, folgen 7 weitere ausländische Ehrenmitgliedschaften. Doch mit der Zunahme nationalsozialistischen Einflusses war Moral aufgrund seiner jüdischen Herkunft bald besonderen Repressalien ausgesetzt. Physische Bedrohungen und psychische Torturen in den Jahren 1932/33 erschüttern den ohnehin labilen Gesundheitszustand Morals. Anfang April 1933 wurde er durch den Regierungskommissar Friedrich Hildebrandt ultimativ aufgefordert von seinem Lehrstuhl zurückzutreten, anderenfalls erfolge seine Abberufung durch das Kultusministerium. Wie sich herausstellte war der zuständige Minister selbst über diesen Vorgang nicht informiert. Insbesondere das Reichsgesetz vom 7.4.1933 zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums ließ keinen Zweifel darüber zu, daß die Nationalsozialisten beabsichtigten, Moral aus seinem Amt zu entfernen.

Die Erkenntnis dieser tiefen Ausweglosigkeit in Verbindung mit seinem von Depressionen geprägten Krankheitsbild war es wohl, die in Moral den Entschluß reifen ließen, in der Nacht vom 4. zum 5.8.1933 aus dem Leben zu scheiden. Morals Leben endete nach vergeblichen Wiederbelebungsversuchen am 6.8.1933, ohne daß er das Bewußtsein wiedererlangte.

In Würdigung seines Vermächtnisses als Arzt, Forscher und Hochschullehrer gebührt Hans Moral ohne jeden Zweifel das Verdienst, daß sich das Zahnärztliche Institut und später die Zahnklinik der Universität Rostock in den 17 Jahren seines Direktorats selbst unter den schwierigen Kriegsverhältnissen zu einer leistungsfähigen, national und international anerkannten Lehr- und Forschungsstätte fortentwickelte. Moral setzte mit der Einrichtung der ersten universitären Bettenstation, des wissenschaftlichen Labors und der Errichtung der Abteilung für Alveolarpyorrhoe

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0189

unübersehbare Zeichen an seiner Wirkungsstätte. Mit der Einführung verschiedener Unterrichtsfächer beschritt er auch in der Lehre völlig neue Wege. Mit Konsequenz verfocht er die Integration des Zahnmedizin- in das Medizinstudium, wovon sein umfangreicher Schriftverkehr mit der Landesregierung und mit anderen führenden deutschen Zahnmedizinern zeugt. Morals Anstöße und Vorschläge für einen Klinikneubau waren mit die Voraussetzung dafür, daß nur 5 Jahre nach seinem Tod die Vollendung und Einweihung der neuen Klinik, für die er lange mit sehr klugen Argumenten gestritten hatte, erfolgte.

In Anbetracht seiner immensen Leistungen kann es nicht erstaunen, daß Moral – immerhin als Vertreter eines noch jungen Faches – zum Dekan der Medizinischen Fakultät gewählt wurde. Nicht zuletzt ist die Verleihung der Ehrendoktorwürde beredtes Zeugnis dessen. Das wissenschaftliche Werk Morals, das sich in über 100 Publikationen widerspiegelt, hat seinen Namen und den der Rostocker Zahnmedizin international zu einem Begriff gemacht. Moral hat mit seinen richtungsweisenden Arbeiten auf dem Gebiet der Grundlagen- und der klinisch angewandten Forschung in starkem Maße zur Etablierung der Zahnmedizin beigetragen.

Das schon 1909 zu erkennende Interesse an der Anatomie und Pharmakologie im Kiefer- und Gesichtsbereich wurde von Moral unter den verschiedensten Gesichtspunkten weiter verfolgt. Seine Monographie *Die Leitungsanästhesie im Ober- und Unterkiefer* erschien über Jahre in mehreren Auflagen. Nach 1916 wendete sich Moral auch werkstoffkundlichen Problemen in der Zahnheilkunde zu. Zwischen 1920 und 1924 veröffentlicht er dann eine Reihe von Arbeiten zur Alveolarpyorrhoe. Es zeugt von hoher Reputation, daß von Moral verfaßte Arbeiten in dem Jahrbuch neuer zahnmedizinischer Entwicklungen in ununterbrochener Reihenfolge von 1926 bis 1934 in dem Kapitel „Spezielle Pathologie der Mundhöhle" veröffentlicht wurden. Diese Synthese zwischen anatomisch-pathologischen Erkenntnissen und klinischer Erfahrung kennzeichnet wohl besonders das Forschungsgebiet, auf welchem er mit dem ihm eigenen Drang zur wissenschaftlichen Betätigung Zeit seines Lebens nach neuen Erkenntnissen gesucht hat.

Quellen: Universitätsarchiv München, Vorlesungsverzeichnis des Sommersemesters 1905. – Amtliches Verzeichnis des Personals und der Studierenden der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Auf das Winterhalbjahr vom 16. Oktober 1907 bis 15. März 1908, Berlin, 1907. – Abgangszeugnis der Königlichen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin des Herrn Hans Moral vom 7.3.1908. – Universitätsarchiv Rostock, Personalakte Hans Moral. – Universitätsarchiv Greifswald, Promotionsakte der philosophischen Fakultät der Königlichen Universität zu Greifswald im Dekanatsjahr 1912/1913, Band 3. – Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin im Jahre 1913, Berlin 1913. – Universitätsarchiv Rostock, Personalverzeichnis 1914- 1924. – Universitätsarchiv Rostock, Vorlesungsverzeichnis 1914-1933. – Salomon Wininger, Große jüdische Nationalbiographie, I. Nachtrag, Band 7, Czernowitz, 1935. – Jüdische Gemeinde zu Berlin, Jüdischer Friedhof Berlin-Weißensee: Karteikarten der Erbbegräbnisse 137 (Moral, Selig Jacob, Moral, Auguste geb. Simon), 534 (Levy, Carre geb. Seligmann, Moral, Leo, Moral, Helene geb. Marx), 2752 (Moral, Martin, Moral, Lina geb. Blumgart, Prof. Dr. Moral, Hans) und des Einzelgrabs 7913 (Blumgart, Regine geb. Hesselberger). – Jacob Jacobsen, Die Judenbürgerbücher der Stadt

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0190

Berlin. Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission, Band 4, Quellenwerke, Band 1. Berlin, 1962. – Hrsg. Rat der Stadt Rostock, Dem Vergessen entrissen – Rostocker Antifaschisten und Opfer des Nazi-Terrors, Rostock 1986. – Hrsg. Julius Schoeps, Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh/München 1992. – Moshe Zimmermann, Die deutschen Juden 1914 – 1945 (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 43), München 1997. – Hrsg. Willi Gorzny, Deutscher Biographischer Index, Band 5, 2. kumulierte und erweiterte Ausgabe, München 1998. – Archiv der Stiftung „neue Synagoge Berlin-Centrum Judaicum" (Schreiben vom 22.3.2000).

Werke: a) Dissertationen: Über die ersten Entwicklungsstadien der Glandula submaxillaris. Med.Diss. Greifswald, 1912. – Über die ersten Entwicklungsstadien der Glandula parotis, Phil.Diss. Greifswald, 1912. – b) Habilitationsschrift: Über die Lage des Anaesthesiedepots. Rostock, 1914. – c) Monographien, Hand- und Lehrbuchbeiträge: Über die Wirkung von Narcoticis auf den Froschnerven unter Einfluß von Temperaturveränderungen, Bd. 171, 1918. – Die Leitungsanästhesie im Ober- und Unterkiefer, Berlin 1915, 1920, 1931. – Einführung in die Klinik der Zahn- und Mundkrankheiten, 1. Aufl. Leipzig 1920, 2. Aufl. Berlin 1928. – Alveolarpyorrhoe, Jena 1923. – Atlas der Mundkrankheiten (mit Walter Frieboes), Leipzig 1924. – Wurzelbehandlung, Handbuch der Zahnheilkunde, München 1925, Bd. 2. – Chirurgie der Mundhöhle, Fortschritte der Zahnheilkunde 1, 1925. – Die Herstellung künstlicher Zähne, Fortschritte der Zahnheilkunde. 1, 1925. – Spezielle Pathologie der Mundhöhle, Fortschritte der Zahnheilkunde 2, 1926; 7, 1931; 8, 1932; 9, 1933; 10, 1934. – Fehlgriffe in der zahnärztlichen Chirurgie, Fortschritte der Zahnheilkunde 2, 1926. – Kieferbrüche (mit Hans Schlampp), Fortschritte der Zahnheilkunde 3, 1927; 7, 1931; 8, 1932. – Chirurgie der Weichteile des Mundes, Handbuch der Zahnheilkunde, München 1932, Bd. 1. – d) Zeitschriftenaufsätze: Die ersten Entwicklungsstadien der Glandula submaxillaris, in: Anatomische Hefte Wiesbaden 48, 1913, S. 277-382. – Über die ersten Entwicklungsstadien der Glandula parotis, in: Anatomische Hefte Wiesbaden 47, 1913, S. 383-491. – Über Pulpenausgüsse, in: Deutsche Monatszeitschrift für Zahnheilkunde 32, 1914, S. 617-625. – Über die Lage des Anästhesiedepots, in: Ergebnisse der gesamten Zahnheilkunde 4, 1914, S. 191-228. – Über Irrigationen in der Mundhöhle, in: Oesterreichisch-ungarische Vierteljahreszeitschrift für Zahnheilkunde 33, 1917, S. 79-100. – Schliffe durch künstliche Zähne, in: Ergebnisse der gesamten Zahnheilkunde 5, 1917, S. 175-210. – Neuritis des Trigeminus und Facialis, in: Oesterreichisch-ungarische Vierteljahreszeitschrift für Zahnheilkunde 34, 1918, S. 31-36. – Über die derzeitige Behandlung der Alveolarpyorrhoe, in: Zahnärztliche Rundschau 29, 1920, S. 165-167. – Über Grenzfälle, in: Correspondenzblatt für Zahnärzte 47, 1921, S. 3-20; S. 56-86. – Über die Wundversorgung bei Wurzelspitzenresektion, in: Deutsche Monatszeitschrift für Zahnheilkunde 42, 1924, S. 30-36. – Über die Ausgänge und Endresultate der Wurzelspitzenresektion, in: Deutsche zahnärztliche Wochenschrift 27, 1924, S. 215-221. – Die stationäre Behandlung Zahn- und Mundkranker, in: Correspondenzblatt für Zahnärzte 50, 1926, S. 72-96. – Über Fehldiagnosen, in: Zahnärztliche Rundschau 36, 1927, S. 203-206. – Über neurologisch-zahnärztliche Grenzfälle, in: Zahnärztliche Rundschau 37, 1928, S. 1-8; 41-47. – Behandlung fiebernder Mundkranker, in: Zahnärztliche Rundschau 36, 1927, S. 115-120. – Probleme der Wurzelbehandlung und seine Bedeutung für die fokale Infektion, in: Zahnärztliche Rundschau 36, 1927, S. 359-363. – Über Blutungen im Munde und ihre Behandlung, in: Zahnärztliche Rundschau 37, 1928, S. 621-628; 665-672; 709-717. – Pathologie des Spatium pterygomandibulare, in: Zahnärztliche Rundschau 38, 1929, S. 1973-1978. – Über Ersparnismöglichkeiten bei zahnärztlichen Maßnahmen, in: Zeitschrift für Gesundheitsverwaltung und –fürsorge 2, 1931, S. 242-247. – Über künstliche Zähne, in: Zahnärztliche Rundschau 40, 1931, S. 1964 -1969; 2005-2010. Behandlung der Neuralgie, in: Zahnärztliche Rundschau 42, 1933, S. 2128-2133.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0191

Literatur: NDB 18, 1999, S. 79/80 (Christoph Benz). – Isidor Fischer, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte der letzten fünfzig Jahre, Band 2, Berlin 1933. – Gustav Willgeroth, Die Mecklenburgischen Aerzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Schwerin 1929, S. 315/316. – Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, Band 2, Berlin 1931. – Matthäus Reinmöller, 50 Jahre Stomatologie in Rostock (1907-1957), in: Deutsche Stomatologie 7, 1957. – Karin Steinhagen, Die historische Entwicklung der Stomatologie in Mecklenburg, speziell in Rostock, med. Diss. Rostock 1967. – Frank Schröder / Ingrid Ehlers, Zwischen Emanzipation und Vernichtung – zur Geschichte der Juden in Rostock, Heft 9 der kleinen Schriftenreihe des Stadtarchivs Rostock, Rostock 1983. – Heiko Haumann, Geschichte der Ost Juden, 3. Aufl., München 1990. – Ulrich-Wilhelm Depmer, Weg und Schicksal verfolgter Zahnmediziner während der Zeit des Nationalsozialismus, Diss. Kiel 1993. – Ekkhard Häussermann, Letzte Auswege waren Selbstmord und Emigration, in: Zahnärztliche Mitteilungen 84, 1994, S. 1542-1547. – Hrsg. Freie Universität Berlin, Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, Berlin 1995. – Heinrich von Schwanewede, Hans Moral – Leben und Wirken an der Universitäts-Zahnklinik Rostock, Rostocker Universitätsreden, Neue Folge, Heft 4, S. 19-35.

Porträts: Hans Moral im Jahre 1920*, Foto (Privatbesitz); Hans Moral im Amt des Dekans der Medizinischen Fakultät der Universität Rostock, 1929, Foto (Privatbesitz).

Nachweis der genealogischen Angaben durch Prof. med. Werner Teichmann, Rostock.

Heinrich von Schwanewede

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0192

NAUWERCK, Eduard Wilhelm Dietrich, geb. 15.2.1809 Neustrelitz, gest. 26.2.1868 Neustrelitz; ev. – Advokat, Achtundvierziger.

Eltern: Johann Carl Wilhelm Nauwerck, Advokat in Neustrelitz, geb.[?], gest. 12.3.1818; Christina Louise Friederika Seyberlich, geb.[?], gest. 5.2.1865; verh. 29.5.1800.

Ehefrau: Wilhelmine (Minna) Marie Anne Tack, geschiedene Pauly, geb.[?], gest. 9.10.1873; verh. Sept. 1854.

Kinder: zwei Töchter, ein Sohn.



Nach dem frühen Tod des Vaters in Neustrelitz wuchs Eduard Nauwerck dort mit seiner Mutter und vier Geschwistern in Armut auf und konnte nur mit Hilfe eines Stipendiums und durch Schulgelderlaß das Gymnasium „Carolinum" bis zum Abitur im März 1830 absolvieren.

Während seines Jura-Studiums in Jena wohnte Nauwerck 1832 mit Fritz Reuter (→ Bd. 2, S. 200-216) zusammen, trat mit ihm auch in die für die deutsche Einheit aktive Burschenschaft „Germania" ein. Im Januar 1833 verließen aber beide diese Burschenschaft wegen deren erklärter revolutionärer Richtung. Im Unterschied zu Reuters bekannter Verurteilung durch die preußische politische Justiz kam Nauwerck mit Urteil der Neustrelitzer Justizkanzlei vom 11.1.1836 mit einer achtwöchigen Gefängnisstrafe wegen seiner studentischen politischen Aktivitäten davon und begann seine berufliche Laufbahn mit mehrjähriger juristischer Kanzleiarbeit in Neustrelitz. Als Reuter nach siebenjähriger Festungshaft am 25.8.1840 in die berufliche Perspektivlosigkeit entlassen wurde, hatte Nauwerck sich bereits in Neustrelitz als selbständiger Advokat etabliert.

Mitgetragen von der Unterschriftensammlung einer sympathisierenden Öffentlichkeit wurde Nauwerck am 26.2.1845 durch einstimmigen Stadtratsbeschluß zum Bürgermeister des Nachbarorts (Alt-)Strelitz gewählt und am 16.3.1845 in der dortigen Kirche feierlich in sein Amt eingeführt.

Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 verband Nauwerck sein politisches Engagement aus Studententagen mit den Handlungsmöglichkeiten seines Bürgermeisteramtes zu einem praktizierten Demokratiebekenntnis. In Strelitz standen ihm dabei so profilierte Demokraten wie Schulrektor Daniel Sanders (→ Bd. 3, S. 209-213), Stadtrichter Carl Petermann und Müller Albert Lehmann (Domjüch)

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0193

sowie aus Neustrelitz der Literat Adolf Glaßbrenner zur Seite. Nauwerck war Vorstandsmitglied des örtlichen Reformvereins, nahm ab 26.4.1848 am außerordentlichen Reformlandtag in Schwerin teil und engagierte sich im Juni/Juli 1848 besonders in der Kontroverse um das Wahlgesetz, das er im derzeitigen Entwurf für zu aristokratiefreundlich hielt. Von daher baute sich bis September eine zunehmende Konfrontation zum Großherzog Georg auf. Letzterer entfloh am 8. September für einige Stunden, als sich vor seinem Schloß ein Demonstrationszug ansammelte, der unter Trommelklang und mit vorangetragener schwarz-rot-goldener Fahne von Strelitz aus 4000 Unterschriften für eine Wahlgesetzänderung und Verfassungsreform überbrachte. Es entsprach Nauwercks politischer Stellung in jenen Monaten, daß er auch diesmal zur führenden Deputation gehörte.

Mit der Entlassung eines Staatsministers und eines Regierungsrats gab Georg am 9.9.1848 scheinbar nach. Doch mit der Stargarder Volksversammlung vom 10.9.1848 bis hin zur Petition an die Frankfurter Nationalversammlung am 20.9.1848 zwecks Abschaffung des Adels behielt die Reformbewegung unter Nauwercks Beteiligung ihren Schwung.

Als Abgeordneter des Wahlkreises 2 (Neustrelitz) gehörte Eduard Nauwerck der mecklenburgischen konstituierenden Versammlung an, die am 31.10.1848 ihre Arbeit zur Schaffung eines Staatsgrundgesetzes aufnahm. Nauwerck gehörte dort zur politischen Linken und konzentrierte sich auf die parlamentarische Kleinarbeit, beispielsweise im Prioritätsausschuß, Finanzausschuß und Verfassungsausschuß. Mit dem Abgeordneten Daniel Runge (→ S. 222) teilte Nauwerck den Grundgedanken, daß eine landesweite Verfassungsreform besonders auch von freiheitlichen kommunalpolitischen Strukturen bis in die ländlichen Gemeinden hinein begleitet sein müsse.

Nach dem Scheitern der Demokratiebewegung von 1848/49 setzte Nauwerck seine Arbeit als Strelitzer Bürgermeister fort, die aber schließlich durch private Probleme zum Erliegen kommen sollte. Sein Kummer über seine als verschwenderisch geltende Ehefrau in einem ohnehin verschuldeten Haushalt, über die geistige Behinderung einer Tochter und über den frühen Tod des Sohnes wurde zunehmend im Alkohol ertränkt, so daß Nauwerck schließlich auf Drängen des Regierungspräsidenten von Bülow am 4.12.1867 um seine Entlassung bat. Eine schwere Bauchfellentzündung beschleunigte seinen gesundheitlichen Verfall bis zu seinem Tod 1868. Ein Schwarm von Gläubigern bedrängte das Haus. Nauwercks Begräbnis mußte aus öffentlichen Mitteln und durch befreundete Bürger finanziert werden.

Quellen: LHAS, 11.3, Familienakten Mecklenburg-Strelitz 3635, Nauwerck, darin besonders: Arnold Nauwerck, Familiengeschichte „500 Jahre Nauwerck", Schreibmaschinenmanuskript (November 2001). – Stadtarchiv Neustrelitz. – Bundesarchiv (früher Außenstelle Frankfurt, jetzt Koblenz), Mappe DB 51/269, Strelitzer Petition vom 20.9.1848. – Blätter für freies Volksthum (Neustrelitz), Red. Daniel Sanders, Jg. 1 und 2, Juli 1848-März 1849.

Literatur: Hrsg. Kurt Batt, Fritz Reuter Gesammelte Werke und Briefe, Bd. 8 Briefe, Rostock 1990. – Hrsgg. Frank Erstling/Frank Saß/Eberhard Schulze/Harald Witzke, Mecklenburg-Strelitz. Beiträge zur Geschichte einer Region, Bd. 1, Friedland 2001, S. 157-170.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0194

Porträt: Zeitgenössische Skizze als Abgeordneter in: LHAS, Bildersammlung, Tableaus von insgesamt 40 Abgeordneten der Mecklenburgischen Abgeordnetenversammlung in Schwerin von 1848/49.

Klaus Lüders

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0195

NICOLAI, (seit 1664: von Greiffencrantz), Daniel, geb. 16.10.1613 Parchim, gest. 13.5.1670 Stade; ev. – Hof-, Kammer- und Kanzleirat in Mecklenburg-Schwerin, Kanzler in Bremen-Verden.

Eltern: Gabriel Nicolai, geb. um 1580, gest. 1614, vornehmer Bürger und Rentier in Parchim; Anna Meyer, gest. 1617, Tochter des Daniel Meyer, gest. 1595, Bürgermeister in Parchim.

Ehefrau: Sophia von der Lippe, Tochter des dänischen Kanzlers in Schleswig-Holstein Christoph von der Lippe, verh. 8.2.1648 Hadersleben.

Kinder: Zehn Kinder; drei Töchter und drei Söhne überlebten den Vater: Anna Margarethe, geb. um 1648, verh. 1668 mit dem Gräfen im Alten Land Nikolaus von Höpken; Christoph Joachim (1649-1715), schwedischer Kanzler in Bremen (1688) und Zweibrücken (seit 1704); Adolf Friedrich (um 1651-1704/05), Major, verh. mit Christine Charlotte von Keller (1678/79-1737); Daniel (1652-1715), Offizier; Sophia Elisabeth, gest. 1734; Catharina Sophia.



Daniel Nicolai verbrachte Kindheit und Jugend in Parchim. Sein Vater starb, als er kaum ein Jahr alt war. Die Mutter heiratete nach dem Trauerjahr den Rektor des Gymnasiums in Parchim Joachim Taumann, doch auch sie starb bereits zwei Jahre später. So übernahm der Stiefvater die Erziehung des nunmehr vierjährigen Daniel und seiner Schwester Anna.

Die ersten Fundamente der Ausbildung wurden durch ihn gelegt, doch als Daniel Nicolai 14 Jahre alt war, drängte es ihn zum Schulbesuch nach Güstrow. Der Stiefvater riet ab, so heißt es in der Leichenpredigt, und der Junge blieb noch bis zu seinem 18. Lebensjahr in Parchim. Es ist davon auszugehen, daß er unter der Aufsicht seines gelehrten Stiefvaters eine sehr gute Erziehung und Bildung genoß.

1631 ging Daniel Nicolai zum Studium nach Wittenberg und Halle. In Halle nahm ihn der berühmte Rektor des Gymnasiums Christian Gueintzius (1592-1650) in seinem Haus auf, bei ihm studierte Daniel Nicolai zwei Jahre Philosophie und hielt öffentlich zwei Disputationen. 1633 verließ er Halle und studierte in den folgenden Jahren Philosophie und Jurisprudenz in Wittenberg. Hier wohnte er bei seinem Landsmann Prof. jur. Friedrich Praetorius (1594-1642), der Daniel wie ein eigenes Kind behandelte, ihm seine Bibliothek öffnete und ihn stark förderte. Durch Praetorius lernte er den Vizekanzler in Quedlinburg Friedrich Lente kennen, die Unterstützung dieser beiden Männer bestimmte seinen weiteren Lebensweg.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0196

Seit dem Frühjahr 1640 reiste er als Hofmeister durch die Lande. Zunächst wurden ihm die Söhne von Friedrich Lente und von Georg Hagen, Rat in Diensten des Grafen von Mansfeld, anvertraut, gemeinsam gingen sie an die Universität Helmstedt und wohnten im Haus des angesehenen Professors Konrad Hornejus (1590-1649). Im Anschluß reiste Nicolai als Hofmeister des Konrad Ascanius von Mahrenholtz, des späteren Kurfürstlich-Brandenburgischen Kammerherrn und Geheimen Rats, und dessen Cousin Hildebrandt Christoph von Hardenberg, später in Braunschweig-Lüneburgischen Diensten, auf Anweisung ihres Onkels Nikolaus Ascanius von Mahrenholtz, eines lüneburgischen Edelmanns, drei Jahre durch Holland, England und Frankreich. Die dritte Hofmeisterstelle führte Nicolai schließlich zusammen mit zwei Söhnen und einem Neffen des Guntzel von Bartensleben nach Straßburg, Speyer und Frankreich. In Bourges promovierte er etwa 1645 zum Doktor beider Rechte.

1646 kehrte Daniel Nicolai nach Parchim zurück, seine Ausbildungszeit mit Studium, Bildungsreise und Promotion war damit beendet. Es folgten wichtige private und berufliche Ereignisse. Zum einen heiratete er im Februar 1648, die ersten Kinder kamen zur Welt. Zum anderen ernannte ihn Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin (reg. 1592-1658, bis 1608 unter Vormundschaft) zum Hof-, Kammer- und Kanzleirat in Schwerin. Seit 1621 war Mecklenburg durch Erbvertrag in die Herzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow geteilt, gemeinsam blieben jedoch u. a. der Landtag, das Hof- und Landgericht sowie das Konsistorium der Landeskirche.

Vom Frühjahr bis zum Herbst 1649 nahm Daniel Nicolai in Nürnberg als mecklenburgischer Gesandter an den Friedensexekutionsverhandlungen teil, die im Frühjahr 1649 begannen und im Friedens-Exekutions-Hauptrezeß vom 26.6.1650 ihren Abschluß fanden. Hier sollte die „Exekution" der im Westfälischen Frieden vom Oktober 1648 festgelegten Bestimmungen vorgenommen werden; vorrangig ging es um den Abzug der noch in den deutschen Territorien befindlichen fremden Streitkräfte. Mit herzoglicher Instruktion vom 21.3.1649 reiste Daniel Nicolai über Halle nach Nürnberg, wo er Mitte April eintraf. Für Nicolai ging es vorrangig um die Inbesitznahme des durch den Friedensschluß Mecklenburg zugefallenen Kanonikats in Straßburg, so reiste er von Nürnberg aus im Juli 1649 auch dorthin. Im Juni machte er wegen eines am Reichskammergericht anhängigen Verfahrens zusätzlich einen Abstecher nach Speyer.

Ausführliche regelmäßige Berichte von Nürnberg nach Schwerin dokumentieren seine Tätigkeit sehr genau. Spätestens in diesen Monaten lernte er die verantwortlichen Persönlichkeiten aus dem nun zur Großmacht aufgestiegenen Schweden kennen, möglicherweise bahnten sich erste Kontakte im Hinblick auf eine Übernahme in schwedische Dienste bereits in Nürnberg an. Hier saß Daniel Nicolai beim Freudenfest, dem schwedischen Friedensmahl, im Rathaus der Stadt am 25.9.1649 für Mecklenburg an der Fürstentafel – am selben Tisch saß auch der Pfalzgraf und spätere schwedische König Carl Gustav – und war damit in die höchsten Kreise aufgestiegen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0197

Ende Oktober unterschrieb Nicolai letztmalig ein Schreiben in Nürnberg, Anfang November 1649 war er zurück in Schwerin und ging seinen Ratsfunktionen nach. Am 1.11.1650 erhielt Daniel Nicolai eine erneute Bestallung mit einem großzügigen Deputat.

Von Oktober 1652 bis zum Sommer 1654 folgte die nächste verantwortungsvolle Gesandtschaft in mecklenburgischen Diensten: die Teilnahme am Reichstag in Regensburg. Begleitet wurde Nicolai vom Landrat Balthasar Rieben. Beim Regensburger Reichstag sollten gemäß Friedensvertrag vorrangig Fragen der Reichsverfassung verhandelt werden. Der Reichstag war auf den 21.10.1652 ausgeschrieben, insofern trafen Nicolai und Rieben über Leipzig am 18.10.1652 in Regensburg ein. Der tatsächliche Beginn verzögerte sich jedoch bis zum Juni 1653, geschlossen wurde der Reichstag am 17.5.1654.

Im Vorfeld der Reise – im Juli 1652 – äußerte sich Nicolai gegenüber dem Fürsten über private Dinge. Mit der Bitte, die Reise nicht antreten zu müssen, erfahren wir vom Tod des Schwiegervaters Christoph von der Lippe und der noch nicht vollzogenen Erbteilung. Aus finanziellen Erwägungen heraus, so hören wir weiter, müsse er sich um die Erbschaftssache kümmern, denn durch seine berufliche Tätigkeit könne er nichts erwerben; er benötige zum Leben das, was er durch Heirat oder Erbe besitze. Dieser Punkt – die unsichere Gehaltssituation – sollte drei Jahre später entscheidend werden für seinen weiteren beruflichen Werdegang. Das Allodialgut Sildemow bei Schwaan gelangte in seinen Besitz, die Leichenpredigt bezeichnet Nicolai als Erbgesessen auf Sildemow. Die Probleme im Zusammenhang mit der Erbteilung waren allerdings kein ausreichender Grund, die Gesandtschaft nicht anzutreten, Nicolai reiste schließlich doch nach Regensburg.

Auch in diesem Fall dokumentieren umfangreiche Berichte nach Schwerin bis zum Sommer 1654 den Verlauf der Verhandlungen und die Verrichtungen der Gesandten. Hier ging es für Mecklenburg vorrangig um einige Privilegien, vor allem das Privilegium de non appellando für Mecklenburg und damit die Unabhängigkeit von den obersten Reichsgerichten zumindest bis zu einem bestimmten Streitwert, sowie um die vorzeitige Volljährigkeitserklärung des minderjährigen Herzogs Gustaf Adolf von Mecklenburg-Güstrow (reg. 1636-1695, bis 1654 unter Vormundschaft). Beides wurde erreicht.

Im September 1654 und damit kurz nach Rückkehr aus Regensburg vertrat Nicolai den Herzog beim Landtag in Malchin, wenige Monate später beim Landtag in Sternberg. Hier soll er am 28. 2.1655 ein erstes Vokationsschreiben des schwedischen Königs Carl X. Gustav, der in der Nachfolge der abgedankten Königin Christina 1654 die Herrschaft übernommen hatte, erhalten haben. Eine schwedische „Eventualbestallung" für Nicolai folgte am 15.8.1655. Im Zweifel, ob er dem Ruf folgen sollte, kommunizierte er das Schreiben seinem Kollegen, dem Hofmarschall Otto von Wackerbarth (seit 1648 in Schwerin, gest. 1679), dieser trug die Angelegenheit Herzog Adolf Friedrich vor.

König Carl X. Gustav setzte zwei einflußreiche Mitarbeiter als Vermittler ein: den Vizepräsidenten am Wismarer Tribunal David Mevius (1609-1670; → Bd. 2, S. 173-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0198

180) und den bremisch-verdischen Regierungsrat und Oberkommisar Sven Strausberg (gest. 1679). Einer vom schwedischen König im September 1655 beim Herzog Adolf Friedrich schriftlich geforderten Entlassung (Dimission) des erfolgreichen und angesehenen Rats aus mecklenburgischen Diensten wurde mit Antwortschreiben des Herzogs vom 4.10.1655 nicht zugestimmt, gleichzeitig Mevius und Strausberg von Wackerbarth gebeten, die Entlassung des Geheimen Rates nicht so inständig zu „urgieren". Vielmehr wurde in Schwerin alles versucht, um Dr. Daniel Nicolai zu halten. So bot man ihm in einer neuen Bestallung vom 1.12.1655 das Kanzellariat und damit eine Erweiterung seiner Kompetenzen und Aufgaben sowie eine Gehaltserhöhung an. Die Beförderung lehnte er in einem Schreiben vom 11.12.1655 ab, eine Lohnsteigerung auf 500 Reichstaler nahm er dagegen an. Die Verhandlungen gingen weiter. Für Nicolai entscheidend war auf Grund seiner Erfahrungen, daß er überhaupt sicher und regelmäßig Geld erhielt, was bis dahin nicht geschehen war. So hatte er angeblich seit seiner Rückkehr aus Regensburg im Sommer 1654 keine Besoldung mehr erhalten. Er bat nun neben Deputat, freier Wohnung und Holz zum Feuern um eine feste Assignation. Alles wurde ihm zugesagt, doch es nutzte nichts, er nahm die neue herzogliche Bestallung nicht an. In seinem Schreiben vom 11.12.1655 nannte er die Gründe. Er habe eigentlich vorgehabt, in mecklenburgischen Diensten zu bleiben, in den vergangenen vier Jahren auch drei gute Angebote abgelehnt. Da er jedoch seine Familie bei der innehabenden Funktion nicht versorgen könne und er im Gegensatz dazu bei der ihm wiederum angetragenen schwedischen Vokation die entsprechenden Mittel erhalten würde – er sprach von über 2.000 Reichstalern sicherer Einkünfte jährlich, tatsächlich waren es 1.200 Reichstaler –, habe er nach reiflicher Überlegung entschieden, das Angebot nicht ausschlagen zu können, sofern er aus mecklenburgischen Diensten gnädig entlassen werde. Er habe jedoch auf Bitten Wackerbarths seine Zusage noch zurückgehalten, in der Hoffnung, daß der Fürst, wenn er ihn wirklich ernsthaft halten wollte, mit ihm reden lassen werde. Das sei nicht geschehen – bis auf ein Gespräch des Kanzlers Cothmann mit ihm vor etwa vier Wochen und der Aussage, daß der Fürst sein Gehalt verbessern werde. Da nun für ihn in Schwerin alles ungewiß sei, habe er sich dazu entscheiden müssen, seine Erklärung den schwedischen Mitarbeitern gegenüber, die mit ihm verhandelten, abzugeben. Dies sei vor etwa zehn Tagen geschehen. Er könne nunmehr ohne Verlust von Ehre und Ansehen aus der Sache wohl kaum mehr herauskommen. Sollte ihm dies wider Erwarten doch gelingen, wolle er in fürstlichen Diensten bleiben und das Wohlergehen seiner Familie zurückstellen. Sollte ihm dies nicht gelingen, so bot er an, dem Fürsten „von Haus aus" wöchentlich in Schriften ohne Entgelt aufzuwarten und damit zu beweisen, daß die Devotion gegen seinen Landesfürsten und die Liebe zu seinem Vaterland niemals endeten.

Als der schwedische König im Frühjahr 1656 den Druck verstärkte und eine kategorische Erklärung von Nicolai verlangte, gleichzeitig eine ordentliche Bestallung übersandte, war nach über 15 Monaten Verhandlung die Sache entschieden. Nochmals wurden über die Stader Regierung Mevius und Strausberg eingeschaltet, um die kategorische Erklärung von Nicolai einzuholen. Er habe im November 1655 das Versprechen gegeben, gegen Fastnacht, wenn das halbe Jahr der Aufkündigung vorbei

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0199

sei, nach Stade zu kommen. Das Versprechen müsse eingehalten, die ihm angebotene Stelle von ihm akzeptiert werden. Im März 1656 bat Nicolai den Fürsten daraufhin um Dimission und bot wiederum an, dem Fürsten weiterhin treu, wenn auch abwesend, zu dienen, wöchentlich mit ihm oder seinen Bediensteten zu korrespondieren und beratend tätig zu sein, „von Haus aus", also zeitweilig und auf Anforderung, ohne Entgelt. Die letzten mecklenburgischen Versuche, Nicolai zu halten, wurden im April 1656 vorgenommen – erfolglos. Unter der Bedingung, daß er weiter beratend tätig wäre, sofern das schwedische Interesse dadurch nicht beeinträchtigt würde, wurde er schließlich entlassen, mit der Zusage, ihm die rückständigen Gehälter noch auszuzahlen.

Ende Juli 1656 wurde Daniel Nicolai in sein neues Amt in Stade eingeführt. Trotz aller offen geäußerten Bedenken übte Daniel Nicolai bis zu seinem Tod 1670 das Kanzellariat in den Herzogtümern Bremen und Verden aus, die im Osnabrücker Friedensvertrag von 1648 der schwedischen Krone als ewiges Reichslehen zugestanden worden waren und bis 1712 unter schwedischer Landesherrschaft standen. Auf der Grundlage einer 1652 erlassenen Regierungsordnung waren drei Behörden eingerichtet worden: der Regierungsrat mit Einbindung der Kammer, das Justizkollegium und das Konsistorium. Ein Gouverneur vertrat als königlicher Statthalter die schwedischen Interessen in der nordwestdeutschen Provinz.

Als Kanzler hatte Daniel Nicolai nicht nur einen entscheidenden Einfluß im Regierungsrat, er führte zusätzlich noch die Direktion im Justizkollegium. Da der Gouverneur Hans Christoph von Königsmarck (1605-1663) von 1656 bis 1660 in polnischer Kriegsgefangenschaft war, lastete auf dem Kanzler in den ersten Jahren besonders viel Arbeit und auch Entscheidungsgewalt. Während Daniel Nicolai für die schwedische Krone erfolgreiche Arbeit leistete, verfaßte er von Beginn seiner Amtszeit in Stade an trotz der hohen Arbeitsbelastung regelmäßig Gutachten bzw. Schreiben für die Mecklenburger Herzöge Adolf Friedrich und Christian (reg. 1658-1692) und nahm die Funktion eines Beraters ein. Die Beratung erstreckte sich von ausführlichen Stellungnahmen zu Fragen der Verwaltungsreform – er vertrat die Einrichtung von vier Kollegien als Geheimem Rat, Justizkollegium, Kammer und Konsistorium und hat vermutlich die 1659 von Herzog Christian erlassene Verordnung zur Neueinrichtung der Kollegien nicht unwesentlich beeinflußt – bis hin zur Hilfestellung bei den Erbschaftsstreitigkeiten und bei der Gestaltung eines neuen Wappens nach dem Tod Herzog Adolf Friedrichs 1658. Herzog Christian verweigerte nach dem Tod seines Vaters die Eröffnung des väterlichen Testaments, um nicht, wie hier verfügt, seinen jüngeren Brüdern die 1648 im Westfälischen Frieden erworbenen Fürstentümer Ratzeburg und Schwerin überlassen zu müssen. Er trat das gesamte Erbe an und veranlaßte die Gestaltung eines neuen Wappens. Seine Brüder prozessierten gegen Herzog Christian wegen Vollstreckung des väterlichen Testaments. Auch hier ist die beratende Tätigkeit Nicolais seit 1659 nachzuweisen. Neben Schriftverkehr kam es zu persönlichen Begegnungen, wohl vorrangig in Hamburg. Das erste Gutachten („Bedenken") aus Stade zu Fragen der Verwaltungsreform, um die sich auch Herzog Adolf Friedrich jahrelang bemühte, trägt das Datum 8.9.1656, ein weiteres ist vom

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0200

3.9.1657. Auch am 7.1.1663 äußerte sich Nicolai nochmals ausführlich auf Bitten des Herzogs Christian zu Fragen von Regierung und Verwaltung.

Diese kontinuierliche Beratungstätigkeit beeinträchtigte ganz offensichtlich nicht Nicolais Ansehen in Stockholm. So erhielt er 1658 eine Goldkette vom schwedischen König, am 16.11.1664 wurde er zu Greiffencrantz geadelt. 1668 wurde er Mitglied der angesehenen St. Antonii-Brüderschaft in Stade. Nur kurz erwähnt sei, daß sich Nicolai in Stade von 1666 bis 1668 auch wirtschaftlich betätigte, nämlich – gemeinsam mit dem Stader Bürgermeister – als Mitinhaber von Schiffen, die vorwiegend auf Walfang nach Grönland fuhren. Stade, Residenz der schwedischen Krone in Bremen-Verden, war in diesen Jahren Ausweichhafen vor allem für Schiffer aus Emden und Holland. Hintergrund war die schwedische Neutralität während des zweiten Seekriegs zwischen England und Holland. Um die begehrten Stader Seepässe erwerben zu können, suchten die auswärtigen Schiffer Stader Bürger als Mitreeder zu gewinnen. Und die Mehrzahl der Stader Honoratioren aus Bürgerschaft, Rat und Regierung – fast alle übrigens Antonii-Brüder – beteiligte sich an dem gewinnversprechenden Reederei- und Frachtgeschäft, allen voran Kanzler Daniel Nicolai von Greiffencrantz.

Daniel Nicolai gilt als frommer Mensch, der regelmäßig Gottesdienste besuchte und theologische Bücher las. Er war aber auch ein Verfechter der absolutistischen Regierungsweise, was ihm beruflich manche Anfeindungen bescherte. Vermutlich führten darauf zurückzuführende Differenzen mit dem Kanzler den Justizrat Dr. Hermann Höpfner – seit 1655 im Amt – zum Abschiedsgesuch im März 1659. Matthias Wilhelm Huss, seit 1663 Stadtrichter in Verden und seit 1668 gegen den Willen der Regierung auf königlichen Befehl Justizrat (bis 1675), hatte seit 1664 Streit mit Nicolai und strengte einen Verleumdungsprozeß gegen den Kanzler an. Vor allem ist die Auseinandersetzung, ja Feindschaft mit dem Regierungsrat Nikolaus von Höpken (1601-1671) zu erwähnen, der seit Beginn der Schwedenzeit in Bremen-Verden einflußreicher Beamter war und 1663 wohl nicht zuletzt wegen der Auseinandersetzungen mit Nicolai seinen Abschied erhielt. Gleichwohl heiratete dessen Sohn gleichen Namens 1668 eine Tochter Nicolais. Grundsätzlich wurde Nicolai eine zu starke Einmischung in die Kompetenzen der Justizbehörde, des Konsistoriums und der Kammerbediensteten vorgeworfen. Er verfügte über eine große Machtfülle und hielt sich ganz offensichtlich nicht immer an die kollegiale Aufgabentrennung, wie sie in der für Bremen-Verden 1652 erlassenen Regierungsordnung vorgesehen war. Bei allen Unstimmigkeiten ist sicherlich zu berücksichtigen, daß Nicolai in mecklenburgischen Diensten den kollegialen Arbeitsstil nur in Ansätzen kennengelernt hat. In Schweden war Nicolai trotz aller Probleme in der deutschen Provinz ausgesprochen angesehen. Auch hier – wie in Mecklenburg – wurde er nach 1660 an herausragender Stelle eingebunden in Verwaltungsreformdebatten. Er sprach sich bezogen auf Bremen-Verden gegen zu weitreichende ständische Privilegien, aber auch gegen eine Art Besatzungsregime aus, statt dessen sei ein Mittelweg zu wählen, nämlich die Einsetzung einer gut geordneten Regierung. Letztlich bedeutete das eine starke Zentrale und schwache Landstände und damit eine absolutistische Politik gegenüber

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0201

den bremisch-verdischen Ständen. Nicolais Einfluß und Ansehen waren in diesen Jahren – 1660-1665 – erheblich. 1661 wurden ihm einige Einkünfte von Gütern aus dem Besitz des ehemaligen Bremer Domkapitels verliehen (doniert). In diese Zeit, 1664, fiel auch seine Nobilitierung. Mehr und mehr geriet er danach in die Kritik, sein Eintreten für eine Stärkung der landesherrlichen Hoheitsrechte gegenüber den Ständen und speziell den Donataren entsprach nicht mehr der ständefreundlichen Politik der Stockholmer Vormundschaftsregierung (1660-1672). 1670 traf es schließlich Daniel Nicolai, man ließ ihn in Stockholm fallen. Auf Vorschlag des schwedischen Reichskanzlers Magnus Gabriel de la Gardie (1622-1686) beschloß der Reichsrat am 12.4.1670, Nicolai nahezulegen, um seine Entlassung nachzusuchen. Bevor es dazu kam, starb er in Stade im Alter von 57 Jahren.

Am 7.9.1670 wurde Daniel Nicolai von Greiffencrantz im Beisein der Witwe und der sechs Kinder in der königlichen Etatskirche in Stade beigesetzt.

Quellen (in Auswahl, zur Schweriner Zeit): LHAS, 2.11-1/3 Reichstagsakten; 2.11-2/1 Auswärtige Beziehungen Nr. 2950, Nr. 4041, Nr. 5056, Nr. 5556; 2.12-2/4 Regierungskollegien und Gerichte Nr. 11, 515. – Landesbibliothek Schwerin, Personalschriften v Grei 1: Leichenpredigt von 1670, verfaßt vom Pastor und Konsistorialrat Matthaeus Kippius.

Literatur: Luneberg Mushard, Denckmahl der uhralten berühmten hochadelichen Geschlechter, insonderheit der hochlöblichen Ritterschaft in denen Hertzogthümern Bremen und Verden, Bremen 1708, Bd. 2, S. 252a/b. – Gustaf Elgenstierna, Den introducerade svenska adelns ättartavlor med tillägge och rättelser, Bd. 3,1, Stockholm 1927, S. 112/113. – Klaus-Richard Böhme, Bremisch-Verdische Staatsfinanzen 1645-1676. Die schwedische Krone als deutsche Landesherrin, Uppsala 1967, vor allem S. 187, S. 316-322, S. 373, S. 559, S. 562 (hier Hinweise auf Quellen im Reichsarchiv Stockholm). – Claus Tiedemann, Die Schiffahrt des Herzogtums Bremen zur Schwedenzeit (1645-1712), Stade 1970. – Beate-Christine Fiedler, Die Verwaltung der Herzogtümer Bremen und Verden in der Schwedenzeit 1652-1712. Organisation und Wesen der Verwaltung, Stade 1987, vor allem S. 88/89, S. 115, S. 306 (hier Hinweise auf Quellen im Niedersächsischen Staatsarchiv Stade). – Claus Heinrich Bill, Mecklenburgischer Adel in der Frühen Neuzeit 1550 bis 1750. Lebenswelten zwischen Reformation und Landesgrundgesetzlichem Erbvergleich, Schriftenreihe des Instituts Deutsche Adelsforschung Band 15, Sonderburg 1999, S. 79-81. – Beate-Christine Fiedler, Nicolai (seit 1664: von Greiffencrantz), Daniel, in: Lebensläufe zwischen Elbe und Weser. Ein biographisches Lexikon, Band 1, hrsg. vom Landschaftsverband der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Stade 2002, S. 245/246.

Porträts: Staatsarchiv Stade, Dep. 10 (Geschichts- und Heimatverein Stade) Nr. 1824 (alte Signatur: Sb Nr. 9e).* – Stadtarchiv Stade, Bildarchiv.

Beate-Christine Fiedler

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0202

OERTZEN, August Otto Ernst von, geb.11.9.1777 Kotelow bei Friedland/Mecklenburg, gest. 3.4.1837 Berlin, begraben Neustrelitz; ev. – Politiker, Jurist.

Eltern: Adolf Friedrich Theodor von Oertzen, Vize-Landmarschall des Stargardischen Kreises, Erbherr auf Kotelow, Klockow, Lübbersdorf und Wittenborn, geb. 4.2.1747 (wahrscheinlich Kotelow), gest. 13.10.1796 Neubrandenburg; Ida Margarete Ernestine, geb. von Dewitz aus dem Hause Groß Miltzow, geb. 7.4.1749 Groß Miltzow, gest. um 1820.

Ehefrauen: 1. Charlotte Sophie Albertine Wilhelmine, geb. von Jasmund, Tochter des württembergischen Staatsministers und vormaligen kurhessischen Appellationsgerichtspräsidenten Ludwig Helmuth Heinrich von Jasmund, geb. 21.8.1780 Kassel, gest. 12.1.1818, Neustrelitz. – 2. Luise Ernestine Eleonore Wilhelmine Karoline Adolfine, geb. von Plessen, Tochter des mecklenburg-strelitzschen Kammerherrn Karl Hartwig von Plessen, geb. 23.8.1798 Klein Vielen, gest. 22.4.1883, Neustrelitz.

Kinder: 4 Söhne, zwei Töchter, darunter aus 1. Karl Ludwig (1801-1871), mecklenburg-strelitzscher Kammerherr und Justizrat, Komponist der „Vandalia"; aus 2. Georg Wilhelm Christian (1823-[?]), mecklenburg-strelitzscher Kammerrat und Landessteuerdirektor.

Unter den am Neustrelitzer Hof dienenden Staatsmännern ragt August Otto Ernst von Oertzen als eine in ihrem Wirken auch auf Mecklenburg-Schwerin ausstrahlende Persönlichkeit heraus. Mit den Gegebenheiten des Strelitzer Herzogtums von Hause aus in nahezu organischer Verbindung stehend, studierte Oertzen nach dem Besuch der Brandenburger Ritterakademie nach dem Vorbild seines Vaters in Göttingen Jura und Verwaltungswissenschaften, wobei ihn besonders staatsrechtliche und historische Veranstaltungen interessierten. Von Göttingen reiste Oertzen häufig ins nahegelegene Kassel, wo er viel im Haus des gleichfalls aus Mecklenburg stammenden hessischen Appellationsgerichtspräsidenten von Jasmund verkehrte und in dessen Tochter Charlotte auch seine erste Gemahlin fand. Im Anschluß an seine lediglich zweijährigen Göttinger Studien, unternahm Oertzen 1798 noch eine größere Reise vornehmlich durch Süddeutschland, um im Herbst desselben Jahres nach Mecklenburg zurückzukehren. Schon zwei Jahre zuvor war ihm von den vier Gütern seines Vaters durch Los das Gut Klockow zugefallen, das er jedoch, da er ohnehin keine sonderliche Neigung zur Landwirtschaft verspürte, verpachtet hatte. Kurz nach der Rückkehr wurde Oertzen noch vor Ablauf des Jahres 1798 zum Auditor bei der Strelitzschen Justizkanzlei und herzoglichen Kammerjunker ernannt. Nach knapp anderthalbjähriger Tätigkeit an der Justizkanzlei absolvierte er das juristische Examen und avancierte im Alter von zweiundzwanzig Jahren 1804 zum Kanzleirat und stimmberechtigten Mitglied der Justizkanzlei. Weitere vier Jahre später war Oertzen Regierungsrat mit Sitz und Stimme in der Landesregierung, 1807 gleichzeitig Lehnrat in der Lehnkammer, und drei Jahre darauf, mit zweiunddreißig Jahren, Inhaber des höchsten Staatsamtes des Herzogtums Mecklenburg-Strelitz.

Gefördert wurde die Karriere des versierten Verwaltungsjuristen vor allem durch dessen enges persönliches Verhältnis zum Landesherrn. Beide Männer vereinten hochkonservative Überzeugungen mit der Einsicht und Bereitschaft, erforderliche Veränderungen ins Werk zu setzen. So hatte beinahe täglicher Kontakt mit dem Fürsten eine Übereinstimmung zwischen Herzog Karl und seinem Minister entstehen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0203

lassen, die auch in der schweren Zeit der Kontinentalsperre und französischen Besatzung Früchte trug. Als mit der Auflösung des Alten Reiches und seiner Institutionen auch das Reichskammergericht als oberste Berufungsinstanz wegfiel, hatte Oertzen entscheidenden Anteil an der Installation des für die beiden mecklenburgischen Staaten in Parchim geschaffenen Oberappelationsgerichtes.

Außenpolitisch gelang es ihm, das Land zur richtigen Zeit aus dem Rheinbund an die Seite Preußens zu führen, um ihm während der Befreiungskriege zu einer günstigen Position zu verhelfen. Diese in erster Linie aus den Erfolgen des überdurchschnittlichen militärischen Engagements des kleinen Landes und der Popularität der aus dem Strelitzer Fürstenhaus stammenden Königin Luise erwachsende Position verstand er auch während des Wiener Kongresses, auf dem er an der Seite des Erbprinzen Georg auftrat, für das Haus Mecklenburg-Strelitz auszuspielen. Vor dem Hintergrund latenter Spannungen mit dem Ludwigsluster Hof gelang es Oertzen mit preußischer Unterstützung, die zunächst nur Mecklenburg-Schwerin zugestandene großherzogliche Würde auch für das Strelitzer Haus zu erwerben und den von Strelitzer Seite befürchteten Vorrang des Schweriner Hauses zu verhindern.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0204

In den Jahren der Restauration hatte August von Oertzen entscheidenden Anteil an den zur Abschaffung der Leibeigenschaft für beide Mecklenburg erlassenen Verordnungen, so setzte er in diesem Zusammenhang dringend erforderliche, in der Patrimonialgerichtsordnung von 1821 und der Reorganisation der niederen Gerichtsbarkeit Niederschlag findende Justizreformen ins Werk. Sein von christlich motiviertem Verantwortungsgefühl geprägter Konservatismus ließ ihm gleichfalls erforderliche Reformen des Schulwesens als besonders dringlich erscheinen. Maßnahmen wie die Gründung des vergleichsweise modernen Mirower Lehrerseminars, die Besserstellung der bislang in Strelitz ein klägliches Dasein fristenden jüdischen Schule, Schulordnungen für die Volksschulen und die Durchsetzung der Schulpflicht aller Kinder bis zur Konfirmation für das Domanium verbanden sich mit seinem Namen.

Den nach den Befreiungskriegen danieder liegenden Handel des kleinen Landes versuchte Oertzen durch geeignete Verordnungen gegen die Überschwemmung des heimischen Markt durch ausländische Konkurrenz zu schützen. Wirtschaftspolitisch wirksam wurden auch zahlreiche Maßnahmen, die auf die Verbesserung der Infrastruktur zielten, von denen die Schiffbarmachung von Havel, Elde und Stör am nachhaltigsten wirken sollte. Die Reihe der zum Nutzen des Landes getroffenen Initiativen Oertzens, dem 1831 auch noch die Verwaltung der großherzoglichen Domänen übertragen wurde, beeindruckt vor allem durch eine den verschiedensten Anforderungen gerecht werdende Vielseitigkeit, die ihn neben der Beschäftigung mit so neuartigen gesundheitspolitischen Fragen wie der Einführung der Blatternimpfung auch Kirchenlieder, Gedichte und Dramen schreiben ließ. Dennoch schienen innenpolitische und verwaltungstechnische Fragestellungen sein eigentliches Metier zu sein.

1836, ein Jahr vor seinem Tod, sollte ihn allerdings noch ein auf das Parkett der großen Politik führendes Problem beschäftigen. Der am preußischen Hof sehr einflußreiche Halbbruder Großherzog Georgs, Herzog Karl zu Mecklenburg (→ S. 106), war mit einem delikaten Auftrag an den Minister herangetreten. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte aus außenpolitischen Motiven eine Verbindung des französischen Kronprinzen Ferdinand Herzog von Orléans mit der dem Schweriner Haus entstammenden Herzogin Helene zu Mecklenburg (→ Bd. 3, S. 106-111) arrangiert. Herzog Karl empörte sich gemeinsam mit dem Großherzog gegen dieses Heiratsprojekt, da er die Herrschaft des Hauses Orléans in Frankreich aufgrund ihres revolutionären Ursprungs für nicht legitim hielt. Anhand historischer Präzedenzfälle sollte Oertzen im eigenen Namen eine juristische Denkschrift gegen die geplante Heirat verfassen. Dabei hatte Herzog Karl zwar die inhaltlichen Eckpunkte vorgegeben, dennoch wurde Oertzens Denkschrift von den Zeitgenossen auch als politisches Glaubensbekenntnis wahrgenommen und geriet, wenn auch vergeblich, zu einer derart überzeugenden Verfechtung des Legitimitätsprinzips, daß selbst ein so kritischer Beobachter wie Alexander von Humboldt ihr seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0205

Noch im selben Jahr legte August von Oertzen aus gesundheitlichen Gründen seine Ämter nieder. Infolge schwerer Verbrennungen, die er durch eine Unachtsamkeit seines Arztes erlitt, fand er wenig später ein tragisches Ende.

Quellen: LHAS, 4.3-2 Hausarchiv des mecklenburg-strelitzschen Fürstenhauses mit Briefsammlung; 2.12 – 1/9 Eheschließungen 775 K 1, Bemerkungen der Minister von Oertzen und von Kamptz hinsichtlich der Vermählung der Herzogin Helene mit dem Herzog von Orléans.

Werke: (Auswahl) Bemerkungen des Großherzogl. Strelitz. Ministers von Oertzen die beabsichtigte Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin, […] betreffend, o. O., 1836, (Exemplar im LHAS).

Literatur: Neuer Nekrolog der Deutschen, 15 Jg. 1837, Bd. I, Weimar 1839, S. 396-401 (Friedrich Brüssow). – Christian Graf von Bernstorff-Beseritz, Zur Erinnerung an den Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzschen Staatsminister August von Oertzen, in: Einige gute Mecklenburgische Männer. Lebensbilder gesammelt von Julius Freiherrn von Maltzahn, Weimar 1882, S. 145-162. – Georg Christian Friedrich Lisch, Urkundliche Geschichte des Geschlechts von Oertzen, Bd. 4, Schwerin 1886, S. 474-481. – Achim Mayer, Geschichte des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz 1816-1890, Neustrelitz 1890, S. 5-10. – Friedrich Winkel, Staatsminister August von Oertzen, in: Miteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg, hrsg. von Friedrich Buddin, Schönberg 1926, S. 40. – Rajko Lippert, August Otto Ernst von Oertzen (1777-1837), in: Mecklenburg-Strelitz: Beiträge zur Geschichte einer Region, hrsg. von Frank Erstling/Frank Saß/Eberhard Schulze/Harald Witzke, Bd. 2, Friedland 2002, S. 476-478.

Porträt: LHAS, Bildersammlung.

Sebastian Joost

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0206

PASSOW, Franz Ludwig Carl (Karl) Friedrich, geb. 20.9.1786 Ludwigslust, gest. 11.3.1833 Breslau; ev. – Altphilologe, Lexikograph, Dichter.

Eltern: Moritz Joachim Christoph Passow, get. 13.5.1753 Hagenow, gest. 28.2.1830, Dr. theol. h.c., Theologe, Hofdiakon, Prinzenerzieher, Oberhofprediger und Konsistorialrat in Ludwigslust, Superintendent in Sternberg; Wilhelmine Margarethe Beust, geb. 6.4.1764, Tochter des Pastors Johann Christoph Beust aus Seedorf bei Lenzen (Westprignitz), gest. nach 1830; verh. 4.11.1785 Dambeck (b. Neustadt).

Ehefrauen: 1. Luise Wichmann, geb. [?], gest. 31.3.1814; verh. 2.6.1808 Utenbach. – 2. Christine Wachler, Tochter des Breslauer Universitätsprofessors Johann Friedrich *Ludwig* Wachler (1767-1838); verh. 12.7.1816 Breslau.

Kinder: vier Söhne, vier Töchter, darunter Wilhelm Arthur (1814-1864), Dr. phil. h.c., Altphilologe, Gymnasialprofessor.



Franz Passow wurde ältester von 13 Geschwistern in Ludwigslust geboren. Das Geschlecht der Passows war eine alte mecklenburgische Pastorenfamilie, die in verschiedenen Generationen etliche Theologen aufzuweisen hatte. Sowohl Passows Großvater als auch sein Vater standen in kirchlichem Dienst. Letzterer war – bis auf die Jahre 1795-1818, in denen er als Superintendent in Sternberg wirkte – am großherzoglichen Hof in Ludwigslust tätig. Er selbst gab seinem Sohn Franz den ersten Unterricht, später übernahmen Hauslehrer diese Aufgabe. Bereits in dieser Zeit ist in dem jungen Passow die Liebe zum Altertum geweckt worden. 1802 wurde er zur weiteren Ausbildung auf das Gymnasium in Gotha geschickt. Seine Begabung zeigte sich bereits frühzeitig darin, daß er nach der Eingangsprüfung dort als einer der ganz wenigen Neuankömmlinge sofort in die Selecta (die den begabteren Oberschülern einer Gelehrtenschule vorbehaltene Klasse) aufgenommen wurde. Am Gothaer Gymnasium war es in der Hauptsache sein Lehrer Friedrich Jacobs (1764-1847), der einen nachhaltigen Einfluß auf Passow ausübte und mit dem er später einen freundschaftlichen Briefwechsel pflegte.

1804 wechselte Passow auf die Universität nach Leipzig. Hier begann er dem Elternwunsche folgend ein Theologiestudium, beendete dieses jedoch noch im ersten Jahr – wie er einem Freund schreibt – aus fehlender Tauglichkeit für den Pfarrberuf. Fortan widmete er sich dem Studium der Altphilologie. Nebenbei betätigte er sich sportlich im Fechten und auf ausgedehnten Wanderungen. Im Jahr 1806 wurde ein Besuch der Dresdner Museen prägend für Passows künftige wissenschaftliche Arbeit, weil ihn dieser zur Beschäftigung mit der Geschichte der bildenden Künste

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0207

inspirierte. Ebenfalls 1806 begann mit der Veröffentlichung von Sonetten, die Passow unter Pseudonym herausgab, seine eigentliche schriftstellerische Tätigkeit. In den folgenden Jahren entstanden wissenschaftliche Veröffentlichungen Passows häufig aus einer Verbindung seines philologischen Interesses mit seinen zu dieser Zeit besonders starken poetischen Neigungen.

Passow verehrte Goethe schwärmerisch, mit dem er 1806 persönlich Bekanntschaft machte. Offenbar fand Goethe auch Gefallen an Passow. Denn bereits im Juli 1807 trat Passow durch Goethes Vermittlung eine Professur der griechischen Literatur am Gymnasium in Weimar an, und zwar als Nachfolger von Heinrich Voß, einem Sohn des großen mecklenburggebürtigen Dichters Johann Heinrich Voß (1751-1826; → Bd. 2, S. 261-264). Goethe führte den jungen Gymnasiallehrer in die Weimarer Gesellschaft ein. Passow lehrte nicht nur am Gymnasium, sondern widmete sich auch einer Erneuerung der Schulorganisation und war wissenschaftlich tätig. Aus dieser Zeit stammen Editionen und Übersetzungen antiker Autoren, aber auch weitere literarische Arbeiten. Diese Veröffentlichungen machten Passows Namen weit über Weimar hinaus bekannt, so daß ihm im Jahr 1810 die Stadt Danzig eine Stelle als zweiter Direktor am Conradinum, einem in Jenkau nahe Danzig gelegenen renommierten Unterrichtsinstitut, anbot.

Nach langer Entscheidungsnot und im Bewußtsein, daß Danzig einerseits eine gewisse Isolation und andererseits Abschied von Weimar bedeutet, nahm Passow die neue Aufgabe an, die ihm nicht nur eine sehr große Freiheit und Selbständigkeit im Arbeiten, sondern auch ein gutes Einkommen sicherte. Passow, alleinverantwortlich für die Unterrichtsleitung, war die Aufgabe gestellt worden, die Anstalt völlig neu zu organisieren und in eine gelehrte Schule mit humanistischem Charakter umzuwandeln. Er widmete sich diesem Unterfangen mit ganzem Einsatz, wobei er den Alten Sprachen ein gewisses Übergewicht beimaß. Was die grundsätzliche Konzeption der Schule betraf, machte er sich zur Aufgabe, einem Rat des Humanisten Heinrich Stephanus (Henri Étienne 1528-1598) zu folgen und Griechisch als erste Fremdsprache an den Beginn der Sprachausbildung zu setzen. Auf diesem Fundament basierend wurden nacheinander Latein, Französisch und Englisch gelehrt. Dies spiegelt Passows Ansichten über eine aufzubauende (nebenbei bemerkt für alle Gesellschaftsschichten gemeinsam gedachte) Nationalschule wider, in der Griechisch als Medium fungieren sollte, in den jungen Menschen ein Gefühl für die deutsche Muttersprache und für das deutsche Volkstum wachzurufen. Passow sah sich wie viele seiner Zeitgenossen als glühender Nationalist und Patriot. Er ging in seiner Arbeit derart auf, daß er Berufungen nach Berlin und Königsberg ablehnte. Unter den Einwirkungen des Franzosenkrieges jedoch wurde das Conradinum 1814 geschlossen, und Passow – arbeitslos und außerdem durch einen familiären Schicksalsschlag schwer getroffen – wollte als Freiwilliger im Heer Blüchers den Tod auf dem Feld finden. Ein Militäreinsatz kam allerdings nicht zustande, weil nach Napoleons Abdankung und der erfolgten Einnahme von Paris der Krieg vorläufig beendet war. Statt dessen ging Passow im Anschluß an eine ausgedehnte Reise durch ganz Deutschland nach Berlin, wo er Friedrich August Wolfs (1768-1834) Vorlesungen anhörte, Kontakte

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0208

mit Friedrich Schleiermacher (1759-1824) und anderen Gelehrten seiner Tage hatte und selbst am Gymnasium Graues Kloster unterrichtete. Die Berliner Universität verlieh ihm 1814 den akademischen Grad eines Dr. phil. h.c.

1815 wurde Passow als ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft an die Universität Breslau berufen und mit dem (Wieder-)Aufbau eines philologischen Seminars beauftragt. Die Berufung in ein akademisches Amt kam für Passow unerwartet, er selbst hatte nie über die Schule hinaus gedacht und hegte Zweifel an seiner akademischen Fähigkeit. Diese hielten ihn aber nicht davon ab, den gesamten Bereich der Altertumswissenschaft beginnend bei der griechischen und römischen Literaturgeschichte über Mythologie bis hin zur Kunstgeschichte in seinen Lehrveranstaltungen abzudecken sowie nebenbei unermüdlich schriftstellerisch und wissenschaftlich zu arbeiten. 1816 wurde Passow in eine Regierungskommission berufen, die die Aufsicht über alle schlesischen Gymnasien hatte. 1817 übernahm er zusätzlich gemeinsam mit seinem Freund und Universitäts-Kollegen Karl Ernst Christoph Schneider (1786-1856) die Geschäfte eines Professors der Eloquenz, zu dessen Aufgabengebiet das Halten von Festreden zu akademischen Festakten gehörte.

In die Jahre 1818 bis 1821 fiel eine Kette von Ereignissen, die als „Breslauer Turnfehde" in die Geschichte des Sports eingegangen ist. Passow maß in seiner nationalen Gesinnung der Körperertüchtigung eine das deutsche Volkstum stärkende Funktion bei. Seit Studientagen sportlich engagiert und persönlich mit dem Gründer der bürgerlichen Turnbewegung, dem „Turnvater" Friedrich Ludwig Jahn (1778-1852), bekannt, betätigte sich Passow nach Kräften als Turner und inspirierte auch viele seiner Studenten dazu, es ihm gleichzutun. Das rief bei anderen Breslauer Akademikern, insbesondere bei dem Professor und Prorektor am Elisabethanum Karl Adolph Menzel (1784-1855), Unverständnis hervor und wurde als undeutsch abgelehnt. Passow verfaßte eine 1818 veröffentlichte Apologie des Turnens, die die besagte Fehde initiierte. Schriften und Gegenschriften beider Seiten folgten aufeinander, wobei keine Partei an Worten sparte und bisweilen Maß und Ziel weit überschritt. Nach einem Verbot des Turnens durch die preußische Regierung setzte sich Passow schriftlich zur Wehr, wobei er unter Namensnennung seine Gegner bloßstellte. Wegen Verleumdung gerichtlich belangt und verurteilt, verbüßte Passow schließlich von Januar bis März 1821 eine achtwöchige Karzerhaft in einem (eigens für ihn zur Studierstube eingerichteten) Raum der Universität. Die Haft stärkte jedoch Passows Ansehen in einer Weise, daß er es sich leisten konnte, Versetzungsbemühungen an andere Hochschulen auszuschlagen. Er blieb weiterhin als Professor in Breslau, wo er die Herausgabe seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, eines griechischen Wörterbuches, betrieb. Nachdem er sich bereits 1810 kritisch über das seinerzeit renommierte griechische Wörterbuch Johann Gottlob Schneiders (dem er später in Breslau im Amt folgen sollte) geäußert und 1813 eine theoretische Schrift über die Anlage von (griechischen) Wörterbüchern, deren methodische Voraussetzungen und über Grundsätze lexikographischer Arbeit veröffentlicht hatte, fertigte Passow in den Folgejahren eine Neubearbeitung des Schneiderschen Handwörterbuches

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0209

an, das zunächst allerdings noch den Namen Schneiders trug. Passow erlebte und betreute in den Jahren 1819 bis 1831 vier stets verbesserte und erweiterte Auflagen seines Wörterbuches, dessen dritte Auflage allein schon eine Höhe von zehntausend Exemplaren erreichte. Seit der vierten Auflage lief es ganz unter Passows Namen. Durch dieses Wörterbuch wirkt Passow bis heute. Denn mögen auch sein Wörterbuch und die späteren Umarbeitungen neuzeitlichen Ansprüchen nicht mehr genügen, so basiert doch das „Greek-English Lexicon" von Liddel/Scott/Jones, das für die Altertumswissenschaft derzeit maßgeblich ist, von seiner Grundanlage her vollständig auf Passows vierter Auflage.

In den Jahren 1827/28 war Passow Dekan der Philosophischen Fakultät an der Breslauer Universität. 1829 übernahm er nebenamtlich die Direktion des Universitätsmuseums für Altertum und Kunst. Er publizierte unablässig auf allen Gebieten der Altertumswissenschaft.

Von einem Schlaganfall, der 1830 zu einer vorübergehenden rechtsseitigen Lähmung geführt hatte, genas Passow durch wiederholte Badekuraufenthalte. Im Frühjahr 1833 aber bereitete ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende. Passow wurde auf dem reformierten Friedhof in Breslau bestattet.

Durch die von seinem Schwager Albrecht Wachler edierten Briefe und anhand biographischer Aufzeichnungen ist auch der Privatmann Passow erkennbar. Nachdem er seine Stelle als Gymnasialprofessor in Weimar angetreten hatte, heiratete er 1808 ein erstes Mal. Seine Frau nahm lebhaft Anteil an seiner Tätigkeit. In Jenkau wurde 1814 ihr erstes Kind geboren, dessen Geburt die Mutter jedoch nur um wenige Tage überlebte, sie starb elf Tage nach der Entbindung. Über diesen Verlust kam Passow lange nicht hinweg. Nach seiner Versetzung nach Breslau faßte er jedoch neuen Lebensmut und heiratete 1816 ein zweites Mal.

Obwohl von Geburt Mecklenburger, hatte Passow für seine Heimat offenbar nicht besonders viel übrig. Er besuchte zwar sein Elternhaus in Sternberg und Ludwigslust, u. a. 1829 anläßlich des fünfzigjährigen Dienstjubiläums seines Vaters, bei welcher Gelegenheit er dem Großherzog und der Erbgroßherzogin seinen Besuch abstattete, ließ aber ansonsten keine Zweifel darüber aufkommen, wie er zu Mecklenburg stehe. In einem Brief an einen Freund schrieb er 1805, ihm graue vor Mecklenburg, 1814 äußerte er gegenüber einer Freundin: Über Mecklenburg wolle er schweigen, Brust und Atem fühlten sich beklommen, sowie man die preußische Grenze überschreite.

Werke (Auswahl): Umfassendes Verzeichnis über Passows Bücher, Zeitschriftenartikel und sonstige Veröffentlichungen in: Hrsg. Albrecht Wachler, Franz Passow's Leben und Briefe, Breslau 1839, S. 357-360. – Hrsg. Friedrich Ziegler (=Pseudonym für Passow), Menon an Heliodora, Helmstedt 1806. – Über Zweck, Anlage und Ergänzung griechischer Wörterbücher, Berlin 1812. – Grundzüge der griechischen und römischen Litteraturgeschichte, Berlin 1816. – Turnziel. Turnfreunden und Turnfeinden, Breslau 1818. – Zur Rechtfertigung meines Turnlebens und meines Turnzieles, Breslau 1818. – Johann Gottlob Schneiders Handwörterbuch der Griechischen Sprache. Nach der dritten Ausgabe des größern Griechischdeutschen Wörterbuches mit besonderer Berücksichtigung des Homerischen und Hesiodischen Sprachgebrauchs

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0210

und mit genauer Angabe der Sylbenlänge ausgearbeitet von Franz Passow, Leipzig 1819-1824; 2. Aufl. 1825; 3. Aufl. 1827; 4. Aufl. 1831. – Hrsg. Johann Nicolaus Bach, Francisci Passovii opuscula academica, Leipzig 1835.

Literatur (Auswahl): Neuer Nekrolog der Deutschen, 11, 1833, Weimar 1835, S. 183-190. – ADB 25, 1887, S. 210-215. – Lexikon der Niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Osterwieck 1891, S. 133. – Beckmanns Sport-Lexikon A - Z, 1933, S. 476. – Artikel Passow, in: Hrsg. Christian Krollmann, Altpreußische Biographie, Bd. 2, 1967, S. 305 (Maximilian Lehnerdt). – Dsgl. in: Deutsches Biographisches Archiv, München 1989 ff, 1. Folge 933/260-271; Neue Folge 984/118-119. – Dsgl. in: Hrsg. Walter Killy, Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, Bd. 9, Gütersloh/München 1991, S. 87 (Walter Olma). – Dsgl in: Deutsche Biographische Enzyklopädie, Bd. 7, 1998, S. 568. – Hrsg. Albrecht Wachler, Franz Passow's Leben und Briefe, Breslau 1839. – Konrad Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland, 1883, S. 753-754. – Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, 1885, S. 555. – Friedrich Scheven, Mecklenburger als Wecker und Förderer des Neuhumanismus, in: Mecklenburgische Monatshefte, Jg. 15, 1939, S. 76-81. – Wolfhart Unte, Franz Passow. Ein Breslauer Gelehrter der Goethezeit, in: Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 33, 1992, Stuttgart 1993, S. 103-150.

Porträt: Abbildung ohne Nachweis in: Mecklenburgische Monatshefte, Jg. 15, 1939, S. 79.

Christoph Roettig

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0211

PETERSEN, Asmus, geb. 6.12.1900 Kemphy (Schleswig-Holstein), gest. 4.1.1962 in Paulinenaue (Brandenburg); ev. – Agrarwissenschaftler, Thünenforscher.

Eltern: Adolf Petersen (1876-1938); Emilie Nissen (1875-1961).

Ehefrau: Waltraut Schmidt (1909-1987); verh. 15. 4.1933, kinderlos.



Asmus Petersen gehörte zu einer Generation, die vier unterschiedliche Gesellschaftssysteme und zwei Weltkriege erlebte. Diese Erfahrungen prägten ihn nachhaltig und schlagen sich in seinem Lebenslauf nieder. Nach bestandenem Abitur absolvierte Petersen in Kiel 1920 eine landwirtschaftliche Lehre auf dem elterlichen Hof Erichshof (Schleswig-Holstein). 1921 begann er an der Universität Berlin zunächst Nationalökonomie zu studieren, wechselte aber nach zwei Semestern an die Preußische Landwirtschaftliche Hochschule, um sich dem Studium der Landwirtschaft zu widmen. Dieses schloß er 1925 als Diplomlandwirt ab. Petersen wurde Hilfsassistent bei dem bekannten Agrarökonomen Friedrich Aereboe (1865-1942) und begann mit der Arbeit an seiner Dissertation. Von 1926 bis April 1927 war er als selbständiger Wirtschaftsberater und Schätzer tätig, danach arbeitete er für ein Jahr in der Abteilung Inspektion für Siedlungswesen des Reichswehrministeriums.

Im November 1927 wurde er mit einer Arbeit unter dem Titel *Untersuchungen über die Taxation von Wiesenländereien auf Grund des Pflanzenbestandes* zum Dr. agr. promoviert. Nach einem sechsmonatigen Zwischenspiel als Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Der Praktische Landwirt" trat Petersen 1928 ein Assistentenstelle bei Aereboe, der das Institut für Betrieblehre der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin leitete, an und blieb dort bis 1931. Bereits im Sommer 1929 habilitierte er sich mit *Untersuchungen über die Taxation von Ackerländereien auf Grund des natürlichen Pflanzenbestandes von Ackerland und Ackerrand*. Im Sommer 1930 erfolgte die Ernennung zum Privatdozenten verbunden mit Lehraufträgen an der Technischen Hochschule und der Gartenbauschule zu Berlin. Nach Ablauf seiner Assistentenzeit überbrückte Petersen die Zeit bis zu einer Berufung als Stipendiat der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und als freier Wirtschaftsberater.

1934 erhielt er einen Ruf an die Universität Jena, zunächst als Vertretung für den Lehrstuhl „Landwirtschaftliche Betriebslehre", ab April 1935 dann als ordentlicher Professor. Der Ehrgeiz und die Beharrlichkeit des jungen Wissenschaftlers hatten sich schließlich ausgezahlt. Petersens Forschungsinteressen galten, wie die Titel seiner

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0212

wissenschaftlichen Arbeiten unschwer erkennen lassen, vorrangig agrarökonomischen Problemen, speziell den Fragen einer genauen Taxation von Flächen. 1936 erschien sein Buch *Die Gräser als Kulturpflanzen auf Acker, Wiese und Weide*, welches bis heute immer wieder neu aufgelegt wird. Darüber hinaus beschäftigte er sich intensiv mit der Geschichte der der landwirtschaftlichen Betriebslehre, vor allem mit ihrem Begründer Johann Heinrich von Thünen (→ Bd. 3, S. 300-303). Seine Antrittsrede, in der er eine grundlegende Neubewertung der Theorien Thünens vornahm, gilt zu Recht als Meilenstein der Thünenforschung. Ende der 1930er Jahre erfolgten mehrere Besuche in Rostock, um den dort befindlichen Nachlaß Thünens in Augenschein zu nehmen. Auch von offizieller Seite nahm man von Petersen Notiz. Der Staatssekretär und spätere Reichsernährungsminister Herbert Backe (1896-1947), der Anfang der 1940er Jahre eine Konzeption für die Gestaltung der europäischen Landwirtschaft unter der Führung Deutschlands entwickelt und dabei auf Thünen zurückgegriffen hatte, empfahl ihn dem mecklenburgischen Staatsminister Friedrich Scharf (1897-1974), der geeignete Dozenten für die zu gründende Landwirtschaftlichen Fakultät in Rostock suchte.

Das Angebot Scharfs, in Rostock den neu geschaffenen Lehrstuhl für Landwirtschaftliche Betriebslehre zu übernehmen und sich vor Ort um den Nachlaß Thünens zu kümmern, nahm Petersen ohne zu zögern an.

Bevor er am 1.11.1943 sein Amt antrat, war er bereits zum Geschäftsführer der im Sommer von Backe gegründeten Thünen-Gesellschaft bestellt worden. Unter ihrem Dach sollte eine Gesamtausgabe der Werke Thünens vorbereitet werden. Im Jahre 1944, nach mehr als zehnjähriger Forschung, veröffentlichte Petersen dann seinen wichtigsten Beitrag zur Thünenforschung unter dem Titel *Thünens Isolierter Staat: die Landwirtschaft als Glied der Volkswirtschaft*. Vorwort und Einleitung lassen den Zeitgeist deutlich erkennen, die Aussagen, die Petersen in seinem Werk trifft, sind jedoch frei von NS-Ideologie. Trotzdem ist seine Stellung in dieser Zeit nicht unproblematisch. Er war zwar kein Mitglied der NSDAP und galt im Reichserziehungsministerium als politisch unsicherer Kandidat – was dazu führte, daß seine Berufung nach Rostock nur gegen den größere Widerstände und durch die Fürsprache von Backe und Scharf durchgesetzt werden konnte – allerdings nahm er in der von den Nationalsozialisten für ihre Zwecke instrumentalisierten Thünenforschung eine exponierte Stellung ein.

Das Ende des Zweiten Weltkriegs unterbrach seine Zeit in Rostock. Petersen ging nach Schleswig-Holstein mit dem Auftrag, die Unterlagen der Thünenforschung sicherzustellen. 1946 kehrte er zurück und widmete sich dem Auf- und Ausbau der landwirtschaftlichen Fakultät. Im gleichen Jahr trat er in die SED ein.

Sein wissenschaftliches Interesse galt vornehmlich der Grünlandforschung und den Problemen der Flächenbonitierung, aber auch das Werk Thünens blieb weiterhin ein Schwerpunkt. Petersens Arbeiten trugen in entscheidendem Maße zum Aufbau einer großflächigen und modernen Landwirtschaft in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR bei.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0213

Von 1947 bis 1952 leitete er als Dekan die Geschicke der Rostocker Landwirtschaftlichen Fakultät. Darüber hinaus engagierte er sich auch außerhalb der Universität, u. a. in der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (1949 Landesvorsitzender Mecklenburg), im Forschungsrat der DDR (1949), in der Deutschen Akademie der Wissenschaften (1949) und in der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (1951). 1953 erhielt er für seine Verdienste um die landwirtschaftliche Taxation und die Gräserforschung den Nationalpreis der DDR. Allerdings schwelte zu dieser Zeit im Hintergrund schon ein Konflikt, den Petersen mit einem Vortrag über die Neuere Rostocker Thünenforschung (gehalten 1950, gedruckt 1952) ausgelöst hatte. Darin bezeichnete er Thünen u. a. als den letzten utopischen Sozialisten und betonte dessen Bedeutung auch für die sozialistische Landwirtschaft, was in SED-Funktionärskreisen auf Ablehnung stieß. So charakterisierte der Politökonom und spätere Volksbildungsminister Alfred Lemmnitz (1905-1994) Petersens Vorlesungen als fachlich und ideologisch ungenügend – ein für DDR-Verhältnisse verheerender Vorwurf. 1955 erreichten die Auseinandersetzungen, in die sich auch der Erste Sekretär der SED Walter Ulbricht (1893-1973) einschaltete, ihren Höhepunkt.

Im Ergebnis kam die Rostocker Thünenforschung zum Erliegen, Petersen wurde jedoch im Hochschuldienst belassen. Die enormen Arbeitsbelastungen und der Druck, dem er bislang ausgesetzt war, forderten ihren gesundheitlichen Tribut. Petersen mußte sich mehrfach in stationäre medizinische Behandlung begeben, an die sich längere Kuren anschlossen. In Rostock fühlte er sich zunehmend unwohl. Die Auseinandersetzungen der letzten Jahre hatten sein Selbstverständnis als Wissenschaftler und Hochschullehrer stark erschüttert.

1957 übernahm er die Leitung des Instituts für Grünland- und Moorforschung Paulinenaue, blieb aber weiterhin Direktor der Institute Landwirtschaftliche Betriebslehre und Agrarpolitik an der Universität Rostock. An seinem neuen Wirkungsort entwikkelte er ein beispielhaftes Konzept zur Weidebewirtschaftung, das ihm nationale und internationale Anerkennung einbrachte.

1958 gab Petersen die Leitung der Rostocker Institute ab, behielt aber bis 1960 seinen Lehrstuhl für Grünland in Rostock. Ab 1960 unterrichtete er dieses Fach als Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin. Außerdem war er als Chefredakteur der „Zeitschrift für Landeskultur" tätig.

Aus Anlaß seines 60. Geburtstages ernannte ihn die Landwirtschaftliche Fakultät der Universität Rostock zum Ehrendoktor, außerdem er erhielt den Vaterländischen Verdienstorden der DDR in Silber.

Anfang des Jahres 1962 verstarb Petersen plötzlich in Paulinenaue, wo er auch beigesetzt wurde.

Sich dem Charisma des akademischen Lehrers Asmus Petersens zu entziehen, war wohl nur schwer möglich – so lassen es die Erinnerungen seiner Schüler, sowie Ton- und Filmaufnahmen jedenfalls vermuten. Dies galt sowohl im positiven wie auch im negativen Sinne, denn Petersen war kein einfacher Charakter. Auf der einen Seite wirkte er ungeheuer motivierend auf seine nähere Umgebung, auf der anderen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0214

Seite stellte er deren Geduld mit plötzlichen heftigen Ausbrüchen so manches Mal auf eine harte Probe. Sein überschwengliches Temperament trug mit dazu bei, daß Konflikte oft auf einer sehr persönlichen Ebene ausgeführt wurden. Dem gegenüber stand ein begnadeter Hochschullehrer und Wissenschaftler, der unermüdlich wirkte und auf seinem Gebiet wichtige Forschungsleistungen erbrachte.

Quellen: Universitätsarchiv Rostock, Personalakte; Bestand „Landwirtschaftliche Fakultät"; Bestand „Thünen-Archiv". – LHAS, Ministerium für Unterricht; Ministerium für Volksbildung. – Thünen-Museum Tellow, Petersen-Archiv.

Werke: (Auswahl) Bibliographie in: Hrsg. Hartmut Eckstädt, Ehrengedächtnis-Kolloquium anläßlich des 100. Geburtstages von Prof. Dr. agr. habil. Dr. h.c. Asmus Petersen, Rostock 2001, S. 45-50. – Untersuchungen über die Taxation von Ackerländereien auf Grund des natürlichen Pflanzenbestandes von Ackerland und Ackerrand, Berlin 1930. – Die Gräser als Kulturpflanzen und Unkräuter auf Wiese, Weide und Acker, Berlin, 1936. (7. verm. u. verb. Aufl. Berlin 1992). – Thünens isolierter Staat – Die Landwirtschaft als Glied der Volkswirtschaft, Berlin 1944. – Die neuere Rostocker Thünen-Forschung, Berlin 1952 (Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften, Klasse für Gesellschaftswissenschaften, Jg. 1950, Nr. 1). – Das kleine Gräserbuch für den praktischen Landwirt und seine Berater, Berlin 1961.

Literatur: Hans Stubbe/Eberhard Wojahn, Asmus Petersen in memoriam, Berlin 1962 (Sitzungsberichte der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Bd. XI, H. 2). – Asmus-Petersen-Gedenksymposium: Vorträge des Symposiums der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock und der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR am 9. Juli 1980 in Rostock [...] aus Anlaß des 80. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h.c. Asmus Petersen, hrsg. von der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR, Berlin 1981. – Hrsg. Hartmut Eckstädt, Ehrengedächtnis-Kolloquium anläßlich des 100. Geburtstages von Prof. Dr. agr. habil. Dr. h.c. Asmus Petersen, Rostock 2001. – Vom Fließen des Wassers bis zum Fließen der Milch ..." (A. Petersen), Paulinenaue 2001. – Gunther Viereck, Asmus Petersen, in: Hrsg. Ilona Buchsteiner, Mecklenburger in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Rostock 2001, S. 235-246.

Porträt: Foto vom Jahr 1952*, Universitätsarchiv Rostock, Bildersammlung; weitere Fotos ebd., Thünen-Archiv.

Gunther Viereck

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0215

REUSNER, Drucker-Familie

I. **REUSNER**, Christoph d. Ä., geb. vermutlich 1575 in Neustadt (Vogtland), begraben 24.8.1637 in Tallinn (Reval); ev. – Buchdrucker.

Eltern: unbekannt.

Ehefrauen: 1. Anna Ferber, gest. 1618, Tochter des Rostocker Buchdruckers Augustin Ferber. – 2. Barbro Schultz, gest. 1629, Witwe des Stockholmer Bürgers Karsten Schultz. – 3. Catharina Garlippen, Tochter eines Kaufmanns aus Neubrandenburg.

Kinder: aus 1.: Johann, geb. 18.6.1598 Rostock, gest. 30.4.1666 Königsberg; Christoph d. J., geb. nach 1600 Rostock, gest. 1658. – aus (?): Elisabeth.

Christoph Reusner d. Ä. wurde 1575 als Sohn eines Pfarrers in Neustadt/Vogtland geboren. Im Jahre 1597 gründete er eine Druckerei in Rostock und wurde dort zum Ratsbuchdrucker ernannt. Reusners Werkstatt war neben der Universitätsdruckerei die zweite Offizin in Rostock. Die damit begründete Tradition zweier Druckereien in Rostock blieb bis ins 19. Jahrhundert bestehen. In Rostock war Reusner bis zum Herbst 1612 tätig. Nach dem Jahr 1600 entstanden in Reusners Rostocker Offizin regelmäßig schwedischsprachige Werke des seit 1596 fest in Rostock ansässigen Schweden Petrus Johannis Gothus (→ Bd. 3, S. 92-98). Etwa gleichzeitig etablierte Reusner auch Kontakte mit Finnland, das über keine eigene Druckerei verfügte. In seiner Rostocker Werkstatt druckte er verschiedene Werke in lateinischer Sprache, die für den finnischen Buchmarkt bestimmt waren. Der schwedische König Karl IX. (1550-1611) berief Reusner 1608 als Nachfolger von Andreas Gutterwitz (gest. 1610) an die königliche Druckerei in Stockholm. Zwei Jahre darauf entstand Reusners erster Stockholmer Druck. Seit Herbst 1612 war Reusner in Stockholm wohnhaft. Ein am 22.12.1614 ausgestelltes königliches Privileg verbot den Nachdruck von Reusners Büchern in anderen Druckereien und erlaubte Reusner zudem den Verkauf eigener Bücher. Das Privileg sprach Reusner zudem eine Wohnung in der Själagårdsgatan in Stockholm zu.

Durch einen Prozeß erstritt sich Reusner 1619 das Buchbinderprivileg. Das Urteil zog jedoch eine ganze Reihe weiterer Prozesse nach sich, da die Stockholmer Buchbinder durch Reusners Tätigkeit als Buchbinder ihre Rechte verletzt sahen. Reusners aufbrausendes Temperament verstrickte ihn darüber hinaus in weitere Rechtsstreitigkeiten, die nicht nur sein Ansehen, sondern auch seinen geschäftlichen Erfolg schmälerten.

In einer undatierten Bittschrift an die schwedische Königin Christina (1626-1689), die um das Jahr 1633 abgefaßt wurde, wirft Reusner seinen Stockholmer Kollegen vor, ihn durch unerlaubte Nachdrucke seiner Bücher des Lebensunterhaltes zu berauben. Die Bittschrift gibt zudem Auskunft darüber, daß Reusners Druckausstattung zu diesem Zeitpunkt verpfändet war. Aus diesem Grund bat er die schwedische Königin darum, seine Werkstatt aus Mitteln der Krone auszulösen, um ihm damit andernorts im schwedischen Reich, möglichst in Tallinn (Reval), eine Tätigkeit als Drucker zu ermöglichen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0216

Bereits im Jahre 1631 hatte der Rat der Stadt Tallinn den Beschluß gefaßt, das neu gegründete Gymnasium mit einem eigenen Buchdrucker auszustatten. Aus diesem Grund hatte der Sekretär des Rats, Bernhard Bech, im Juli desselben Jahres mit Augustin Ferber d. J., Sohn des Rostocker Buchdruckers Augustin Ferber d. Ä., über eine Anstellung als Gymnasiumsdrucker verhandelt und hatte mit diesem eine Übereinkunft erzielt. Ferber trat die Stellung in Tallin jedoch nicht an, empfahl aber möglicherweise seinen Schwager Christoph Reusner, der im September 1633 in Tallinn ankam, um dort mit Rat und Ritterschaft der Stadt über die Modalitäten einer Anstellung zu verhandeln. Reusner konnte seine Forderungen, 60 Taler Jahreslohn, 24 Tonnen Roggen jährlich und 200 Taler Beitrag zur Übersiedlung seiner Druckerei aus Stockholm nur teilweise durchsetzen. Als Ergebnis der Verhandlungen erhielt Reusner einen Jahreslohn von 50 Talern, zu gleichen Teilen von Rat und Ritterschaft zu bezahlen, 200 Taler Umzugsgeld, Steuerfreiheit sowie Haus und Werkstatt auf dem Grund des ehemaligen Zisterzienserklosters St. Michael, hinter dem Gymnasium liegend, zugesprochen. Im Frühjahr 1634 siedelte Reusners Offizin von Stockholm nach Tallinn um, sofort nachdem das Fahrwasser der Ostsee vom Eise befreit war. Im Herbst desselben Jahres erschien Reusners erster Tallinner Druck, ein Gruß an den Tallinner Gouverneur und Professor des Gymnasiums Philipp von Scheiding (1570-1646). Reusners letzte Stockholmer Drucke entstanden im Jahre 1635, also ein Jahr nach der Umsiedelung der Druckerei nach Tallinn. Ob Reusner noch einen Teil seiner Werkstatt in Stockholm hatte oder aber unter seinem Namen bei einem Stockholmer Kollegen druckte, muß offen bleiben. Im April 1637 ersuchte Reusner beim Tallinner Rat um ein Privileg zur Herausgabe von estnischen Lehrbüchern. Da das Gesuch an die Regierung in Stockholm verwiesen werden mußte, verzögerte sich die Angelegenheit.

Christoph Reusner verstarb wenige Monate darauf und wurde am 24.8.1637 – vermutlich in der Klosterkirche – begraben. Bis zur Eheschließung seiner Tochter Elisabeth mit dem Druckergesellen Heinrich Westphal im Jahre 1638 führte Reusners Witwe die Geschäfte.

Bereits während seiner Rostocker Jahre hatte Reusner eine rege Geschäftstätigkeit entwickelt. Er druckte zahlreiche Werke der Rostocker Theologieprofessoren, vor allem von Eilhard Lubinus (1565-1621) 36 und Christian Sledanus (1579-1646) 12 Drucke, vereinzelt aber auch Werke von deren Kollegen David Chytraeus (1530-1600, → Bd. 3, S. 36-42), Lucas Bacmeister d. Ä. (1530-1608, → Bd. 1, S. 22-26), David Lobechius (1560-1603) und anderen. Die Berufung nach Stockholm dürfte Reusner vor allem seinen bereits zu Rostocker Zeiten nach Schweden und Finnland etablierten Kontakten zu verdanken haben. Ein Beweggrund für seine Übersiedlung nach Stockholm dürfte auch darin gelegen haben, daß Reusner im Jahre 1612 mit den Offizinen von Olofsson/Meurer (Ignatius Meurer 1589-1672, Buchdrucker in Stockholm) in Stockholm und Eskil Mattzon in Uppsala nur insgesamt zwei Konkurrenten im gesamten schwedischen Reich hatte. Während seiner 22 Jahre dauernden Tätigkeit in Stockholm zeichnete Christoph Reusner für etwa 200 Drucke verantwortlich. Etwa die Hälfte dieser Arbeiten sind in schwedischer Sprache verfaßt, die andere Hälfte verteilt sich in absteigender Ordnung auf lateinische, deutsch-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0217

sprachige und finnischsprachige Werke. In Reusners Rostocker Druckerei wurde übrigens die erste im Original schwedischsprachige Leichenpredigt gedruckt (Petrus Ionae Angermannus, Een Christelig Lijkpredican [...], Rostock 1603). Besonders hervorzuheben ist auch der Druck von Ericus Erici Sorolainens (1564-1625) Postille, die in zwei Teilen 1621 und 1625 entstand und mit ihren gut 2100 Quartoseiten das bis dato umfangreichste Druckerzeugnis in finnischer Sprache war.

In Tallinn entstanden insgesamt 46 Drucke in Reusners Werkstatt, die Hälfte davon auf deutsch, 19 in lateinischer Sprache, ein schwedischsprachiger Druck, sowie drei Drucke mit deutsch-estnischem Paralleltext. In Reusners Offizin wurde das erste Lehrbuch der estnischen Sprache gedruckt (Heinrich Stahl, Anführung zu der Esthnischen Sprach, Auff Wolgemeinten Rath vnd Bittliches Ersuchen, Revall 1637) und das erste estnischsprachige Buch, das gedruckte Noten enthält (Heinrich Stahl, Hand- und Haussbuch, Bd. II, Revall 1637). Hervorzuheben ist zudem ein Druck von Paul Fleming, der 1635 in Reusners Offizin entstand (P. Flemingi Gymnasium Revaliense, Reval 1635).

Christoph Reusner war dank der in seiner Offizin vorhandenen vielfältigen Sprachkenntnisse eine Ausnahme unter den Buchdruckern im gesamten Ostseeraum und dadurch einer der bedeutendsten Buchdrucker des schwedischen Reiches im 17. Jahrhundert. Reusners Arbeit trug zur Entwicklung sowohl einer finnischen als auch einer estnischen Schriftsprache bei.

II. **REUSNER**, Johann, geb. 18.6.1598 Rostock, gest. 30.4.1666 Königsberg; ev. – Buchdrucker.

Eltern: Christoph Reusner d. Ä. (1575-1637), Anna Ferber (gest. 1618).

Ehefrau: Catharina.

Kinder: Friedrich, geb. 11.6.1642 Königsberg, gest. April 1678; Christoph.

Johann Reusner wurde 1598 in Rostock als ältester Sohn von Christoph Reusner d. Ä. geboren. Er absolvierte eine dreijährige Lehre bei dem Drucker Jakob Lucius in Helmstedt und war danach sechzehn Jahre als Geselle in verschiedenen Offizinen Dänemarks, Schwedens und Deutschlands tätig. Im Jahre 1617 verhandelte die Pfarrerschaft von Turku/Åbo (Finnland) unter der Leitung ihres Bischofs Ericus Erici Sorolainen mit Johann Reusner über die Errichtung einer Druckerei. Ziel der Verhandlungen war es, eine leistungsfähige Offizin u. a. für den Druck einer ersten finnischen Gesamtbibel zu etablieren. Am 16.4.1617 erteilte Gustav II. Adolf (1594-1632) Reusner ein Privileg für die Gründung einer Druckerei in Turku. Dies Privileg hatte allerdings keine praktischen Folgen, denn die geplante Gründung einer Reusnerschen Druckerei erfolgte – aus unbekannten Gründen – nicht.

Am 11.8.1632 wurde Johann Reusner in die Rostocker Bürgerschaft aufgenommen und übernahm noch im selben Jahr die von seinem Vater gegründete Ratsdruckerei in Rostock; dort war er bis 1639 tätig. In Rostock konnte er sich allerdings neben Johann Richels Erben, die seit 1613 die Ratsdruckerei führten, kaum behaupten. Im

Universitäts Bibliothek Rostock https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0218

Jahre 1638 bat Johann Reusner den Tallinner Rat, ihm die Druckerei seines Vaters als rechtmäßiges Erbe zu überlassen. Johann Reusner beabsichtige, die Offizin seines Vaters von Tallinn weg zu verlegen. Der Rat der Stadt wollte jedoch einer Verlegung der Druckerei keinesfalls zustimmen. Reusner erhielt daher keinen Zugriff auf sein Erbe.

Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg (1595-1640), berief ihn 1639 nach Königsberg. Am 31.5.1639 unterzeichnete Johann Reusner einen Vertrag mit der Königsberger Universität und zog im Oktober desselben Jahres mit einer Presse, vierzehn Kasten Schrift und zwei Gesellen nach Königsberg. Am 5.10.1640 erteilte Kurfürst Georg Wilhelm ihm ein Hauptprivileg. Johann Reusners Druckerei war auch noch bis weit nach seinem Tod hauptsächlich für die Königsberger Universität tätig. In ihr entstanden u. a. Werke von Simon Dach (1605-1659) und Georg Neumark (1621-1681). Neben seiner Druckerei betrieb Johann Reusner auch eine Schriftgießerei, ein Buchgeschäft und Verkaufsstände auf Messen und Märkten. Reusner hatte eine nahezu marktbeherrschende Stellung inne, sein Schulbuchmonopol bremste die Entwicklung des Buchhandels in Ostpreußen. Im Jahre 1660 erhielt er das Privileg für die Herausgabe einer Zeitung (Europäischer Mercurius oder Europaeische Wöchentliche Zeitung). In der Reusnerschen Offizin entstanden auch Drucke in litauischer Sprache (z.B. Daniel Klein, Neu Littauisches…Gesangbuch/Naujos Giesmju Knygos […], Königsberg 1667). Nach Johann Reusners Tod führten seine Witwe Catharina und sein Sohn Friedrich den Betrieb weiter. Ihrem Enkel Johann Friedrich Reusner (gest. 1742) wurde 1726 das Privileg erneuert.

III. **REUSNER**, Christoph d. J., geb. in Rostock wohl nach 1600, gest. 1658 in Stockholm; ev. – Buchdrucker.

Eltern: Christoph Reusner d. Ä. (1575-1637), Anna Ferber (gest. 1618).

Ehefrau: Maria Hansdotter, gest. 1691

Kinder: Christoph III, getauft 1.3.1639 Stockholm, gest. vor dem 18.3.1698 ebd.; Benjamin.

Christoph Reusner d. J., der jüngere Bruder von Johann Reusner, erlernte bei Friedrich Bolte in Rostock das Buchbinderhandwerk. Im Jahre 1627 trat er in die Druckerei seines Vaters in Stockholm ein und stand dieser mehrere Jahre vor. Zwei Jahre darauf erhielt er das Stockholmer Bürgerrecht. 1631 wurde Christoph Reusner d. J. Meister. Von 1650 an bis zu seinem Tode war er Obermeister der Stockholmer Buchbinderzunft. Seine Frau Maria führte – wohl zusammen mit ihrem Sohn Benjamin – den Betrieb bis zu ihrem Tode 1691 weiter.

Christoph Reusner d. J. arbeitete hauptsächlich für den schwedischen Hof. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts war er der bedeutendste Vertreter der deutschen Buchbinderkunst im schwedischen Reich. Sein Sohn Christoph (1639-1698) erlernte ebenfalls das Buchbinderhandwerk und wurde 1674 Meister. Zu seinen Auftraggebern zählten der schwedische Hof, die schwedische Reichsbank, Graf Erik Dahlbergh (1625-1703) und Magnus Gabriel de La Gardie (1622-1686).

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0219

Quellen: (Auswahl) Gustav Edvard Kleming/Johan Gabriel Nordin, Svensk boktryckerihistoria 1483-1883. Med inledande allmän öfversigt, Stockholm 1883, S. 159-162. – Riksarkiv Stockholm (Schwedisches Reichsarchiv) Kanslikollegiets arkiv E XIII:13; Likv, ser 92-93, nr. 15; Svea hovrätts arkiv, huvudarkivet B IIa; Bibliographica 1-2 und 6. – Stockholms stadarkiv (Stadtarchiv Stockholm), Stockholms magistrat och rådhusrätts arkiv 1639-1894, A IIIA:16. – Tallinna Linnaarhiiv (Stadtarchiv Tallinn) E. 230, n. 1 s.B.p. 5, l. 39; f. 230, n. 1, s. Aa 21c, l. 15-16; f. 230, n. 1, s.B.f. 30/IV, l. 9; f. 230, n. 1, s. B.B.f. 30/IV, l- 7; f. 236, n. 1, Tauf Copul. und Toten-Register der Olaikirche, l. 322.

Werke: Petrus Ionae Angermannus, Een Christelig Lijkpredican [...] Öffuer thens Gudfruchtiga och wällärda M. Cornelij Christierni Washultensis begraffning/hwilkin [...] affsompnade i Pistilentien then 6. Augusti/och wardt begraffuen i Wexiö Domkyrkia 8. Augusti/Anno 1602. Prentat i Rostock aff Christoph Reusnero, Anno 1603. – Isak Collijn, Sveriges Bibliografi 1600-talet. Bidrag till en bibliografisk förteckning, Uppsala 1942-44. – 350 aastat trükikunsti Tallinnas. Näituse kataloog, Tallinn 1988, S. 7-29. – Hrsgg. Tuija Laine und Rita Nyqvist, Suomen Kansallisbibliografia/Finlands Nationalbibliografi/Finnische Nationabibliographie 1488-1700, Helsinki 1996. – Thomas Kaufmann, Universität und lutherische Konfessionalisierung. Die Rostocker Theologieprofessoren und ihr Beitrag zur theologischen Bildung und kirchlichen Gestaltung im Herzogtum Mecklenburg zwischen 1550 und 1675, Gütersloh 1997, S. 639-666.

Literatur: Isak Collijn, Översikt av det svenska boktryckets historia, Uppsala 1924, S. 244-245. – Herbert Friedländer, Artikel Reusner, in: Svenska män och kvinnor. Biografisk uppslagsbok, Bd. 6 (P-Sheldon), Stockholm 1949, S. 247. – Josef Benzing, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet, 2. Aufl., Wiesbaden 1982, S. 261-262, S. 395-396. – Esko Häkli, Det första boktryckeriet i Finland, in: Boken i Finland. Utställning i nationalmuseet i anledning av bokens jubileumsår 25.8.-31.12.1988, Helsinki 1988, S. 99. – Karl-Heinz Jügelt, Buchdruck und Bibliotheken im alten Mecklenburg und Vorpommern, in: Hrsg. Wolf Karge, Ein Jahrtausend Mecklenburg und Vorpommern, Rostock 1995, S. 103-109. – Kyra Robert, Boktryckarna i Tallinn på 1600-talet, in: Hrsgg. Endel Annus/Esko Häkli, Den estniska boken genom seklarna. Bokhistoriska uppsatser, Helsinki 1995, S. 31-52. – Franz Schubert, Bürgerbuch von Rostock 1546-1919, Göttingen 1998, S. 97. – Anders Burius, Artikel Christoph Reusner [III], in: Svenskt biografiskt lexikon, Bd. 30, Stockholm 1998-2000, S. 24-25. – Artikel Reußner (Reusner), in: Hrsgg. Severin Corsten/Stephan Füssel/Günther Pflug, Lexikon des gesamten Buchwesens, 2. Auflage, Bd. 6, Stuttgart 2001, S. 286. – Otfried Czaika, Artikel Petrus Johannis Gothus, in: Hrsg. Sabine Pettke, Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Bd. 3, Rostock 2001, S. 92-98. – Ders., David Chytræus und die Universität Rostock in ihren Beziehungen zum schwedischen Reich, Helsinki 2002. – Hrsgg. Endel Priidel/Reiner Brockmann Teosed/Reineri Brockmanni Opera/Reiner Brockmann's [sic!] Werke, Tartu (Dorpat) 2000, S 59-72, 88, 91, 103-113. – Liivi Aarma, Buchaustausch zwischen Deutschland und Reval/Estland im 15.-17. Jahrhundert, in: Hrsgg. Klaus Garber/Martin Klöker, Kulturgeschichte der baltischen Länder in der Frühen Neuzeit – Mit einem Ausblick in die Moderne, Tübingen 2003, S. 39-58. – Klaus Garber, Das Erbe Opitzens im hohen Norden. Paul Flemings Revaler Pastoralgedicht, in: ebd., S. 303-318. – Martin Klöker, Paul Fleming anonym in Riga. Der bislang unbekannte Erstdruck von Oden IV, 31, in: ebd., S. 283-302. – Raimo Raag, Henricus Stahell: Geistlicher und Sprachkodifizierer in Estland, in: ebd., S. 337-362.

Porträts: unbekannt.

Otfried Czaika

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0220

RIEBLING, Johann, geb. 1493/94 Hamburg, gest. 25.11.1554 Parchim; ev. – Superintendent.

Eltern: unbekannt.

Ehefrauen: 1. unbekannt. – 2. Eva Lönnies, geb. 13.12.1531, wahrscheinlich Tochter des Parchimer Bürgermeisters Johann Lönnies; in 2. Ehe verh. mit dem fürstlichen Ökonomen und Parchimer Ratsherrn Christoph Schwartz.

Kinder: aus 1.: Katharina; Johann; elf weitere. – aus 2.: Philipp.

Johann Riebling studierte in Wittenberg. Seit Sommer 1529 war er Prediger an St. Katharinen in Braunschweig. Nach Rehtmeyer soll er zuvor Mönch gewesen sein. Im Spätsommer 1530 wandte er sich vergeblich gegen die von Johannes Bugenhagen geforderte Wiedereinführung der Meßgewänder. Dabei ging er mit einem Eifer vor, die ihn nicht einmal vor der Inszenierung eines vermeintlichen Angriffs auf seine Kasel zurückschrecken ließ. Auf Empfehlung Martin Luthers, mit dem er zeitweilig (1540) korrespondierte, und weil er Herzog Heinrich V. von Mecklenburg (1479-1552; → Bd. 1, S. 116-120) bei einem Aufenthalt in Braunschweig als geeignet erschienen war, bat dieser am 7.7.1537 den Braunschweiger Rat, Riebling für einige Zeit in seine Dienste zu entlassen. Der Braunschweiger Prediger sollte helfen, nach dem Vorbild der Stadt in dem von Herzog Heinrich regierten Teil Mecklenburgs die evangelische Kirchenordnung einzuführen. Riebling kam jedoch nur für kurze Zeit nach Mecklenburg. Schon am 29.9.1537 bat Herzog Heinrich um erneute Entsendung. In der Folge sah sich der Braunschweiger Rat wiederholt genötigt, Bitten des Herzogs auszuschlagen. Noch am 17.4.1539 antwortete Riebling dem Herzog ausweichend, und am 3.3.1540 setzte sich sogar Superintendent Urban Rhegius (1489-1541) dafür ein, Riebling in Braunschweig zu belassen. Am Ende obsiegte jedoch die Hartnäckigkeit des Herzogs.

Noch vor Ostern 1540 wurde Riebling in das Amt eines Superintendenten, des ersten in Mecklenburg, eingeführt. Seinen Sitz nahm der neue Superintendent auf der Georgenpfarre in Parchim. Zwar sollte noch im selben Jahr die von ihm verfaßte *Ordeninge der Misse* in den Druck gehen, sie wurde aber noch vor ihrer Ausgabe durch eine Neuauflage der Magdeburger niederdeutschen Fassung der Brandenburg-Nürnbergischen Kirchenordnung (Heeß 7834 f.) ersetzt, da diese bereits seit 1534 im Lande Verbreitung gefunden hatte. Die *Ordeninge* Rieblings sollte erst 1545 in erweiterter Fassung in den Druck gelangen.

1541-42 führte Riebling mit Unterstützung durch den Schweriner Domprediger Joachim Kükenbieter (gest. 1565) und wechselnde herzogliche Beamte die erste vollständige evangelische Kirchenvisitation im Heinrichsteil, den gemeinsam regierten Städten Rostock und Wismar sowie dem Stift Schwerin, durch. Im Stift Schwerin war seit 1538 Heinrichs V. Sohn Magnus (1509-1550; → Bd. 2, S. 162-165) gemeinsam mit dem Vater als Administrator des Stifts eifrig um die Einführung der Reformation bemüht. Riebling hielt außerdem regelmäßige Predigersynoden ab, auf denen über Lehre, kirchliches Leben und den Unterhalt der Prediger verhandelt wurde. Nachdem er sie vor allem auf der Grundlage der Stadt-Braunschweigischen Kirchenordnung

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0221

erweitert hatte, vielleicht auch in der Absicht, aus der Visitation gewonnene Erfahrungen einzuarbeiten, gab er endlich am 16.6.1545 die *Ordeninge der Misse* in den Druck (Heeß 7836). Die *Ordeninge* beseitigte die Elevation der Hostie, ordnete die sonntägliche Katechismuslehre an und vereinfachte den Gottesdienst in den Landgemeinden. Bald schon erwies sie sich als nicht mehr ausreichend. Noch auf Veranlassung Herzog Heinrichs V. und nach dessen Tod im Auftrag seines derzeit allein regierenden Neffen Johann Albrecht I. (1525-1576; → Bd.1, S.134-137) erarbeitete Riebling zusammen mit Johannes Aurifaber (1517-1568) und anderen Theologen seit November 1551 eine umfassende Kirchenordnung. Nach Approbation durch Herzog Johann Albrecht I. reichte Aurifaber das Werk Philipp Melanchthon zur Begutachtung ein, der es nach eigenen Angaben stark überarbeitete (Liber Meckelburgensis nondum est finitus, sed pauca restant). Insbesondere das Examen ordinandorum wurde später von David Chytraeus (1530-1600; → Bd. 3, S. 36-42) im Wesentlichen Melanchthon zugeschrieben.

Am 18.7.1552 schließlich konnte die Ordnung die Druckerpresse von Hans Lufft in Wittenberg verlassen (Heeß 7837). Melanchthon, der sie inzwischen als eigenes Werk betrachtete, gab sie jedoch wenig später in einer nochmals überarbeiteten Fassung als „Wittenberger Kirchenordnung" heraus. Eine 1554 ebenfalls bei Lufft gedruckte leicht veränderte Neuauflage der Mecklenburger Ordnung scheint nicht in Kraft getreten zu sein (Heeß 7838).

Der 1557 in Rostock aufgelegten niederdeutschen Übersetzung (Heeß 7840) lag inhaltlich jedenfalls die Ausgabe von 1552 zugrunde. Die Übersetzung war das Ergebnis des energischen Widerstandes, den die ‚landfremde' hochdeutsche Kirchenordnung bei der mecklenburgischen Pastorenschaft ausgelöst hatte.

Riebling wurde 1552 noch einmal in die Visitationskommission berufen, die im herzoglichen Auftrag bis 1554 – freilich oft vergeblich – mühevoll versuchte, Mecklenburg von allen katholischen Riten, Nebenaltären sowie überflüssigen Kirchen und Kappellen zu befreien. Er starb 1554 in Parchim im Alter von 60 Jahren.

Aufgrund der wenigen erhaltenen Nachrichten über ihn ist es schwierig, ein abschließendes Urteil über sein Wirken zu fällen. Mit seinem Beitrag am Entwurf der Mecklenburgischen Kirchenordnung aber prägte er die mecklenburgische Landeskirche bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts nachhaltig. Die Kirchenordnung wurde in ihrer revidierten Fassung von 1650 letztmalig 1855 gedruckt.

Werke: Ordeninge der Misse, wo de vann denn Kerckheren unnde Seelsorgern ym lande tho Meckelnborch im Fürstendom Wenden, Swerin, Rostock unnd Stargharde schal holden werden, Rostock, Ludowich Dyetz 16.6.1545 (Heeß 7836) – *Mitautorschaft*: Kirchenordnung wie es mit Christlicher Lere, reichung der Sacrament, Ordination der Diener des Evangelii, ordentlichen Ceremonien, in den Kirchen Visitation Consistorio und Schulen, Im Hertzogthumb zu Meckelnburg etc. gehalten wird, Wittenberg, Hans Lufft 1552 (Heeß 7837).

Literatur: ADB 28, S. 507 f. (K. E. H. Krause). – Philipp Julius Rehtmeyer, Antiquitates ecclesiasticae inclytae urbis Brunsvigae oder Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchen-Historie, Bd. 3, Braunschweig 1710, S. 93/94. – Christian Gottlieb Jöcher, Gelehrten-Lexicon, T. 3,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0222

Leipzig 1751, Sp. 2093. – Friedrich Johann Christoph Cleemann, Syllabus Parchimensium oder biographisches Verzeichnis der Parchimschen Superintendenten und sämmtlichen geistlichen und kirchlichen Beamten, 1809, S. 3. – Heinrich Schnell, Die Mecklenburgischen Kirchenordnungen, in: JVMGA 63, 1898, S. 207-226 und JVMGA 64, 1899, S. 1-33. – Arend Buchholtz, Geschichte der Rigaschen Familie Schwartz, Berlin 1921, S. 3 und 10 f. – Willgeroth 2, S. 744 f. – Karl Augustin, Geschichte der Stadt Parchim, Parchim 1926, S. 46-49 – Karl Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. 2, Schwerin 1936 – Friedrich-Wilhelm Freist/Georg Seebaß, Die Pastoren der Braunschweigischen Evangelisch-lutherischen Landeskirche seit Einführung der Reformation, Bd. 2, S. 250, Nr. 3214.

Porträt: unbekannt

Johann Peter Wurm

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0223

ROLOFF, Ludwig Christian Friedrich, geb. 12.12.1814 Mirow (Mecklenburg-Strelitz), gest. 22.6.1905 Mirow; ev. – Schulrektor, Achtundvierziger

Eltern: Christian Daniel Roloff, Bäcker in Mirow; Frederika Marie Elisabeth Schütte, Lebensdaten unbekannt.

Ehefrau: Augusta Sophia Carolina Aepinus, (Lebensdaten unbekannt); verh. 16.11.1871.

Kinder: August Adolf Roloff, geb.[?], gest. 7.1.1877 in Mirow.



Ludwig Roloff erwarb im Herbst 1834 sein Abitur am Gymnasium zu Neubrandenburg. Noch in demselben Herbst begann er sein Theologiestudium in Berlin und setzte es vom 24.10.1836 bis 23.8.1837 an der Universität Bonn fort. Nach dem Studium begann Roloff seinen beruflichen Weg zunächst mit Privatunterricht in Mirow und als Hauslehrer des Landrats von Blücher auf Suckow (nördlich von Teterow). Von dort aus bewarb er sich am 2.8.1840 mit Erfolg um die freigewordene Rektorstelle an der Mirower Ortsschule und wurde am 20.10.1840 offiziell in sein neues Amt eingeführt.

Schon als Student war Roloff politisch für die Freiheitsbewegung des Vormärz aktiv gewesen und nahm am Ausbruch der Revolution von 1848 sogleich lebhaften Anteil. Einige Mirower Mitbürger denunzierten Roloff bei seiner vorgesetzten Dienstbehörde, er habe zu Ostern 1848 von der Kirchenkanzel herab politische Meinungen verbreitet und Aufruhr geschürt. Doch spricht es eher für sein öffentliches Ansehen, daß Roloff am 22.4.1848 in Mecklenburg-Strelitz (Wahlkreis 1, Neustrelitz) zum Ersatzmann des Abgeordneten Friedrich Genzken für die Frankfurter Nationalversammlung gewählt wurde.

Roloff war Mitbegründer des Mirower Reformvereins und Redaktionsmitglied der demokratisch profilierten Zeitung „Blätter für freies Volksthum“, die seit dem 2.7.1848 von Daniel Sanders (→ Bd. 3, S. 210) in Neustrelitz herausgegeben wurde. Dort formulierte er in einem Grundsatzartikel vom 16. und 23.7.1848, man habe geradezu die Pflicht, mit den noch bestehenden Zuständen unzufrieden zu sein und das Volk auf gesetzlichem Wege zur Freiheit zu führen.

Im Wahlkampf für den Mecklenburger Reformlandtag, der sich am 31.10.1848 konstituieren sollte, trat Roloff aktiv für die These ein, den Gesamtwillen des Volkes zum Gesetz zu erheben, wie es am 22.7.1848 als sog. Güstrower Proklamation auf dem landesweiten Treffen der Mecklenburger Reformvereine gefordert worden war.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0224

Auch außerhalb Mirows, etwa auf der Stargarder Volksversammlung vom 10.9.1848 mit etwa 1500 Anwesenden, gehörte Roloff zu den Wortführern in diesem Sinne.

Als Friedrich Genzken im September 1848 sein Mandat in der Frankfurter Nationalversammlung niederlegte, hätte Roloff nachrücken können, war aber bereits so stark im Mecklenburger Wahlkampf engagiert, daß er am 9.10.1848 den 4. Mecklenburg-Strelitzer Wahlkreis (Mirow) gewann und in der folgenden parlamentarischen Arbeit der Abgeordnetenversammlung in Schwerin zur politischen Linken gehörte.

Etwa einmal pro Monat kam der Abgeordnete Roloff für einige Tage in seinen Mirower Wahlkreis und war dort in einer Weise politisch aktiv, die von seinen Gegnern als Provokation empfunden wurde und bei seinem Dienstherrn zum Anlegen einer Disziplinarakte führte. Letzteres erfuhr Roloff nur in Form eines Gerüchts. Als er sich am 14.11.1849 offiziell danach erkundigte, war seine Akte bereits auf 80 Seiten angewachsen. Der denuntiatorische Stil des Vorgangs veranlaßte Rektor Roloff am 1.12.1849, seinen beruflichen Abschied zu erwirken, der ihm sofort gewährt wurde.

Politisch blieb Roloff zunächst weiterhin aktiv. Sein Name war für die Teilnahme an einem Braunschweiger Demokratenkongreß (13.-15.6.1850) im Gespräch. Am 8.4.1853 war er das Ziel einer politisch-polizeilichen Haussuchung. Dies deutet, von einem kleinen Kreis persönlicher Freunde abgesehen, auf den Grad seiner gesellschaftlichen Isolation. Womit er fortan seinen Lebensunterhalt bestritt, ist nicht bekannt.

In unserer historischen Erinnerung gilt Ludwig Roloff als aktiver Mecklenburger Demokrat der Revolutionszeit um 1848/49. Aus diesem politischen Grund verlor er sein Amt als Schulrektor und ist insofern vergleichbar mit den demokratisch profilierten Rektoren Eduard Napp (Penzlin), Ludwig Reinhard (→ Bd. 3, S. 201-205) und Daniel Sanders (→ Bd. 3, S. 209-213).

Quellen: LHAS, 4.12-6/1, Mecklenburg-Strelitzer Ministerium, Abt. für Unterricht und Kunst zu Neustrelitz, 2/480, betreffend die Rektorstelle später Conrector-Stelle an der Ortsschule in Mirow 1839 seq., 1839-1912; 4.11-8, C. Schulen/Städte/Mirow, Acta Consistorii betreffend Disziplinarmaßregeln wider den Rector Roloff in Mirow 1849; Mecklenburg-Strelitzsches Staatsministerium und Landesregierung 1/381, Polizeiakte betr. Haussuchungen; 11.3-2/2, Familienakten Mecklenburg-Strelitz, 4423, Roloff. – Bundesarchiv (früher Außenstelle Frankfurt, jetzt Koblenz) Mappe DB 51/326, Mirower Petition vom Sept. 1848. – Blätter für freies Volksthum (Neustrelitz), Red. Daniel Sanders, Jg. 1 und 2, Juli 1848 -März 1849.

Literatur: Wilhelm Moll, Tagebuch von 1849 über die Ereignisse in Mirow (unveröffentlichtes Schreibmaschinen-Manuskript im Stadtarchiv Mirow). – Hrsgg. Frank Erstling/Frank Saß/Eberhard Schulze/Harald Witzke, Mecklenburg-Strelitz – Beiträge zur Geschichte einer Region, Bd. 1, Friedland 2001, S. 157-170.

Porträt: Zeitgenössische Skizze als Abgeordneter, in: LHAS, Bildersammlung, Tableaus von insgesamt 40 Abgeordneten der Mecklenburgischen Abgeordnetenversammlung in Schwerin von 1848/49.

Klaus Lüders

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0225

RUNGE, Daniel Ewald Friedrich, geb. 17.4.1804 Brunn (Mecklenburg-Strelitz), gest. in den USA, Ort und Datum unbekannt; ev. – Pastor, Achtundvierziger.

Eltern: David Joachim Runge, Landwirt und Gutspächter, geb. 19.7.1773 Wolgast, gest. 27.1.1843 Warbende (Mecklenburg-Strelitz); Sophie Regine Christine Otto, geb. 16.2.1785, gest. 21.5.1853, Tochter eines Gutspächters; verh. 25.11.1801.

Ehefrau: Albertine Wiesener aus Neustrelitz, Lebensdaten unbekannt; verh. Ostern 1835, kinderlos.



Pastor Daniel Runge gehört zum Kreis jener Personen, die wegen demokratischer Aktivitäten um 1848/49 ihr Amt verloren und nach Amerika auswanderten, wohin sich noch weitere sechs seiner zehn Geschwister begeben haben. Die Orte seiner Kindheit wechselten gemäß der Gutspachtungen seines Vaters (der Bruder des Malers Philipp Otto Runge war) von Brunn (westlich Friedland) 1808 nach Ludorf (östlich Röbel) und 1821 nach Warbende (südlich von Burg Stargard). Zunächst zuhause von Privatlehrern unterrichtet, besuchte Daniel Runge ab Herbst 1820 das Gymnasium Friedland, wo er zu Ostern 1824 sein Abitur erwarb.

Am 21.5.1824 wurde Daniel Runge als Theologie-Student der Universität Halle-Wittenberg immatrikuliert und schloß sein Studium im Wintersemester 1826/27 an der Universität Rostock ab. Seit Ostern 1827 bestritt er seinen kargen Lebensunterhalt als Privatlehrer in Rostock, Gelbensande und Mandelshagen (bei Ribnitz) und bewarb sich wiederholt aber vergeblich als Lehrer in Sternberg, Goldberg und Kröpelin. Seine berufliche Chance, nicht als Lehrer, sondern als Pastor bekam er erst im August/September 1832 in Woldegk, zunächst ab 3.3.1833 als Gehilfe (Adjunct) des Pastors Asmis und nach dessen Tod (17.1.1835) als dessen Nachfolger.

Runges Dienstjahre vergingen zunächst mit seinen geistlichen Aufgaben, gelegentlichem Streit um seine nicht üppigen Einkünfte, dann aber auch mit politischen Spannungen. Sein Dienstherr, das großherzogliche Konsistorium in Neustrelitz, nahm ernsthaft Anstoß daran, daß Runge im „Freimüthigen Abendblatt“ (Nr. 1370, Schwerin 4.4.1845) wortgewaltig die Entscheidungsstunde des Jahrhunderts für die Vereinigung aller christlichen Konfessionen verkündet und dabei seine Kritik an bisheriger konfessioneller Herrschsucht, Stolz und Geldgier mit der Zukunftshoffnung auf aufgeklärte Glaubensfreiheit verbunden hatte. In diesem Zusammenhang galt er auch als Anhänger der liberalen „Cöthener Lichtfreunde“. Ferner wurde aktenkundig, daß er im Konfirmationsunterricht derzeitige Kirchenlehren kritisiert haben sollte.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0226

Während der Revolution von 1848/49 hatte Runge sofort seinen aktiven Anteil daran, daß der Regionalhistoriker Ernst Boll in Neubrandenburg von scharf demokratisierten Woldegkern sprechen konnte. Runge verkündete von der Kirchenkanzel herunter den Frühling der Freiheit und der Republik, gehörte ebenso dem zwölfköpfigen Vorstand des Woldegker Reformvereins an, wie einer kommunalpolitischen Reformkommission. Er trug die Reformbewegung auch zu den Tagelöhnern in den Nachbardörfern und erreichte einen Spitzenwert von 588 Unterschriften zur Unterstützung der Güstrower Proklamation der mecklenburgischen Reformvereine vom 22.7.1848, der zufolge der Volkswille als höchstes Gesetz des Staates gelten sollte. Als am 31.10.1848 die Mecklenburger Abgeordnetenversammlung ihre Erarbeitung eines Staatsgrundgesetzes begann, war auch Daniel Runge als Abgeordneter des Wahlkreises 8 (Woldegk) dabei.

Daß der Abgeordnete Runge zur parlamentarischen Linken gehörte, wurde öffentlich besonders deutlich, als er am 17.11.1848 auf der Titelseite des „Mecklenburgischen Landtagsboten", aber auch in anderen Zeitungen, einen von persönlicher und politischer Freundschaft getragenen Nachruf auf Robert Blum veröffentlichte und zur Geldsammlung für dessen Familie aufforderte. Blum war linker Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung gewesen und wegen seiner Beteiligung an den Kämpfen in Wien am 9.11.1848 dort standrechtlich erschossen worden.

Das Scheitern der Demokratiebewegung erbrachte zugleich die politischen Repressalien durch Runges Dienstherrn. Bald nach seiner Suspendierung als Pastor wurde ihm vom Konsistorium mit Schreiben vom 6.6.1851 mitgeteilt, man werde von weiteren disziplinarischen Untersuchungen absehen, wenn Runge seine Absicht verwirkliche, nach Amerika auszuwandern. Am 18.6.1851 war in der Rostocker Zeitung zu lesen, Runge habe sein Woldegker Pastorenamt niedergelegt und wolle Anfang 1852 zu seinen drei Brüdern im Staate Wisconsin (USA) auswandern. Über sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt.

Quellen: LHAS, 11.3-2/2, Familienakten Mecklenburg-Strelitz 4536, Runge. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Acta des Kandidaten D. Runge zu Gelbensande; Acta Consistorii betr. die Adjunctur in Woldegk des pastoris adj. zum pastor emer. Asmis, ferner das Gnadenjahr der Asmischen Erben 1832 seqq. – Stadtarchiv Woldegk, Runges Kündigungsschreiben (1851), Runges Foto (1851). – Bundesarchiv (früher Außenstelle Frankfurt, jetzt Koblenz), Mappen Mecklenburger Petitionen DB 51/269 und DB 51/326. – Blätter für freies Volksthum (Neustrelitz), Red. Daniel Sanders, Jg. 1 und 2, Juli 1848 bis März 1849. – Meklenburgische Blätter (Rostock), Red. Karl Türk, Jg. 2 (1848).

Literatur: Hrsg. Wolfgang Runge, Die Familie Runge aus Lobbe auf Rügen, Gerade Stammfolge, Coburg 2000. – Hermann Schüßler, Woldegk – Stadt der Windmühlen von den Anfängen bis 1945, Friedland 2000. – Hrsgg. Frank Erstling/Frank Saß/Eberhard Schulze/Harald Witzke, Mecklenburg-Strelitz – Beiträge zur Geschichte einer Region, Bd. 1, Friedland 2001, S. 157-170.

Porträt: Foto (1851), Stadtarchiv Woldegk.

Klaus Lüders

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0227

SCHLIEMANN, Johann Ludwig *Heinrich* Julius, geb. 6.1.1822 Neubukow, gest. 26.12.1890 Neapel; ev. – Kaufmann, Archäologe.

Eltern: Ernst Johann Adolf, geb. 27.8.1780 Gresse/Meckl., gest. 4.11.1870 Lyck/Ostpr., Pastor; Luise Therese Sophie Bürger, geb. 19.5.1793 Sternberg, gest. 22.3.1831 Ankershagen.

Ehefrauen: 1. Jekaterina Petrowna Lyshina, geb. 1826, Petersburg, gest. [?]; verh. 12.10.1852, gesch. 30.6.1869. – 2. Sophia Engastromenos (Kastromenos), geb. 12.1.1852 Athen, gest. 27.10.1932 Athen; verh. 24.9.1869.

Kinder: aus 1.: Sergius (1855-etwa 1940); Natalia (1858-1869); Nadeshda (1861-1935). – aus 2.: Andromache (1871-1962); Agamemnon (1878-1954) Diplomat.

In Neubukow geboren, verlebte Heinrich Schliemann seine Kindheitsjahre im südmecklenburgischen Ankershagen, wo seinem Vater die Pfarrstelle übertragen worden war.

Der Tod der Mutter nach schwerer Krankheit und die Amtsenthebung des Vaters auf Grund des Vorwurfes, er habe gegen Disziplin und Moral verstoßen, brachte den gesellschaftlich isolierten Witwer in wirtschaftliche Bedrängnis. Letztere veranlaßte den Gescheiterten zu der Entscheidung, seinen Sohn zu bewegen, schon nach einem Vierteljahr den Besuch des Gymnasiums Carolinum in Neustrelitz wieder abzubrechen. Zuvor hatte er ihn bei einem Onkel, dem Prediger Friedrich Schliemann, in Kalkhorst unterbringen können, wo der Zehnjährige durch den Hauslehrer seines Vetters Adolph neben Kenntnissen der antiken Mythologie auch die Fundamente des Lateinischen erwarb. Dieser verdienstvolle Philologe, Carl Andreß, dem Schliemann lebenslang dankbar blieb, hatte in dem lerneifrigen Kind das starke Verlangen erweckt, sich auf einer höheren Schule ausgiebig mit diesen Fächern beschäftigen zu dürfen.

Statt dessen trat Schliemann im Frühjahr 1836 in einem kleinen Fürstenberger Krämerladen eine Ausbildung zum Kaufmann an. Zwar war es dem Vater trotz seiner finanziellen Notlage zunächst noch geglückt, dem Jungen nach dem Abbruch des Gymnasiums wenigstens den Übergang in die kostengünstigere Realschule zu ermöglichen, schließlich aber waren auch dafür die Mittel nicht mehr aufzubringen. Im Jahre 1838 verzog Ernst Schliemann nach Rostock, wo er sich mit einem Dienstmädchen aus seinem Ankershagener Pfarrhaus, Sophia Behnke (1814-1902), wiederverheiratete.

Die fünfeinhalb von Schliemann als Lehrling des Gemischtwarenladens der Fa. E. L. Holtz, späteren Fa. Theodor Hückstedt, durchlebten Jahre verlangten auch die Hinnahme beträchtlicher physischer Belastungen. Die in der Regel mehr als zwölfstündige Arbeitszeit schloß jede außerdienstliche Beschäftigung mit Gegenständen aus, die seinen Anlagen entsprochen hätte, überdies mußten ihm in der provinziellen Enge und Monotonie der südmecklenburgischen Kleinstadt geistige Anstöße, die seinen auf das klassische Altertum orientierten Neigungen förderlich gewesen wären, versagt bleiben.

Ein einziger Vorfall indes, den Schliemann mehrfach schilderte, bleibt als biographisch folgenreich hervorzuheben, da er auf Schliemanns spätere Pläne prägenden

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0228

Einfluß nahm. Es war das Erlebnis der griechischen Sprache in den Hexametern Homers, die ein des Gymnasiums verwiesener Landsmann, Hermann Niederhöfer aus Röbel, eines Abends angetrunken im Ladenraum vortrug. Dessen Schicksal hatte ihn zum Alkoholiker werden lassen, und Schliemann, von den *göttlichen Versen* zu Tränen gerührt, sich aber auch der Bitternis seines eigenen abgebrochenen Bildungsweges mehr denn je bewußt, bat in seiner Ergriffenheit Gott um die Gnade, ihm das Glück zu gewähren, einmal Griechisch lernen zu dürfen. Mit dem wenigen



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0229

Geld, das er gerade besaß, bezahlte er dem Ex-Gymnasiasten Branntwein, um ihn zu immer neuen Rezitationen zu animieren.

Im Frühsommer 1841 kam es zur Aufhebung des Dienstvertrages mit der Fa. Hückstedt und zum Weggang Schliemanns aus Fürstenberg, den er mit den gesundheitlichen Folgen einer beim Transport eines zu schweren Fasses erlittenen Brustverletzung erklärte (*Autobiographie*, *Ilios*, 1881). Briefliche Äußerungen hingegen lassen die bereits länger bestehende Absicht erkennen, in Amerika nach einer neuen Existenzmöglichkeit zu suchen, worin er sich dem um die Jahrhundertwende verstärkt einsetzenden Auswanderungstrend seiner Landsleute anschloß. Im Widerspruch zu dem in Schliemanns Autobiographie erwähnten Fußmarsch nach Hamburg kam es zu einem Umweg mit längerem Aufenthalt in Rostock. Die Konzentration angesehener Handelshäuser in dieser Hafenstadt mit ihren verzweigten Export-Import-Verbindungen hatte die Begründung entsprechender kaufmännischer Lehranstalten begünstigt, die sich auf die Anforderungen eines zeitgemäßen internationalen Geschäftsverkehrs spezialisierten. Schliemann zweifelte nicht daran, daß sich ihm ohne die vorherige Inanspruchnahme einer derartigen Einrichtung in der neuen Welt nur sehr geringe Startchancen eröffnen würden, denn nach realistischer Einschätzung war er sich der Defizite seiner – gemessen an seinem Vorhaben – nur sehr dürftigen Fürstenberger Qualifikation mit ihrer einseitig praktischen und provinziellen Ausrichtung voll bewußt. Sofort unternahm er daher den Versuch, in einer intensiven fachlichen Vorbereitungsphase das Fehlende, die englische Sprache eingeschlossen, systematisch auszugleichen. Nach einem knapp vierteljährigen mit großer Energie erfolgreich absolvierten Studium der wichtigsten theoretischen Fundamente der Handelswissenschaft am „Handlungs-Institut von Heinrich Schwanbeck" konnte er schließlich am 10. September 1841 nach Hamburg aufbrechen. Auch hier setzte er mit Sorgfalt und Überlegung die Vorbereitungen seiner Abreise fort, solange es seine Mittel erlaubten. Hart arbeitete er, Speicher und Kontore wechselnd, im Handelsgeschäft, und wann immer er konnte, frequentierte er die Börse, er bemühte sich um Kontakte zu Schiffsmaklern und erwirkte Empfehlungsschreiben für eine Hamburger Niederlassung in Venezuela. Am 28. November 1841 ging er an Bord der „Dorothea", die in einer stürmischen Nacht vom 11. zum 12. Dezember vor der holländischen Küste sank. Mit einigen leichteren Verletzungen und unter Verlust seiner Habe gerettet, vom konsularischen Vertreter Mecklenburgs in Amsterdam und einigen deutschen Geschäftsleuten materiell unterstützt und empfohlen, fand er zunächst im Amsterdamer Handelshaus Hoyack u. Co., anschließend bei der Firma F. C. Quien ein Unterkommen.

Als eine Sternstunde für Schliemanns weitere Karriere erwies sich sein Eintritt in das traditionsreiche, europaweit angesehene Unternehmen von B. H. Schröder u. Co. Hier konnte er als *Correspondent und Buchhalter* seine inzwischen in zielstrebiger Konzentration erheblich erweiterten Sprachkenntnisse auf einem ebenso vielseitigen wie gut dotierten Betätigungsfeld wirkungsvoll einsetzen. Dabei erkannte er sehr bald, in welchem Maße die Sprachbarriere die Geschäfte seiner Firma mit dem Osten bisher behindert hatte und merkantile Chancen vielfach unausgeschöpft bleiben muß-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0230

ten, weil das ungewohnte und allgemein als kompliziert geltende Russisch von der west- und mitteleuropäischen Wirtschaftswelt in der Regel umgangen worden war. Scharfäugig überblickte Schliemann dabei auch den eigenen Nutzen im Falle einer durch ihn selbst erreichten Beseitigung dieses Schwachpunktes der bisher geübten Handelspraxis. Wer sich in Rußland mit seinen dortigen Partnern über beiderseitige Geschäftsinteressen in deren Muttersprache würde unterhalten können, dem müßte sich ein noch nicht genutzter Spielraum eröffnen, der im marktwirtschaftlichen Wettbewerb gewinnreiche Vorteile verspräche gegenüber jeder in ihren kommunikativen Möglichkeiten weniger beweglichen Konkurrenz. Was hier und ebenso in der geschäftlichen Korrespondenz an Sprachkenntnissen eingebracht würde, wäre so sicher und ertragversprechend angelegt wie blankes Kapital.

Also stürzte sich Schliemann mit beispielloser Intensität auf das Russische, und um sein Ziel auf schnellstmöglichem Wege zu erreichen, nahm er die Nächte zu Hilfe und investierte beträchtliche Mittel in russische Sprachlehrer. Und seinen Kalkulationen entsprechend erschien er in weniger als Jahresfrist seinen Prinzipalen bereits als „unentbehrlich". Zum Beginn des Jahres 1846 übertrugen sie dem Vierundzwanzigjährigen bereits ihre Handelsniederlassungen in Petersburg, wo er in rastlosem Einsatz und einfallsreichen, bisweilen riskanten Spekulationen für die Firma in weniger als zwei Jahren einen Umsatz von 1,5 Millionen Gulden erarbeitete. Bald danach konnte er sich selbständig machen, und begünstigt durch die mit dem Ausbruch des Krimkrieges einhergehende Hochkonjunktur stieg er auf zum Millionär, dessen Unternehmen in der europäischen Handelswelt mehr und mehr zu einem Begriff wurde. Zuvor hatte ihn das seit der Jahrhundertmitte Kalifornien beherrschende Goldfieber, das einen Boom nahezu aller Wirtschaftsbranchen Nordamerikas auslöste, zu einem Aufenthalt in der Nähe der Goldminen veranlaßt (1851-52), wo er durch hohe Gewinne im Bankgeschäft die finanziellen Fundamente seines Petersburger Handelshauses stabilisierte. Darüber hinaus war es ihm nach seiner Rückkehr 1852 möglich, auch noch ein Tochterunternehmen in Moskau zu begründen.

Heinrich Schliemanns kaufmännische Erfolge erreichten nach dem außerordentlich ertragreichen Handelsjahr 1863 einen neuen Höhepunkt, auch war er inzwischen zum erblichen russischen Ehrenbürger und Richter am Handelsgericht avanciert und schließlich Direktor der Kaiserlichen Staatsbank zu St. Petersburg geworden. Ungeachtet der Genugtuung über die steile, wenn freilich häufig genug in der atemlosen Gehetztheit eines Parforceerittes unter Einsatz aller physischen und geistigen Energien durchlaufenen Karriere verraten die Selbstzeugnisse dieser Zeit überraschenderweise einen ständig sich steigernden Widerwillen gegen das auf Hochtouren laufende *Geschäftsgewühl*. Schliemann wirkt zunehmend unbefriedigt, lustlos und ermüdbar und trug sich schließlich mit dem Gedanken der Abkehr von aller Handelstätigkeit. Mit diesem verbanden sich seit langem bestehende Reisewünsche, die er schon 1858 und 1859 durch Aufenthalte im Orient und in Spanien zu realisieren begonnen hatte und denen er 1864 eine ausgedehnte Weltreise anschloß, deren Ostasienerlebnisse er in seinem Reisebericht *La Chine et le Japon au temps présent* (Paris 1867) publizierte.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0231

In dieser Zeit weitete sich der in seiner Kindheit unerfüllt gebliebene Wunsch, sich mit der Welt des klassischen Altertums zu befassen, mehr und mehr aus zu dem nun nicht mehr länger zu unterdrückenden Verlangen, das mit dem Weggang vom Gymnasium Abgebrochene wieder aufzunehmen und systematisch fortzuführen. Nachdem Schliemann schon in den fünfziger Jahren neben dem Neugriechisch, „um den Homer verstehen zu können" auch das Altgriechische erlernt hatte, setzte sich der inzwischen Mittvierziger nach Liquidierung seiner Handelsfirma von 1866 bis 1870 in die Hörsäle der Sorbonne, wo er außer altertums- und orient- auch literaturwissenschaftliche Vorlesungen belegte. Seine Studien ergänzte er 1868, vom Dunstkreis der homerischen Welt unwiderstehlich angezogen, durch einen Besuch der Insel Ithaka, der Peloponnes und der Nordwestküste Kleinasiens. Aus der Bildungsreise wurde schließlich eine archäologische Forschungsfahrt, deren Erkenntnisse seine weiteren, konsequent in die Karriere des Ausgräbers einmündenden Lebenspläne bestimmen sollten. Ein erster und folgenreicher Schritt war die anschließende Veröffentlichung der Ergebnisse seiner Reise, die er als *Recherches archeologiques* bezeichnete und mit dem Titel *Ithaque, le Péloponnèse, Troie* (Paris 1869) überschrieb. Mit diesem Opus stellte er sich dem Urteil der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock, die ihn in Anerkennung seiner Leistung zum Doctor philosophiae promovierte.

In der Vorrede seiner *Archäologischen Untersuchungen* von 1869, in den Briefen der Folgezeit und besonders eingehend in seiner *Autobiographie* (*Ilios*, 1881) gedenkt Schliemann der frühen Anregungen, die er von seinem altertumsbegeisterten Vater in mehrfacher Weise empfangen habe. Der zwar als egozentrisch und willensschwach in eroticis, keineswegs aber als ungebildet zu bezeichnende Pastor hatte nicht nur von Pompeji und Herkulaneum und immer wieder von den homerischen Helden erzählt, sondern auch Übersetzungen seines Landsmannes Johann Heinrich Voss vorgetragen und war schließlich dem Wissensdrang seines aufgeweckten und phantasiebegabten Jungen, so gut er es vermochte, durch Beschaffung geeigneter Lesestoffe entgegengekommen. Zum Weihnachtsfest 1829 schenkte er ihm Georg Ludwig Jerrers „Weltgeschichte für Kinder" (4. Aufl., Nürnberg 1828), dessen Darstellung Troias mit einer fingierten Illustration des aus den zerstörten Mauern der brennenden Stadt zusammen mit Vater und Sohn flüchtenden Aeneas den knapp Achtjährigen in besonderem Maße faszinierte. Dieser faßte das Dargebotene in kindlicher Unbefangenheit als ein historisch reales Ereignis auf und beschloß, die *unter dem Staub und Schutt von Jahrhunderten* sicherlich noch vorhandenen Mauerreste *dereinst* auszugraben.

Das Gewicht, das Schliemann diesen Ankershagener Kindheitserlebnissen beimaß, gipfelt in der Erklärung, daß *Hacke und Schaufel für die Ausgrabung Trojas und der Königsgräber von Mykenae schon in dem kleinen deutschen Dorfe geschmiedet und geschärft* worden seien. Diese Äußerung und ebenso die Versicherung, seine kaufmännischen Anstrengungen seien Mittel zum Zweck gewesen, seinen Kindheitstraum zu verwirklichen, da ihm der feste Glaube an das Vorhandensein der Stadt Troia *in allen Wechselfällen* seiner *ereignisreichen Laufbahn nie verlassen* habe, ließ bei einigen Vertretern der neuen Schliemann-Forschung Zweifel aufkommen. Diese wurden begründet mit dem Fehlen von Äußerungen Schliemanns zu seinem

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0232

archäologischen Lebensplan während der Jahre seiner geschäftlichen Tätigkeit und dem daraus resultierenden Verdacht, er habe sich erst von der Erfolgsbilanz seiner Grabungen her, quasi „im Nachhinein" als *Trojaträumer* inszeniert. Er habe „a Wunschbild after the fact" erdichtet, wie William Calder III, der als Wortführer der Schliemannkritik eine langwierige Kontroverse heraufbeschwor, mehrfach behauptete. Seinen vehementen Vorwurf eines durch Schliemann in die Welt gesetzten Märchens „of a lifelong obsession with Homer and Troy" spitzt er schließlich noch in der generalisierenden „Diagnose" einer „pathological mendacity" weiter zu.

Damit wird den Kindheitserlebnissen Heinrich Schliemanns jede impulsgebende Wirkung auf seine spätere archäologische Lebensleistung abgesprochen. Daß aber während einer so prägsamen Lebensphase wie der der Kindheit aus der Fülle der wiederholt und eindringlich beschworenen Eindrücke und Anregungen sich bestimmte Motive zu einem *Traum* verdichten können, dürfte wohl niemanden überraschen. Folgerichtig erblickt der Schliemann-Forscher Hartmut Döhl (1981) in dem Troia-Sucher „einen Grenzgänger zwischen realem Traum und erträumter Wirklichkeit", womit er einem Grundzug der literarisch geformten individuellen Retrospektive überhaupt, also der Autobiographie, sehr nahe kommt. Danach werden aus dem Verlangen nach Selbstbegründung die Ereignisse eines Lebensweges, dessen Kulminationen wie dessen Krisen, bewußt oder unbewußt selektiert oder akzentuiert, um sie einem als einheitlich empfundenen Lebensentwurf stimmig und plausibel anzupassen. Auf eben diese Gestaltungsweise aber hatte bereits 1936 Schliemanns erster wissenschaftlicher Biograph und zugleich einer seiner gründlichsten Kenner, Ernst Meyer, hinlänglich und in angemessener Form aufmerksam gemacht.

Nachdem Schliemann sich 1869 mit einer Griechin vermählt und Athen zum festen Wohnsitz erkoren hatte, begann er im Frühjahr des folgenden Jahres noch vor der Erteilung der schließlich nur unter großen Schwierigkeiten erlangten türkischen Erlaubnis mit einer Probegrabung auf dem Ruinenhügel von Hissarlik, in dem er, wie er behauptet, allein den antiken Quellen folgend und entgegen den Ansichten der meisten Fachexperten seiner Zeit das homerische Troia vermutete. Dieser Probegrabung schloß sich am 11.10.1871 die erste genehmigte Kampagne an. Auf den Homertext gestützt und unbeirrt an der Geschichtlichkeit der in den Epen geschilderten Ereignisse festhaltend, grub er sich verbissen in den Schuttberg hinein, den *Schauplatz des trojanischen Krieges*.

Gleichwohl bleibt schon an dieser Anfangsphase hervorzuheben, daß Tatendrang und Begeisterung dieses Einzelgängers allein, ohne den sachverständigen Rat und die hilfreichen Detailkenntnisse anderer schwerlich zu jenen Ergebnissen geführt hätten, auf die er nach knapp zwei Jahrzehnten zurückblicken konnte. Schliemann war ein Außenseiter, aber er blieb durchaus nicht in dem Grade auf sich allein gestellt, wie es in romanhaft-popularisierender Belletristik vielfach den Anschein hat.

Schon beim ersten Spatenstich und ebenso in der Folgezeit konnte er sich auf jahrelange Geländestudien eines begeisterten Altertumsliebhabers stützen, nämlich des Vizekonsuls Frank Calvert, dem in dienstlicher Mission die diplomatische

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0233

Vertretung der Vereinigten Staaten von Amerika oblag. Auf eigenem Grunde in der Troas ansässig, hatte er seine Muße, die offenbar beträchtlicher war als seine finanziellen Mittel, ganz der Suche nach den antiquarischen Resten seiner Umgebung zugewandt. Was dabei besonders ins Gewicht fällt, ist der erhebliche, vielleicht entscheidende Einfluß, der diesem Enthusiasten auf Schliemanns Meinungsbildung über die Lokalisierung Troias zugestanden werden muß. Ohne die Leistungen Heinrich Schliemanns einzuschränken, ist daran zu erinnern, daß Frank Calvert, gebürtiger Engländer, entgegen der dominierenden Lehrmeinung, Troia sei allenfalls in Bunarbaschi zu suchen, aber keineswegs in Hissarlik, sogar schon einige Versuchsgrabungen kleineren Umfanges unternommen hatte, indem er die 1822 von dem Schotten Charles Maclaren (A Dissertation on the Topography of the Plain of Troy) vertretene Ansicht über die Identität von Hissarlik und Troia wieder aufgriff, ohne daß er allerdings seine Theorie durch konzentrierte und kostspielige archäologische Aktivitäten hätte verifizieren können.

Schliemanns Begegnung mit Frank Calvert gehört zu den in seinem Lebensgange nicht seltenen Glücksfällen, die gründlich beim Schopfe zu ergreifen ihm in hohem Maße gegeben war. Für die Vorbereitung seiner anspruchsvollen Arbeitsvorhaben bis hinein in deren technische und organisatorische Einzelheiten mußten die reichhaltigen Erfahrungen Calverts, die dieser dem deutschen Privatgelehrten in spontaner Sympathie und geradezu selbstverleugnender Großzügigkeit zur Verfügung stellte, von nicht geringem Wert sein. Nicht zuletzt wußte Calvert, abgesehen von zahllosen weiteren Gefälligkeiten und Hilfestellungen, unter Einsatz seiner einflußreichen Beziehungen zur türkischen Regierung die Schliemann lange vorenthaltene Grabungserlaubnis zu erwirken und ihm bei späteren Schikanen der osmanischen Behörden den Rücken zu stärken. Andererseits schlossen die allzu eng gelagerten Interessen beider Troia-Enthusiasten gelegentliche Differenzen, so besonders wegen der Grabungsresultate, nicht aus, bei denen Schliemanns selbstsüchtige Rechthaberei – gemessen an der noblen Gelassenheit seines Gegenübers – bisweilen ein wenig erfreuliches Bild abgab.

Heinrich Schliemann hat, die Versuchsgrabung von 1870 nicht gerechnet, ab 1871 bis zu seinem Todesjahr 1890 in sieben Grabungskampagnen den Burgberg von Hissarlik durchforscht, wobei er besonders zu Anfang in größter Ungeduld und mit „dem Eifer eines Tiefbauunternehmers“ (Ernst Meyer) dem Urboden, also dem felsigen Grund des Hügels, zustrebte, auf dem er das Troia Homers als die älteste Siedlungsschicht vermutete. Sein in Nord-Südrichtung angelegter breiter Suchgraben, der alle weiteren kompliziert über- und auch ineinandergelagerten Kulturschichten bis zu einer Tiefe von teilweise mehr als fünfzehn Metern durchschnitt, bot vielfach Anlaß zu ebenso herber wie in wesentlichen Punkten unangemessener Kritik, die ihn noch bis über seinen Tod hinaus verfolgte. Dabei vergaßen seine Gegner, den damaligen grabungstechnischen Erkenntnisstand Schliemanns in Anschlag zu bringen, denn als dieser den Spaten ansetzte, fehlte ihm noch jede Orientierungsmöglichkeit an Methoden und Erfahrungen, an Erfolgen aber auch Irrtümern vergleichbarer Unternehmungen in einer derartigen Größenordnung und somit also die Chance, aus

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0234

der hilfreichen Präzedenz anderer die eigenen Fehlentscheidungen von vornherein auszuschließen. Nur mit fortschreitender Praxis seiner eigenen Grabungen und aus allen ihren in der Hauptsache unvermeidbaren Mißgriffen hatten sich Verfahrensweisen und strategische Einsichten entwickeln können und erproben lassen, die den „Autodidakten" und „Dilettanten" schließlich zum wesentlichen Mitbegründer der archäologischen Feldforschung als einer unverzichtbaren Spezialdisziplin der auf Kunstwerke konzentrierten klassischen Archäologie werden ließen. Den großen Verdiensten Schliemanns, der seine Grabungsresultate immer sofort publizierte (*Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja in den Jahren 1871-1873*, Leipzig 1874), ist zuzurechnen, daß er als erster Archäologe die Fotografie zur Dokumentation des Fundmaterials eingesetzt hat (*Atlas trojanischer Alterthümer*, Leipzig 1874).

Die letzte Phase seiner ersten Grabungskampagne sollte Schliemann mit dem sogenannten *Goldschatz des Priamos* den sensationellen Höhepunkt seiner gesamten Ausgräbertätigkeit auf Hissarlik bescheren. Nachdem er bereits Keramik und Spinnwirteln freigelegt hatte, zugleich aber auch auf tor- und turmartiges Festungsgemäuer mit hinzuführender Rampe gestoßen war, das ihn sein unbeirrbares Wörtlichnehmen der homerischen Schilderungen etwa als *Skäisches Tor*, *Ilions großen Turm* oder auch als *Haus des Priamos* identifizieren ließ, sah er in dem kostbaren, edelmetallreichen Fund eine letzte, unerschütterliche Bestätigung seines Glaubens, in dieser Grabungsschicht die Reste der *heiligen Ilios* vor Augen zu haben. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand, der diesen „Schatzfund A" in die Schicht Troja II (Mitte) verweist, ist er „um 2500 v. Chr. oder auch etwas davor" (Manfred Korfmann) zu datieren, also in die frühe mediterrane Bronzezeit, was ihn weit über ein Jahrtausend älter macht als die mykenezeitliche Stadt (VII a) und die von Homer besungenen kriegerischen Ereignisse.

Schliemanns Popularität war nach dieser Entdeckung kaum zu überbieten, und besonders in England fand der erfolgreiche Selfmademan auch auf wissenschaftlichem Felde, etwa als Referent vor der „Society of London Antiquaries", die ihn 1876 zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, begeisterte und nachhaltige Anerkennung. Gleichwohl verhielt sich die deutsche Gelehrtenwelt, an ihrer Spitze zunächst Ernst Curtius, gegenüber dem „naiven" Außenseiter ihrer akademischen Zunftgenossenschaft reserviert und herablassend, womit sie Schliemann nicht selten zu gereizter Polemik provozierte.

Zweifellos hatte dieser „für die Archäologie eine neue Welt aufgedeckt"(Virchow), aber es war zu wenig, das Gefundene einem staunenden Publikum in aufregenden Presseartikeln zu offerieren, sondern es galt auch, die Erwartungen dieser überaus skeptischen Fachwelt mit einer sachgerechten fundkritischen Diskussion zu befriedigen. Die Mehrheit der deutschen Altertumswissenschaftler zeigte sich – von Schliemanns gänzlich auf Homer fixierten Deutungsversuchen seiner Grabungsresultate abgesehen – auch irritiert durch die eigenwillige, oft spontan nach Vorlieben oder Voreingenommenheiten übereilt und affektbetont urteilende, subjektive Arbeitsweise, in der er seine Forschungsgegenstände gegen jedes Herkommen tagebuchmäßig und

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0235

damit befremdend persönlich, nicht selten weit entfernt von distanzierter Sachlichkeit wissenschaftlicher Argumentation, abhandelte.

Ein derartiger Stil mußte zahlreichen deutschen Gelehrten zumindest als ungewöhnlich, wenn nicht als unzulänglich, erscheinen, und das auch aus diesem Punkte gespeiste Odium des Dilettantismus ließ der Bereitschaft zu einer echten und förderlichen Fachdiskussion mit Schliemann lange Zeit wenig Spielraum.

Diesem waren bei aller verständlichen Genugtuung über das in Troia Erreichte die vielen ungeklärten Fragen, die sich mit seinen Grabungserträgen verknüpften, durchaus bewußt, weshalb er sich 1875 eine Art Museumsreise verordnete. Während dieser sollte ein gründliches Sichten der großen west- und nordeuropäischen Sammlungen prähistorischer Sachzeugnisse – in London, Leiden, Kopenhagen, Stockholm, Danzig u. a. – auf komparativem Wege zur Klärung zahlreicher Zuordnungsprobleme beitragen, die vor allem die stein- und bronzezeitlichen Kulturablagerungen aufgeworfen hatten. Als ein ihn besonders verunsicherndes Phänomen erwiesen sich beispielsweise auch die außerhalb der Troia, etwa in der Weichselniederung, gefundenen Gesichtsurnen, die denjenigen entsprachen, in denen er die *eulenäugige Athena* zu erkennen glaubte. Der seinerzeit berühmte britische Homerforscher und spätere Premierminister William E. Gladstone war es schließlich, der im Zusammenhang mit dem Rätsel dieser sogenannten „Eulenkopfvasen" Schliemann auf Rudolf Virchow aufmerksam machte, was sich für jenen in einer Zeit sich häufender wissenschaftlicher Kontroversen sowie innerer und äußerer Unsicherheiten und Enttäuschungen – so klagte die Türkei auf Herausgabe des Goldschatzes – als eine Sternstunde erwies.

Die souveräne Kompetenz dieses weltweit hochgeschätzten Mediziners galt auch auf dem Felde der Anthropologie und Prähistorie als unumstritten, ganz abgesehen von dem hohen Ansehen, das er als Mensch genoß, dem nichts ferner lag, als den Nimbus wissenschaftlicher Unfehlbarkeit überlegen und selbstgefällig hervorzukehren. Und so war er denn auch keineswegs jenen „systematischen Deutschen" zuzurechnen, denen nach Arthur Evans der dilettierende, wenn auch vom Glück begünstigte Außenseiter Schliemann wegen „seines ersichtlichen Mangels an archäologischer Vorbildung ein Ärgernis" bildete. Schliemann erwarb in Virchow einen Förderer und Freund, wie er ihn zuverlässiger und selbstloser nirgends hätte finden können. Unvoreingenommen und wohlwollend gelang es dem Vielbelasteten, der auch noch das politische Amt des Reichstagsabgeordneten zu verantworten hatte, das von Mißtrauen und Empfindlichkeit, Vorurteilen, Intoleranz und Eigensinn nicht freie wissenschaftliche Selbstverständnis des problematischen Outsiders besonnen und einfühlsam so weit zu beeinflussen, daß dieser korrigierende Hinweise und sogar grundsätzlich kritisierende Meinungen immer häufiger und auch dankbar zu akzeptieren begann, was in späteren Jahren nur noch seinem Verleger Brockhaus und in besonderem Maße seinem Mitarbeiter Wilhelm Dörpfeld gelingen sollte.

Virchow war es auch, der 1877 die Ehrenmitgliedschaft Schliemanns in der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte veranlaßte und

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0236

der vier Jahre später maßgeblich daran beteiligt war, daß dem Troia-Ausgräber die Ehrenbürgerschaft der Stadt Berlin verliehen wurde. Zuvor hatte er 1879 die Troas auf Einladung Schliemanns selbst in Augenschein genommen, wobei es ihm gelang, seinen wegen verschiedener als kränkend empfundener Presseberichte höchst aufgebrachten Gastgeber mit Deutschland wieder auszusöhnen. Dieser Vorgang war von großer Tragweite insofern, als Schliemann sich entschloß, das von ihm bis dahin aus Dankbarkeit für empfangene Ehrungen und die permanent positive Berichterstattung der „Times" bisher bevorzugte England zu Gunsten seines eigenen Vaterlandes hintanzusetzen. Gegen Ende des Jahres 1880 ließ er die seit 1877 im Londoner South-Kensington-Museum ausgestellten nach Tausenden zählenden Fundstücke seiner *Sammlung trojanischer Alterthümer* nach Berlin überführen und bestimmte sie *dem deutschen Volk als Geschenk zu ewigem Besitz und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt.*

Die erste von Schliemann zum größten Teil persönlich vorgenommene Aufstellung der Troia-Exponate erfolgte 1881 im Kunstgewerbe-Museum (Gropius-Bau). Nach dem Bauabschluß des Königlichen Museums für Völkerkunde 1885 gelangte die Sammlung, wiederum von Schliemann eingeordnet, in dessen Prähistorische Abteilung, die 1921 als Museum für Vor- und Frühgeschichte aus- und dem Gropius-Bau eingegliedert wurde. Der aus England übernommene Grundbestand war bald noch um weitere Schenkungen aus Athen beträchtlich vermehrt worden, und nach Schliemanns Ableben trafen laut testamentarischer Verfügung die letzten 58 Kisten mit den *jüngst gefundenen Schätzen* in Berlin ein.

Das legendäre Herzstück der Schliemann-Sammlung, der 1538 archäologische Kostbarkeiten aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. umfassende *Goldschatz des Priamos*, wurde nach der Beendigung des zweiten Weltkrieges von seinem Auslagerungsbunker, dem „Flakturm am Zoo" (Berlin-Tiergarten), in die damalige Sowjetunion verbracht. Laut Duma-Beschluß ist er zum Eigentum Rußlands erklärt worden.

Bevor Schliemann sich 1876 auf die Verwirklichung neuer Ausgrabungspläne, die der Burg von Mykene galten, konzentrieren konnte, hatte er sich noch mit der türkischen Regierung wegen der vertragswidrigen Ausfuhr seines trojanischen Schatzfundes in einem einjährigen Verfahren 1874-75 gerichtlich auseinanderzusetzen. In einem eindeutigen Schreiben hatte er zuvor den Direktor des Museums des Osmanischen Reiches in Istanbul über seine Entdeckung des *Palastes des Priamos* und dessen *Schatzes* (Schatzfund A) informiert, dabei jedoch ausdrücklich erklärt, daß er angesichts seines immensen finanziellen Aufwandes für drei Grabungskampagnen sich nicht auf eine Teilung des Fundes mit dem Osmanischen Reich einlassen wolle. Mit der dann schnell vollzogenen Überführung der Objekte nach Athen hatte er vollendete Tatsachen geschaffen, mit denen sich die Hohe Pforte, wie zu erwarten, keineswegs abfand. Der sich anschließende Prozeß endete indes überraschend undramatisch, indem das Gericht dem Beklagten die Zahlung einer Entschädigungssumme zu Gunsten des Kaiserlichen Museums in Istanbul in Höhe von 10.000 Francs auferlegte, die Schliemann freiwillig auf 50.000 erhöhte. Die Türkei verzichtete daraufhin auf alle weiteren Ansprüche und machte die zuvor erfolgte Beschlagnahme der Immobilien

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0237

und Bankaktien ihres Prozeßgegners rückgängig. Dieser, nunmehr unanfechtbar als Eigentümer durch höchste richterliche Entscheidung legitimiert, übergab den trojanischen Schatzfund seiner Athener Bank zur vorläufigen Aufbewahrung.

Mit aller Kraft konzentrierte sich Schliemann nach einer kurzen Probegrabung (1874) im Jahre 1876 auf Mykene, dessen Ausgrabung – ebenso wie die später in Orchomenos und Tiryns geplanten – ihm die griechische Regierung unter der Bedingung zugestand, daß alle Funde als griechisches Nationaleigentum an den Staat abzuliefern seien und daß keinerlei Gebäudereste abgetragen werden dürften. Über die detaillierte Festlegung der Grabungsbereiche und Arbeitsphasen sowie der vorgesehenen Methoden hatte Schliemann bei Sonderbeauftragten der Griechischen Archäologischen Gesellschaft ausführliche Konzeptionen einzureichen, deren Einhaltung von einem Ephoros und weiteren Unteraufsehern an Ort und Stelle ständig kontrolliert wurde, was teilweise zu Schikanen ausartete.

Auch die Begegnung Schliemanns mit Mykene wurde durch die Bilder des Mythos bestimmt. Er empfing sie aus dem homerischen Epos und der attischen Tragödie, und abermals sollte sein glücklicher Griff die historischen Gehalte jahrtausendealter Überlieferung freilegen, nachdem er ohne Bedenken die topographischen Hinweise der antiken Reiseliteratur (Pausanias) in seine Pläne und Untersuchungen einbezogen hatte. Die gesuchten Atridengräber freilich wurden ihm dabei ebensowenig beschert, wie er auf dem Hügel von Hissarlik den *Schatz des Priamos* in die Hand bekommen hatte. Statt ihrer jedoch erschloß er dem Gesichtsfeld der Altertumsforschung eine ganze, bis dahin ungekannte Kultur, der die Burg von Mykene den Namen gab und die man auf den Zeitraum von 1600 bis 1150 v. Chr. zu datieren pflegt.

Mit diesem Fürstensitz in der Argolis erreichte Schliemanns archäologische Laufbahn ihre zweite Kulmination, und was die nur vier Monate, von August bis Anfang Dezember 1876, währenden Grabungen zutage förderten, brachte einen wissenschaftlichen Erkenntniszuwachs in bis dahin ungeahnter Dimension und von besonders nachhaltiger Wirkung. Schliemann wurde damit zum Begründer jener archäologischen Fachdisziplin, die als Mykenologie in interdisziplinärem Zusammenwirken von Ausgräbern, Historikern, Religions- und Sprachwissenschaftlern der Erforschung dieser letzten Epoche der Bronzezeit – auf dem griechischen Festland als späthelladisch, auf Kreta als spätminoisch bezeichnet – ihr Augenmerk zuwendet. Nachdem sich die enge kulturelle Verknüpfung Mykenes und auch anderer gleichzeitiger Siedlungszentren des griechischen Festlandes, wie Tiryns, Pylos u. a., mit der Insel Kreta erwiesen hatte – im Jahre 1900 begann Sir Arthur Evans den Palast des mythischen Königs Minos in Knossos auszugraben –, wurde der Terminus „kretisch-mykenisch" allgemein. In diesem Zeitraum gelangte die Entwicklung der bronzezeitlichen Kultur in der Ägäis, die sich zu Beginn des 3. Jahrtausends herauszubilden begann, zu ihrer höchsten Entfaltung.

Schliemann blieb auch in Mykene bei seiner schon in Hissarlik praktizierten Publikationsmethode, in Form von Tagebuchberichten zunächst die Presse zu informieren, und er schickte insgesamt sechs Berichte an die Times, die diese in einer Artikelserie

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0238

von acht Fortsetzungen abdruckte. Im Jahre 1878 erschien dann mit einer Vorrede von William E. Gladstone und einer Widmung für den König Georg I. von Griechenland als die vierte seiner Buchveröffentlichungen bei F. A. Brockhaus *Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns.*

Aus der Fülle der exquisiten Objekte ragen besonders heraus die nahe dem Löwentor im sog. Gräberrund A überreich mit kostbarsten Grabbeigaben wie Waffen, Schmuck und Trinkgefäßen ausgefüllten Schachtgräber mykenischer Fürsten (16. Jh. v. Chr.), deren goldene Totenmasken zu den sensationellsten und zugleich umstrittensten Funden gehörten, zumal Schliemann in seiner ersten Begeisterung die eine von ihnen zur *Maske des Agamemnon* homerisiert hatte. Auf der Historizität der homerischen Schilderungen beharrend erblickte er in einem der goldenen Trinkgefäße den *Becher des Nestor* (Ilias 11, 632 ff.).

Der große ästhetische Reiz der mit kaum zu überbietender Feinheit verfertigten Kostbarkeiten, aber auch der hohe Wert der für die Grabbeigaben verwendeten Edelmetalle, (allein die Goldgegenstände repräsentieren ein Gewicht von nahezu 15 kg), ließ die Halle der mykenischen Antiken des Athener Nationalmuseums für unübersehbare Besucherscharen aus allen Erdteilen bald zu einer faszinierenden Attraktion werden.

An den Ausgrabungen in Mykene, besonders an der Erforschung der Kuppelgräber (16. Jh. v. Chr.) außerhalb des Mauerringes im Vorgelände der Burg, hatte auch Sophia Schliemann – wie zeitweise auch schon während der Troia-Kampagnen – mit leidenschaftlichem Engagement und stetig wachsendem Sachverstand teilgenommen, wobei hinzuzufügen bleibt, daß die Grabungsarbeiten unter härtesten klimatischen Bedingungen durchzuführen waren. Sowohl bei quälender Sonnenglut und fortwährendem, den Staub in die Augen peitschenden Sturm, als auch in regendurchweichten Gräben und Schächten, die zu schmerzhaften Körperhaltungen zwangen, war das Ehepaar *auf den Knien liegend* damit beschäftigt, mit Messern den Schutt und die Steine sorgfältig zu entfernen, damit von den goldenen Schmucksachen nichts beschädigt würde oder verlorengehe, heißt es in seinem Bericht von 1878. Beide hätten sie dort gearbeitet wie *Negersklaven*, sich aber nichts Interessanteres denken können als die Ausgrabung dieser vorhistorischen Stadt, *wo fast jeder Gegenstand* bis *zur Topfscherbe eine neue Seite der Geschichte aufdeckt.* Diese letzte Bemerkung kennzeichnet Schliemanns ausgeprägtes Verhältnis zur Keramik, der er als *dem Füllhorn archäologischer Weisheit* und *Schlüssel zur Chronologie* menschlicher Ansiedlungen eine außerordentlich hohe Bedeutung beimaß. Wenn er schon im Zusammenhang mit seiner Probegrabung in Mykene feststellte, kein Tor und keine Befestigung könne älter sein als die ältesten Topfscherben im umgebenden Areal, dann ist dies nur die Variante einer mehrfach mitgeteilten Einsicht.

Mit dieser Einstellung zur Keramik bewies Schliemann, daß er in jedem Lebensalter zu lernen bereit war und zu lernen verstand. Er hat seinerseits wiederum auf andere eingewirkt, nicht zuletzt auf Wilhelm Dörpfeld, der unbefangen zugab, erst bei Schliemann in Troia (1882) den Wert der Scherben kennengelernt zu haben, der *besten und sichersten Zeugen ursprünglicher Bewohnung.*

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0239

Hartmut Döhl (1981) hat überzeugend auf die immer entschiedenere Betonung des Wertes der Keramik durch Schliemann hingewiesen, denn während die Sammelaufnahmen beim Troja-Album „noch ganze Gefäße" zeigten, habe Schliemann in seinem Mykene-Album über vierzig Fotografien von „Scherbenzusammenstellungen" veröffentlicht. Damit sei er „der erste Archäologe, der nicht nur ganze Gefäße, sondern auch Scherben systematisch dokumentiert [...] Schliemann lernt aus der Keramik, Schliemann läßt sich von ihr Fragen stellen, Schliemann ist neugierig" – und er befriedigt seine Neugier durch den Vergleich, durch eine „komparative Archäologie". In der Tat ist dieser Fachbegriff im Jahre 1880 durch Schliemann selbst während der Arbeit an *Ilios* geschaffen worden. Später verwendet er daneben auch die spezifizierende Formulierung *vergleichende Keramik*, die geradezu in der Luft lag, denn das damit bezeichnete Vorgehen mußte sich ganz zwangsläufig als das naheliegendste und aussichtsreichste ergeben angesichts der Unmengen an unbekannten keramischen Funden, die in ihrer Art von Grabungsort zu Grabungsort wechselten.

Neben den beiden von Homer als goldreich bezeichneten Städten Troia und Mykene zählte auch das böotische Orchomenos in dessen *Ilias* zu jenen Ansiedlungen, deren Reichtum geradezu als sprichwörtlich galt. Der Ort, dessen Schätze mit denen des ägyptischen Theben verglichen werden, erhob sich, im Neolithikum als Bergfestung auf langgezogenem, kargem Felsplateau angelegt, über dem nordwestlichen Ufer des einstigen Kopaissees. Hier bildete er das Zentrum einer in mykenischer Zeit von den Minyern hochentwickelten Kultur. Als Gründerheros dieses mächtigen, in der nachhomerischen Sagenüberlieferung vielfach mit den Argonauten gleichgesetzten griechischen Volksstammes, der sich allmählich ganz Böotien unterwarf, galt der König Minyas, dessen Kuppelgrab Pausanias in seiner „Beschreibung von Hellas" als eine Schatzkammer erwähnt, die er den ägyptischen Pyramiden an die Seite stellte. Es liegt nahe, daß auch diese Stätte auf Schliemann eine große Anziehungskraft ausüben mußte und daß er sich hier nach den sensationellen Erfolgen in Troia und Mykene weitere Triumphe versprach. Kaum hatte er die umfangreichen Arbeiten am Manuskript für *Ilios* beendet und die entscheidenden Schritte zur Überführung seiner Sammlung von London nach Berlin eingeleitet, so entschloß er sich 1880, das schon seit 1876 geplante Unternehmen zusammen mit seiner Frau zu realisieren.

Die von Schliemann als *Thalamos* bezeichnete Grabkammer, die sich an das *Schatzhaus des Minyas*, ein dem sogenannten *Atreusgrab* in Mykene eng verwandtes und mit 14 m im Durchmesser nahezu maßgleiches Kuppelgrab, seitlich anschloß, enthielt eine steinerne, in qualitätvoller Reliefarbeit ausgeführte Deckenkonstruktion. Dieses Meisterwerk mykenischer Reliefkunst, das Schliemann später für einen seiner Berliner Ausstellungsräume nachgestalten ließ, hatte er, unterstützt von seiner Frau, erst in mühevoller und geduldiger Kleinarbeit aus den nach Einsturz der gesamten Decke entstandenen Bruchstücken rekonstruieren können. Waren Schliemann diesmal auch keine Goldfunde beschieden, so stieß er doch auf sogenannte *minyische Topfware*, eine später auch im übrigen Griechenland, auf den ägäischen Inseln und in Kleinasien gefundene Keramik aus vormykenischer Zeit.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0240

Obwohl das Unternehmen mit weit über einhundert Arbeitern begonnen worden war und Schliemann ursprünglich durch *Abteufung von Schächten die ganze obere Stadt untersuchen* wollte, stellte er seine Bemühungen im Frühjahr 1881 nach wenigen Wochen wieder ein, nachdem er den größeren baugeschichtlichen Zusammenhängen, vor allem den Resten einer kyklopisch aufgerichteten äußeren Festungsmauer, nachgegangen war, in deren Nähe er auf Steinzeuge stieß. Die Forschungsergebnisse publizierte er in seinem Werk *Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Böotischen Orchomenos* (1881). Bei seinen Grabungen in Orchomenos hatte Schliemann einen mehr als dreißig Jahre jüngeren Kollegen zur Seite, der als uneingeschränkt akzeptierter Weggefährte des in seinen Zu- und Abneigungen allzuoft unberechenbaren Schliemann dessen weiteres archäologisches Wirken in nachhaltiger Weise beeinflussen sollte. Die erste Begegnung mit Wilhelm Dörpfeld, zu der es schon im Frühjahr 1881 anläßlich eines Besuches Schliemanns in Olympia gekommen war, hatte diesen in so hohem Maße beeindruckt, daß er sich darum bemühte, den sowohl vom Deutschen Archäologischen Institut als auch von der Griechischen Archäologischen Gesellschaft gleichzeitig umworbenen jungen Wissenschaftler als Mitarbeiter zu gewinnen, was ihm schließlich auch gelang. Dieser Schritt sollte sich als außerordentlich folgenreich erweisen insofern, als mit Dörpfeld während des letzten Lebensjahrzehntes, das Schliemann verblieb, ein Baufachmann in die Grabungstätigkeit eingriff, dessen Fachkompetenz, Vielseitigkeit und Energie die Entwicklung einer auf Schicht- statt Tiefgrabungen orientierten und damit eine weitaus exaktere wissenschaftliche Analyse und Bewertung der Architekturbefunde ermöglichende Ausgrabungsmethode in entscheidendem Maße gefördert haben. Virchow hat diese neue Qualitätsstufe im archäologischen Vorgehen während der Troia-Kampagnen der achtziger Jahre in seiner Gedächtnisrede von 1891 mit der Feststellung zu würdigen versucht, daß die Schliemann „dauernd gewährte Beihülfe des Herrn Dörpfeld [...] die genaueste architektonische Aufnahme und Würdigung der Baureste" gesichert habe. Im März 1881 nahm Wilhelm Dörpfeld, der zugleich als 2. Sekretar am Deutschen Archäologischen Institut in Athen eine feste Anstellung erhalten hatte, seine Tätigkeit in Troia auf, wo Schliemann bis Juli seine 6. Grabungskampagne durchführte. Bereits drei Jahre zuvor hatte er entgegen seiner im Frühsommer 1873 nach dem sensationellen *Schatzfund* abgegebenen Versicherung, seine *Mission* sei erfüllt und er *reise für immer von Troja ab*, die Arbeiten auf dem Burghügel wieder aufgenommen, wobei ihm 1879 in Rudolf Virchow und Emile Burnouf zwei kompetente, selbstlose und zuverlässige Fachkollegen zur Seite standen. Der Altertumskundler und Archäologe Burnouf, der auch als Kenner östlicher Religionen und des Sanskrit galt und der den Erfolgen Schliemanns in Mykene durch französische Presseartikel bei seinen Landsleuten zu hoher Anerkennung verholfen hatte, brachte als Ingenieur, Geologe und Kartograph ein breites Spektrum zusätzlicher, für den Grabungserfolg höchst erwünschter Voraussetzungen mit.

In Troia ist es seinem Scharfblick bei der Klärung der Schichtenfolge zu verdanken, daß Schliemann schließlich sieben Siedlungsschichten unterscheiden konnte, 1890 wurden es mit Dörpfelds Hilfe neun. Als besondere Leistung Burnoufs hob dieser

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0241

die vollständige Ermittlung der Überreste der in parallelen Mauerzügen aufgeführten Ringmauer hervor.

Die Jahre 1884 und 1885 sollten Schliemann in den Ruinen der ehemaligen mykenischen Zitadelle von Tiryns einen neuen großen Grabungserfolg bescheren. Schon 1868 hatte er während seiner Reise durch die Peloponnes die Burg berührt, und im Sommer 1876 besuchte er sie in Begleitung einiger befreundeter Altertumswissenschaftler der Athener Universität und seiner Frau ein weiteres Mal.

Im März 1884 nahm er zusammen mit Dörpfeld die Grabungen auf dem langgestreckten, nahe am Argolischen Golf und wenige Kilometer von der Hafenstadt Nauplia entfernten Kalksteinfelsen, dessen früheste Besiedlung bis ins Neolithikum zurückreicht, wieder auf. Die mykenische Burganlage, deren letzte Bauphase ins 13. Jahrhundert v. Chr. datiert wird, hatte wegen ihrer imposanten Befestigungsarchitektur schon die antiken Schriftsteller zur Bewunderung angeregt. Lange nach Homer pries Pindar das „kyklopische Tor" des Palastes, und ein halbes Jahrtausend später gedachte Pausanias noch der monumentalen Wucht des aus kolossalen Steinquadern zusammengefügten mächtigen Mauerwerkes. Zu Doppelreihen aufeinandergetürmt schob man die nach innen vorkragenden Blöcke allmählich so weit gegeneinander vor, bis sie sich im Scheitelpunkt begegneten und als falsche Gewölbe spitzbögige Gänge bildeten, die zu kasemattenartigen Räumen, vermutlich Vorratsmagazinen, führten.

Konnten bei den Ausgrabungen dieses mykenischen Herrschersitzes mit Ausnahme der für die Datierung der Architekturreste begehrten Keramikscherben auch weitere bewegliche Funde nicht geborgen werden, so erbrachte die baugeschichtliche Analyse des auf der obersten Burgterrasse freigelegten Palastgrundrisses, mit seinen Empfangs-, Wohn- und Repräsentationsräumen eine Überraschung. Die bauliche Gliederung der Fundamente einiger Anlagen deckten sich nämlich mit den schon bei Homer beschriebenen Merkmalen der langrechteckigen Hausform des seit dem Neolithikum in der Ägäis belegbaren sogenannten Megarons, eines stattlichen, hinter einer einfachen oder doppelten Vorhalle gelegenen und nicht selten mit Säulenstellungen dekorierten Gemachs, das sowohl Wohn- als auch herrschaftlichen Repräsentationszwecken diente, etwa wie in Tiryns, wo es Thronsitz und Herdstelle aufnahm.

Die in fruchtbarer Arbeitsteilung gewonnenen Grabungsergebnisse – Schliemann befaßte sich hauptsächlich mit der Keramik, Dörpfeld, der 1885 die Arbeiten selbständig fortsetzte, konzentrierte sich auf die Architektur – lagen 1886 der Öffentlichkeit vor. Das Werk, das allgemeine Anerkennung fand, erschien unter dem Titel *Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Vorrede von Friedrich Adler. Mit Beiträgen von Wilhelm Dörpfeld.* In großzügiger Weise überließ Schliemann die Auswertung der wichtigsten Befunde seinem bewährten Mitarbeiter Dörpfeld und legte damit eine Zurückhaltung an den Tag, die bei dem Gewicht dieser Entdeckungen für die Kenntnis der mykenischen Palastarchitektur schlechthin – sowohl hinsichtlich ihrer baulichen Gesamtkonzeption wie in bezug auf ihre Innenraumgestaltung – ganz besonders überrascht.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0242

Nach den für die Vor- und Frühgeschichte unübersehbaren Verdiensten, die Schliemann sich mit seinen langjährigen, aufwendigen und kräftezehrenden Arbeiten an inzwischen vier großen Grabungsstellen erworben hatte, häuften sich die Ehrungen, die er – ungeachtet mancher noch offener Kontroversen in Detailfragen – im In- und Ausland erfuhr. Nachdem ihm die Universität Oxford schon 1883 den Ehrendoktor verliehen hatte, schlug ihn das Royal Institute of British Architects für die von der englischen Königin gestiftete große Goldmedaille für Kunst und Wissenschaften vor, die er 1885 erhielt. Vor dem Royal Archaeological Institute hatte er 1877 seine Mykene-Rede gehalten, 1886 bat ihn die Londoner Hellenic Society, über Tiryns zu sprechen. Derartigen Einladungen konnte er jetzt mit der besonderen Genugtuung nachkommen, alle seine Forschungsergebnisse als Ordentliches Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts vorzutragen, zu dem er nach seiner Tiryns-Grabung ernannt worden war. Auch Frankreich und Italien, ganz zu schweigen von Griechenland, würdigten seine Arbeiten mit Ehrenmitgliedschaften, Titeln, Orden und Medaillen.

Von Schliemanns ruheloser, von permanenten und oft spontanen Ortswechseln begleiteter Existenz als Ausgräber und Altertumsforscher ist ein hellwaches finanzielles Management nicht zu trennen. Seine archäologischen Unternehmungen verschlangen Unsummen, zumal sie in für damalige Verhältnisse äußerst großzügig berechneten Dimensionen allein schon bei der Zahl der eingesetzten Arbeitskräfte und bei der Wahl kostspieliger technischer Ausrüstungen – bei seiner letzten Troia-Kampagne gab es bereits Feldbahnen – durchgeführt wurden.

Insofern ist es desto erstaunlicher, daß der mit den Ausgrabungen vielschichtiger Siedlungsanlagen und deren wissenschaftlicher Interpretation in nicht weniger als zwölf archäologischen Werken befaßte, lange Zeit in Pressefehden und bis zu seinem Tode in gelehrte Kontroversen verstrickte, unter oft extremen klimatischen Bedingungen schonungslos sich verausgabende, von mißtrauischen, bisweilen auch böswilligen Behörden nicht selten zermürbte Mann die materiellen Fundamente dieser seiner Daseinsgestaltung nicht aus dem Augen verloren hat. Die akademisch geprägte Einseitigkeit eines altertumskundlichen Fachspezialisten wäre an der Breite eines solchen Lebenszuschnittes vermutlich gescheitert. Schliemanns Vorleben indes, seine kaufmännische Karriere, machten es ihm bei allem Idealismus möglich, die Einkünfte seiner Pariser Mietshäuser oder die Aktienkurse südamerikanischer Eisenbahngesellschaften nicht weniger sorgfältig im Blickfeld zu behalten als die Keramikreste der trojanischen Siedlungsschichten. Seine Mittel erlaubten es ihm, selbst Gegnern mit großzügigen Gesten zu begegnen, die seine Noblesse nicht verdient hatten. Zu diesen gehörte Ernst Bötticher, ein in der Archäologie dilettierender Artilleriehauptmann a. D., der 1883 behauptete, Schliemann habe auf dem Burghügel von Hissarlik nichts anderes als eine riesige Begräbnisstätte, eine „Stadt der Toten" (Nekropole) freigelegt, deren Brandasche in den vorgefundenen Urnen enthalten sei. Gerade Schliemanns empörte Polemik war es dann, die den in einer Reihe von sogenannten „Sendschreiben" dargelegten Ansichten des Hauptmanns eine Zeitlang zu einer gewissen Aufmerksamkeit verhelfen sollte. Da es Schliemann nicht

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0243

gegeben war, Virchows Ratschlag folgend derartig mediokre Geister zu ignorieren und ihre absurden Angriffe einfach zu übersehen, inszenierte er noch kurz vor seinem Tode – immerhin hatte er sich schon fast sieben Lebensjahre von jenem Ignoranten nicht wenig verbittern lassen – regelrechte „Hissarlik-Konferenzen", auf denen die ernstzunehmenden Argumente von Fachexperten verbunden mit der Autopsie der Grabungsstätte der Verbohrtheit seines *Schmähschreibers* beikommen sollten, dem er zuvor die Vergütung aller Reise- und Aufenthaltskosten in fürstlicher Höhe angeboten hatte. Bötticher indes blieb unbelehrbar, ja, er bezog auch Dörpfeld und sogar Virchow in seine Attacken ein und verdächtigte sie der Fälschung von Grabungsbefunden.

Derartige und ähnliche Mißhelligkeiten vermochten Schliemanns Tatendrang und Arbeitsenergie, sein unablässiges Ausweiten begonnener und Vorbereiten immer neuer Unternehmungen weder zu schwächen noch zu bremsen. In Troia führte er in den Jahren 1871-73, 1878-79, 1882 und 1890 insgesamt sieben Grabungskampagnen durch, in Mykene war er 1874 und 1876, Orchomenos folgte 1880-81, dann nochmals 1886, und Tiryns beschäftigte ihn 1884-85. Die wissenschaftspublizistische Auswertung der jeweiligen Grabungsresultate erfolgte in der Regel sehr schnell. Über den Verlauf seiner Kampagnen auf dem Hügel von Hissarlik hat Schliemann nach den *Trojanischen Althertümern* von 1874 bei F. A. Brockhaus in Leipzig sein bedeutendstes Opus *Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja* (1881) veröffentlicht. Er widmete es seinem *verehrten Freund und eifrigen Mitarbeiter in den Trümmern Trojas* [...] *in dankbarer Anerkennung der mir von ihm gewährten Hülfe und Aufmunterung in meinen Forschungen*. Das Werk erhält sein wissenschaftliches Gewicht nicht allein durch die sorgfältig aufbereitete Materialfülle von rund 1800 Fundabbildungen, detaillierten Plänen und stratigraphischen Schnitten, sondern auch durch seine erkennbare Tendenz einer weitsichtigen interdisziplinären Aufgabenverteilung, die der Organisation heutiger Grabungen duchaus nahekommt. Die mit der Fundauswertung verbundenen Spezialfragen werden der Kompetenz eines jeweils dafür zuständigen Experten anvertraut, seien es Probleme der Philologie oder der alten Geschichte, der Teilgebiete der Orientalistik, der Botanik, der Geologie oder Klimakunde u. a. Mit der Integration der Beiträge von nicht weniger als zehn Vertretern verschiedenster Fachbereiche in seine Ilios-Publikation zeigte sich Schliemann ausgesprochen „modern", worauf schon Hartmut Döhl (1981) hingewiesen hat, der überdies anmerkt, daß Schliemann mit seiner Erkenntnis der Vorzüge wissenschaftlicher Rollenverteilung zugleich auch in ein toleranteres Verhältnis gegenüber abweichenden Meinungen, die er in diesem Buch „zu Wort kommen läßt", eingetreten sei.

Eine weitere Publikation zum Thema Troja erschien im Jahre 1884 unter dem Titel *Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und an anderen Orten in der Troas im Jahre 1882*. Bald nach dem Tode Schliemanns erschien 1891 der *Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Mit Beiträgen von W. Dörpfeld*. Die Fundergebnisse dieser letzten Kampagne führten zu der für Schliemann schwerwiegenden Erkenntnis, daß

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0244

die von ihm seinerzeit als *verbrannte Stadt* bezeichnete Siedlung (Schicht II) mit dem von ihm so rastlos verfolgten Grabungsziel, dem *Troja Homers*, nicht identisch war. Erst 1890 war man zu der von Schuttbergen überdeckten Stadt vorgedrungen, um die der im homerischen Epos besungene Krieg stattgefunden haben könnte und die als die wohl ansehnlichste aller auf dem Hügel begründeten Anlagen in mykenischer Zeit gelten kann. Wilhelm Dörpfeld hat sie als Schicht VI bezeichnet und in den Jahren 1893/1894 freigelegt.

Eines der Schliemann liebsten und von ihm beharrlich verfolgten Vorhaben der achtziger Jahre, das schließlich an der Unaufrichtigkeit und Bereicherungssucht kretischer Grundeigentümer scheiterte, war die Freilegung des Minos-Palastes von Knossos, mit der dann der Engländer Sir Arthur Evans zum Jahrhundertbeginn ein neues Kapitel der Archäologie einleiten konnte. Kleinere Probegrabungen oder zumindest Nachforschungen waren Schliemann seiner laufenden großen Projekte oft ungeachtet immer wieder verlockend erschienen, auch wenn sie kaum oder nur selten zu nennenswerten Ergebnissen führten, etwa in Motye auf Sizilien, in Alba Longa (Albano) u. a. Orten Italiens (1875), auf der Insel Ithaka (1878), an den Thermopylen (1883) und in Marathon (1884), wo er nach den Gefallenengräbern suchte. Auch Ägypten erschien ihm attraktiv, weshalb er vom November 1886 bis zum März 1887 allein eine Nilreise unternahm. Auf der sich im folgenden Jahr anschließenden zweiten Reise, auf der ihn Virchow begleitete, veranstaltete er eine Grabung in Alexandria.

Bei aller Weitläufigkeit des Kosmopoliten Heinrich Schliemann blieben dessen persönliche Bindungen an Mecklenburg zeitlebens sehr eng, und die Anhänglichkeit an seine Heimat ließen den Vielbeschäftigten und Vielgefragten zu wiederholten Malen im stillen Ankershagen Einkehr halten.

Zum Ruhebedürfnis, dessen Befriedigung ihm mancher andere Ort mindestens ebenso ausgiebig gewährt hätte als gerade Ankershagen, kam noch etwas anderes hinzu, das in vielen seiner Briefe an die Freunde in Mecklenburg spürbar wird, nämlich das Heimweh. Und wenn daneben der Wunsch nach wirkungsvoller Selbstdarstellung sicherlich nicht eben gering gewesen sein mag, so waren es doch wohl zuallererst die Erinnerungen an die Erlebnisse seiner Kindheits- und Jugendjahre, die ihn mit großer Gewalt nach Hause zogen. Schon 1881 hatte er den derzeitigen Pfarrer von Ankershagen, seinen Vetter Hans Becker, wissen lassen: *Wie gerne wohnten wir alle Jahr im Sommer 1 Monat oder 6 Wochen lang in Ankershagen* [...] *Dort sind so viele Bäume und Steine, deren ich mich aus meiner Kindheit erinnere, und die ich gerne wieder aufsuchen möchte.*

Schliemanns warmherzige Anteilnahme an den Schicksalen seiner Landsleute – soweit diese seinen Weg gekreuzt hatten und ihm in Erinnerung geblieben waren – veranlaßten ihn schließlich, die besonders Bedürftigen unter ihnen durch bestimmte, regelmäßig auszuzahlende Beträge kontinuierlich zu unterstützen.

Der Rostocker Universität hatte sich Schliemann als ihr ehemaliger Doktorand gleich nach seinen ersten Erfolgen in Troia mit einem Geschenk in Erinnerung gebracht.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0245

Es bestand im Abguß eines wertvollen marmornen Architekturfragmentes vom Gebälk eines hellenistischen Athenatempels, das als sogenannte Metope in einer Reliefdarstellung den strahlenumkränzten Sonnengott Helios zeigt, wie er sein kraftvoll sich aufbäumendes Viergespann himmelaufwärts lenkt.

Im Jahre 1875 hielt er in der Rostocker Universitätsaula einen Vortrag *Troja und seine Ruinen*, der anschließend auf Betreiben Friedrich Schlie's (1839-1902; → Bd. 3, S. 217-225) in Waren gedruckt wurde. Dieser, als Kunsthistoriker und Archäologe 1877 mit der Leitung der großherzoglichen Kunstsammlungen in Schwerin betraut, ragt unter den Korrespondenzpartnern Schliemanns als ein besonderer Bewunderer der Leistung seines großen Landsmannes hervor, für dessen wissenschaftliche Anerkennung er sich in zahleichen Publikationen, u. a. auch in einer Lebensbeschreibung schon sehr früh einsetzte. Schließlich war es ihm vorbehalten, als Spiritus rector die Errichtung des ersten Schliemann-Denkmals in Mecklenburg an der östlichen Uferseite des Schweriner Pfaffenteiches ins Werk zu setzen. Für das 1895 enthüllte Monument konnte Robert Bärwald, einer der begabtesten Schüler von Reinhold Begas, gewonnen werden.

Als ein zweiter im heimatlichen Mecklenburg wirkender Gelehrter, mit dem Schliemann in Verbindung trat, ist der Schweriner Geschichtsforscher Friedrich Lisch (1801-1883; → Bd. 3, S. 149-160) zu erwähnen, der schon früh die Schlüsselrolle der Keramikfunde bei der Zuordnung und Chronologisierung aufeinanderfolgender Grabungsschichten erkannt hatte. 1877 wurde Schliemann um seine Mitgliedschaft im Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumsforschung ersucht. Die offenbar durch Mißverständnisse anfangs weniger glücklichen Beziehungen des Troia-Ausgräbers zur großherzoglichen Regierung in Schwerin erwärmten sich nach Übersendung und Zueignung von *Ilios*, und 1881 verlieh Großherzog Friedrich Franz II. seinem Landeskind die „den Wissenschaften und Künsten" gewidmete Medaille „in Gold und mit dem Bande".

Im Laufe seines letzten Lebensjahres begann Schliemann, der – massive Malariaanfälle während der troianischen Grabungen ausgenommen – zeitlebens keinen ernsthaften Erkrankungen ausgesetzt war, wiederholt über ein schmerzhaftes Ohrenleiden zu klagen. Die fachärztliche Konsultation ergab die Diagnose beidseitiger, teilweise tiefliegender Knochenauswüchse, die einen operativen Eingriff als angezeigt erscheinen ließen, der am 12. November 1890 in Halle von Prof. Schwartze auf beiden Ohren vorgenommen wurde. Nach kurzer Erleichterung kam es offenbar in Folge einer Knochenhautentzündung zu Rückschlägen, die sich in ihrer Endphase zu einem Gehirnabszeß mit Meningitis steigern sollten. Am 12. Dezember verließ Schliemann jedoch entgegen ärztlicher Warnung die Klinik und gelangte nach Regelung verschiedener Verlags- und Museumsangelegenheiten in Leipzig und Berlin über Paris nach Neapel, wo er am 26. Dezember auf offener Straße zusammenbrach und schon nach wenigen Stunden verstarb. Zuvor hatte er seiner Athener Familie telegrafisch noch seine rechtzeitige Ankunft zum orthodoxen Weihnachtsfest angekündigt.

Am 4. Januar 1891 wurde Heinrich Schliemann im Angesicht der Akropolis auf dem Zentralfriedhof von Athen im Beisein des Königs Georg I. von Griechenland sowie

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0246

des Corps diplomatique und unter großer Anteilnahme seiner Athener Mitbürger beigesetzt. In Deutschland fand im Berliner Rathaus am 1. März 1891 die Gedächtnisfeier statt, bei der sein Freund Rudolf Virchow das Werk dieses „im besten Sinne selbstgemachten Mannes", der „Großes gewollt und Großes vollbracht" habe, in einer eindrucksvollen Rede würdigte.

Quellen: Schliemann-Archiv der Gennadeios-Library der American School of Classical Studies at Athens. – Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen. – Heinrich-Schliemann-Gedenkstätte Neubukow. – Universitätsarchiv Rostock, Philosophische Fakultät. 65ste Missive im Decanatsjahr 1868/69. – Donald F. Easton, The Schliemann Papers, in: The Annual of the British School of Archeology at Athens 77, 1982, 93-110.

Werke: La Chine et le Japon au temps présent, Paris 1867. – Ithaque, le Péloponnèse, Troie. Recherches archéologiques, Paris 1869. – Ithaka, der Peloponnes und Troja. Archäologische Forschungen, Leipzig 1869. – Trojanische Altertümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja, Leipzig 1874 (Antiquités Troyennes, Paris). – Atlas Trojanischer Alterthümer. Photographische Abbildungen zu dem Bericht über die Ausgrabungen in Troja, Leipzig 1874 (Atlas des Antiquités Troyennes, Paris). – Troja und seine Ruinen, Waren 1875 (The Site of the Homeric Troy. Bericht vor der Society of Antiquaries, abgedr. in: Archeologia 45, 1877). – Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns, Leipzig 1878. – Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers (und Beiträgen von Rudolph Virchow, P. Ascherson, Heinrich Brugsch-Bey, Emile Burnouf u. a.) Leipzig 1881. (Ilios. City and Country of the Trojans, London 1880; Ilios, New York 1881). – Orchomenos. Bericht über meine Ausgrabungen im Böotischen Orchomenos, Leipzig 1881. – Reise in der Troas im Mai 1881, Leipzig 1881. – Catalogue des trésors Mycènes au Musée d'Athènes, Leipzig 1882. – Troja. Ergebnisse meiner neuesten Ausgrabungen auf der Baustelle von Troja, in den Heldengräbern, Bunarbaschi und an anderen Orten in der Troas im Jahre 1882, Leipzig 1884 (Troa. London; Troia. New York). – Ilios. Ville et Pays des Troyennes. De 1881 a 1884, Paris 1885. – Tiryns. Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns. Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen mit Vorrede von Friedrich Adler und Beiträgen von Wilhelm Dörpfeld u. a., Leipzig 1886 (Tirynthe. Le Palais Préhistorique des Rois de Tyrinthe, Paris 1885; Tiryns, London; New York). – Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Mit Beiträgen von Wilhelm Dörpfeld, Leipzig 1891. – Heinrich Schliemann. Selbstbiographie. Bis zu seinem Tode vervollständigt (von Alfred Brückner), 1. Aufl. hrsg. von Sophia Schliemann, Leipzig 1892, ab 3. Aufl. hrsg. von Ernst Meyer, Wiesbaden 1955.

Literatur: ADB 55, 1910, S. 171-184. – Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE) 8, 1998, S. 677. – Charles Maclaren, A Dissertation on the Topography of the Plain of Troy, Edinburgh 1822. – Ders., The Plain of Troy described and the identity of the Ilium of Homer with the New Ilium of Strabo proved, Edinburgh 1863. – Carl Schuchhardt, Schliemann's Ausgrabungen in Troja, Tiryns, Mykenä, Orchomenos, Ithaka im Lichte der heutigen Wissenschaft, Leipzig 1890. – Rudolf Virchow, Erinnerungen an Schliemann, in: Gartenlaube 38, 1891, S. 64-67, 119-123 und 316-320. – Gedächtnisfeier für Heinrich Schliemann im Festsaal des Berlinischen Rathauses am Sonntag, den 1. März 1891, Berlin 1891. – Emil Ludwig, Schliemann. Geschichte eines Goldsuchers. Mit einer Einleitung von Arthur Evans, Berlin/Wien/Leipzig 1932. – Ernst Meyer, Briefe von Heinrich Schliemann. Gesammelt und mit einer Einleitung in Auswahl hrsg., Geleitwort von Wilhelm Dörpfeld, Berlin, Leipzig 1936. – Ders., Heinrich Schliemann. Briefwechsel. Aus dem Nachlaß in Auswahl hrsg., Bd. I (1842-1875), Bd.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0247

II (1876-1890), Berlin 1953/1958. – Ders., Schliemann und Virchow, in: Gymnasium 62, 1955. – William G. Niederland, Analytische Studie über das Leben und Werk Heinrich Schliemanns, in: Psyche 10, 1965, S. 563-590. – Ders., Heinrich Schliemann. Kaufmann und Forscher. Göttingen u. a. 1969. – Georgios Stylianos Korrés, Bibliographia Erriku Sliman (griech.), Athen 1974. – Joachim Hermann, Heinrich Schliemann. Wegbereiter einer neuen Wissenschaft, Berlin 1974. – Wolfgang Schindler, Heinrich Schliemann. Leben und Werk im Spiegel der neueren biographischen Forschung, in: Philologus 120, 1976. – Irving Stone, Der griechische Schatz. Das Leben von Sophie und Heinrich Schliemann, München 1976. – Helmut Kyrieleis, Schliemann in Griechenland, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 25, S. 74-91, Mainz 1978. – Leo Deuel, Heinrich Schliemann. Eine Biographie mit Selbstzeugnissen und Dokumenten, München/Wien 1979. – Johannes Irmscher, Über Schliemanns erstes Troja-Erlebnis, in: Ethnographisch-archäologische Zeitschrift 21, 1980, 659-666. – Wolfgang Richter, „Ithaque, le Péloponnèse, Troie" und das Promotionsverfahren Heinrich Schliemanns, in: Ethnographisch-archäologische Zeitschrift. 21, 1980, S. 667-678. – Wolfgang Schindler, Schliemanns Selbstporträt. Die Inszenierung eines Self-made-man, in: Ethnographisch-archäologische Zeitschrift, 21, 1980, S. 655-658. – Hartmut Döhl, Heinrich Schliemann. Mythos und Ärgernis, München/Luzern 1981. – Georgios Stylianos Korrés, Das Mausoleum Heinrich Schliemanns auf dem Zentralfriedhof von Athen, in: Boreas 4, 1981, S. 133-173. – Donald F. Easton, The Schliemann Papers, in: The Annual of the British School of Archeology at Athens 77, 1982, 93-110. – Konrad Zimmermann, Heinrich Schliemann – ein Leben zwischen Traum und Wirklichkeit, in: Klio 64, 1982, S. 513-532. – Konrad Zimmermann, Mecklenburg in den Selbstdarstellungen Heinrich Schliemanns, in: Rostocker Wissenschaftshistorische Manuskripte 13, 1986. – Wolfgang Richter, Die „altgriechisch geschriebene Dissertation" Heinrich Schliemanns und die Darstellung seiner Promotion im biographischen Schrifttum, in: Schriften der Winckelmann-Gesellschaft 6, Stendal 1983, S. 671-691. – Ders., Heinrich Schliemann und die Stadt Rostock, in: Wissenschaftliche Zeitschrift Wilhelm-Pieck-Universität Rostock Rostock 33, 1984, Heft 69, 40-49. – William M. Calder III/David A. Traill, Myth, Scandal and Mistroy. The Heinrich Schliemann Controversy and a First Edition of the Mycenaean Diary, Detroit 1986. – Abenteuer meines Lebens. Heinrich Schliemann erzählt. Selbstzeugnisse, hrsg. und erläutert von Heinrich Alexander Stoll, 4. Aufl. Leipzig 1987. – Michael Siebler, Auf den Spuren der Antike. Heinrich Schliemanns Berichte über seine Entdeckungen in der griechischen Welt. Mit Beiträgen von Rudolf Virchow und Wilhelm Dörpfeld. 3., veränderte Aufl. unter Mitarbeit von Wolfgang Richter, Berlin 1987. – Wilfried Bölke, Heinrich Schliemann und Ankershagen. Heimat, Kindheit und Elternhaus, in: Mitteilungen aus dem Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen, Heft 2, 1988. – William G. Niederland, Das Schöpferische im Lebenswerk Heinrich Schliemanns, in: ders., Trauma und Kreativität, Frankfurt a. M. 1989, S. 63-78. – Wilfried Bölke, Tom Crepon, Heinrich Schliemann. Odyssee seines Lebens, Berlin 1990. – Hrsgg. William M. Calder III/Justus Cobet, Heinrich Schliemann nach hundert Jahren, Frankfurt a. M. 1990. – Georgios Stylianos Korrés, Heinrich Schliemann. Ein Leben für die Wissenschaft. Beiträge zur Biographie, Berlin 1990. – Hans Leicht, Heinrich Schliemann. Der Entdecker von Troja und Mykene, München 1990. – Wolfgang Richter, Schliemanns Aufbruch nach Übersee im Jahre 1841 und die mecklenburgische Auswandererbewegung, in: Das Altertum, 36, 1990, 241-246. – Michael Siebler, Troja – Homer – Schliemann, Mythos und Wahrheit, Mainz 1990. – Joachim Wohlleben, Die Sonne Homers. Zehn Kapitel deutscher Homer-Begeisterung. Von Winckelmann bis Schliemann, Göttingen 1990. – Manfred Korfmann, Vorwort, in: Heinrich Schliemann, Bericht über die Ausgrabungen in Troja in den Jahren 1871 bis 1873; 2. Aufl., München/Zürich 1991, S. VII-XXIX. – Gustav Gamer, Frank Calvert, ein Vorläufer Schliemanns?, in: Hrsgg. G. Gamer/Ingrid Wallert, Troia. Brücke zwischen Orient u. Okzident, Tübingen 1992, S. 34-50.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0248

– Hrsg. Joachim Hermann, Grundlagen und Ergebnisse moderner Archäologie 100 Jahre nach Schliemanns Tod, Berlin 1992. – Wolfgang Richter, Heinrich Schliemann. Dokumente seines Lebens, Leipzig 1992. – Hrsgg. Geraldine Saherwala/Klaus Goldmann/Gustav Mahr, Heinrich Schliemanns „Sammlung trojanischer Altertümer". Beiträge zur Chronik einer großen Erwerbung der Berliner Museen, Berlin 1993. – Schliemanns Gold und die Schätze Alteuropas. Aus dem Museum für Vor- und Frühgeschichte. Eine Dokumentation. Mit Beiträgen von Wilfried Menghin und Klaus Goldmann. Staatliches Museum zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, Mainz 1993. – Michael Siebler, Troia. Geschichte-Grabungen-Kontroversen, in: Antike Welt, 25. Jg., Sondernummer, Mainz 1994. – Marcelle Robinson, Frank Calvert and the Discovery of Troia, in: Studia Troica 5, 1995, S. 323-341. – David A. Traill, Schliemann of Troy. Treasure and Deceit, London 1995. – Hans Einsle/Wilfried Bölke, Das Heinrich-Schliemann-Lexikon, mit einem Vorwort von Georgios Stylianos Korrés, Bremen 1996. – Der Schatz aus Troja. Schliemann und der Mythos des Priamos-Goldes. Katalogbuch der Ausstellung in Moskau 1996/97, Staatliches Puschkin-Museum, Stuttgart/Zürich 1996. – Justus Cobet, Zufall oder Notwendigkeit: Wie Heinrich Schliemanns Leben erzählen?, in: Mitteilungen aus dem Heinrich-Schliemann-Museum Ankershagen 5, 1997, S. 8-21. – Justus Cobet Heinrich Schliemann: Archäologe und Abenteurer, München 1997. – Manfred Korfmann/Dietrich Mannsperger, Troia. Ein historischer Überblick und Rundgang, Stuttgart 1998. – Hrsg. Michail B. Piotrowsky, Schliemann, Petersburg, Troia. Ausstellungskatalog 19. Juni-18. Oktober 1998 (russ.), St. Petersburg 1998. – Hrsg. Manfred Korfmann, Troia. Traum und Wirklichkeit. Wissenschaftlicher Begleitband zur Troia-Ausstellung Stuttgart, Braunschweig, Bonn 2001-02, Stuttgart 2001. – Joachim Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels, München/Berlin 2001. – Michael Siebler, Troia. Mythos und Wirklichkeit, Stuttgart 2001. – Troia – Traum und Wirklichkeit. Ausstellung im Braunschweigischen Landesmuseum und im Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig 2001. – Ders., Der Traum von Troja. Lebensroman Heinrich Schliemanns. Mit einem Nachwort von Reinhard Witte, Rostock 2002. – Justus Cobet/Barbara Patzek, Troja, in: Der neue Pauly, Enzyklopädie der Antike, hrsg. von Hubert Canzik und Helmuth Schneider, Stuttgart Weimar, Bd. 15/3, 2003, S. 594-615. – Hrsg. Christoph Ulf, Der neue Streit um Troja. Eine Bilanz, München 2003.

Porträts: (Auswahl) Auflistung der „Porträtbüsten von Heinrich und Sophia Schliemann" bei Georgios Stylianos Korrés, in: Boreas, 7, Münster 1984, S. 318. – Hrsg. Peter Berghaus, Der Archäologe. Graphische Bildnisse aus dem Porträtarchiv Diepenbroick (Ausstelllungskatalog), Münster 1983, S. 315. – Hrsgg. Reinhard Lullies/Wolfgang Schiering, Archäologenbildnisse, Mainz 1988, S. 45-46. – Heinrich Schliemann im Alter von 55 Jahren*, Ölgemälde von Sydney Hodges, London 1877 (im Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin, Preußischer Kulturbesitz). – Schliemann im 58. Lebensjahr, Foto von Th. Panagopoulos, Athen 1879, in: Troja, Heinrich Schliemanns Ausgrabungen und Funde (Ausstellungskatalog), Berlin 1982, S. 8. – Zahlreiche Abbildungen in: Leo Deuel, Heinrich Schliemann. Eine Biographie mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, München, Wien 1979. – Bronzebüste am Schweriner Pfaffenteich von Robert Bärwald (1895), ältestes Schliemann-Monument Mecklenburgs. – Bronzerelief von W. Preik am Schliemann-Museum in Ankershagen.

Wolfgang Richter

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0249

SCHREINER, Helmuth Moritz, geb. 2.3.1893 Dillenburg/Nassau, gest. 28.4.1962 Münster; ev. – Professor für Praktische Theologie in Rostock, ab 1945 in Münster.

Eltern: Ferdinand Schreiner geb. 10.3.1860, gest. Weihnachten 1941, Seminaroberlehrer in Dillenburg; Dorothea geb. Klingelhöfer, geb. 27.8.1863, gest. 13.11.1951.

Ehefrau: Anna Palmer, geb. 9.5.1899, gest. 31.12.1990, Sportlehrerin; verh. 5.10.1921.

Kinder: 4 Söhne, darunter Baldung, geb. 1924, Regierungsangestellter im Bundespatentamt München; Lothar, geb. 1925, Professor für Religionsgeschichte und Missionswissenschaften an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal; Ludwig (1928-1984), Ministerialrat und Hauptkonservator im Ministerium für Wissenschaft und Kunst in Hannover.



Helmuth Schreiner besuchte das Gymnasium in Dillenburg, an dem er 1911 sein Abitur ablegte. Anschließend studierte er Theologie in Halle/Saale, Berlin und Bonn, wo er hauptsächlich durch Hermann Lütgert (1867-1938) mit der Theologie Martin Kählers (1835-1912) vertraut gemacht wurde. Nach dem Ersten Theologischen Examen 1914 schloß er sich kurze Zeit später den „Marburger Freiwilligen Jägern" an. Als Leutnant in Reserve geriet er 1917 in britische Gefangenschaft.

Angesichts des gesellschaftlichen Umbruchs infolge des Ersten Weltkrieges setzte sich Schreiner schon früh mit der Position der evangelischen Kirche zum Staat auseinander. Als Ziel hatte er eine selbständige durch das Bekenntnis geprägte Institution von Augen, die jedoch in ihrem Handeln auf die weltliche Herrschaft bezogen blieb. An der Idee einer eigenständigen protestantischen Kirche hielt der Theologe auch zur Zeit des Nationalsozialismus fest.

Nach der Entlassung aus der britischen Kriegsgefangenschaft 1920 nahm Schreiner im Wintersemester desselben Jahres sein Studium in Erlangen wieder auf. Der dort lehrende a.o. Professor für Philosophie Friedrich Brunstäd (1883-1944), spielte eine bedeutende Rolle für die theologische Entwicklung Schreiners. Durch ihn angeregt verstand Schreiner Theologie in erster Linie als praktische Wissenschaft, deren benachbarte Disziplin, die Philosophie, eine Funktion des Glaubens verkörpert. Das in dieser Interpretation intendierte enge Verhältnis der beiden Wissenschaften zueinander zeigte sich in Schreiners philosophischer Dissertation über den Begriff des Glaubens bei F. H. Jacobi (1743-1819). Schreiner wurde im August 1921 promoviert, nachdem er ein Jahr zuvor, am 16.9.1920, sein Zweites Theologisches

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0250

Examen in Wiesbaden abgelegt hatte. Mit seiner Ordination zum Pfarrer am 7.8.1921 in Dillenburg beendete er vorläufig seine wissenschaftliche Laufbahn.

In den Jahren 1921-1926 stand Schreiner durch Vermittlung seines Hallenser Freundes Gerhardt Jacobi (1891-1971) der Hamburger Stadtmission vor. Zu den Mitarbeiterinnen, mit denen auch später Briefwechsel bestand, gehörte u. a. Dorothea Petersmann (1898-1973). Neben seinem Amt unternahm er ausgedehnte Vortragsreisen, veröffentlichte zahlreiche Artikel und predigte sonntags im Haus der Stadtmission.

In seiner zweiten Dissertation, die von Brunstäd – mittlerweile Professor für systematische Theologie – betreut wurde, beschäftigte sich Schreiner mit dem Bedeutungsspektrum des Begriffs Apologetik. Seine Aussage erschöpfte sich bei ihm nicht im Aspekt „Verteidigung", vielmehr beinhaltete der Ausdruck hier auch den „Angriff der Kirche auf die gegnerische Position des Unglaubens". Mit dieser Arbeit wurde Schreiner am 28.7.1926 zum Dr. theol. promoviert.

Seinen eigenen Plänen gemäß wollte Schreiner sich nun an der Universität Rostock habilitieren. Auf Vorschlag des Verwaltungsratsvorsitzenden Pfarrer D. Wilhelm Philipps und das Drängen Brunstäds nahm er jedoch im Herbst die Wahl zum Vorsteher des Johannesstiftes in Berlin-Spandau an, dessen damalige Leitung das Vertrauen der Mitarbeiter eingebüßt hatte. Schreiner orientierte sich in diesem Amt vorherrschend an den Entwürfen Johann Hinrich Wicherns (1808-1881) und Adolf Stoeckers (1835-1909). Die praktische Ausrichtung seiner Tätigkeit, die sich auf die Ausbildung der Diakone konzentrierte, führte 1927 zur Errichtung der ersten Wohlfahrtsschule für Männer. In den folgenden Jahren gelang es Schreiner, die Institution aus der wirtschaftlichen Krise zu führen und ein neues Wirtschafts- und Personalkonzept zu etablieren. Daneben arbeitete Schreiner mit Carl Gunther Schweitzer zusammen, dem Leiter der Apologetischen Centrale für Weltanschauungsfragen beim Centalausschuss für Innere Mission, die ab 1926 ihren Sitz im Johannesstift hatte.

Entgegen seinen Erwartungen erhielt Schreiner 1931 den Ruf auf den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Rostock. Noch bevor er sein neues Amt antrat, verlieh ihm die Berliner Universität die Ehrendoktorwürde. Hinsichtlich seiner theologischen Anschauungen blieb Schreiner in der Nähe seines Lehrers Brunstäd. Er stand den Gedanken Paul Tillichs (1886-1965) nahe, war aber auch von Kants „Kritik der reinen Vernunft" beeinflußt. Im Gegensatz dazu setzte er sich von der „Wort-Gottes-Theologie", wie sie von Karl Barth (1886-1968) und von Friedrich Gogarten (1887-1967) vertreten wurde, ab. In seinen homiletischen Seminaren versuchte er den Studenten die Gleichgewichtigkeit von Predigt und Liturgie vor Augen zu führen, ein Anliegen, das auch in seiner Homiletik *Die Verkündigung des Wortes Gottes* stark hervortritt.

Im Mai 1933 gehörte Schreiner neben Walter Künneth (1901-1997), Martin Niemöller (1892-1984) und anderen zu den Mitbegründern der Jungreformatorischen Bewegung. Seine 1931 erschienene Broschüre *Der Nationalsozialismus vor der Gottesfrage – Illusion oder Evangelium?* korrespondierte mit den Zielen dieser Bewegung. Zwar warnte Schreiner in seinem Text vor einer vorbehaltlosen Zustim-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0251

mung zum Nationalsozialismus, trotzdem war die Schrift aber durch die für die Zeit typische Offenheit hinsichtlich der nationalsozialistische Richtung charakterisiert. Im September 1933 wurde gegen Schreiner ein Disziplinarverfahren mit der Begründung angestrebt, er habe sich spöttisch über die bolschewistische Gefahr und den Reichstagsbrand geäußert. Die Anklage wurde jedoch nach persönlicher Intervention beim Landgericht am 24.10.1933 fallen gelassen.

Zur Zeit des Nationalsozialismus ließ sich Schreiner nicht eindeutig einer kirchlichen Gruppe zuordnen. Auch wenn er in vielen seiner Veröffentlichungen das Regime kritisierte, distanzierte er sich ebenso von der Bekennenden Kirche, zumal von der dahlemitischen Richtung, die sich im Oktober 1934 gegen jegliche Zusammenarbeit mit DC-Kirchenleitungen und DC-Pfarrern aussprach. Diese Tatsache spiegelte sich auch in Schreiners verschiedenen Arbeitsfeldern wider: Auf der einen Seite bot ihm Otto Gründler für die theologischen Zeitschrift „Zeitwende" 1934 die Mitherausgeberschaft mit dem Ziel an, die Nähe des Magazins zur Bekennenden Kirche zu unterstreichen. Auf der anderen Seite wurde Schreiner 1936 Mitglied des Lutherischen Rates, der die Zusammenarbeit mit den vom Staat eingesetzten Kirchenausschüssen befürwortete. In dieser Zeit intensivierte sich der Kontakt zwischen Helmuth Schreiner und Eugen Gerstenmaier (1906-1986), der seit 1934 in Rostock studierte.

Trotz dieser ambivalenten Haltung trug Schreiner die geschlossene bekenntnischristliche Ausrichtung der Rostocker Fakultät mit. Als ihr Dekan legte er im Mai 1935 beim Reichstatthalter Hildebrandt Beschwerde ein, nachdem zuvor die gesamte Professorenschaft in einem Presseartikel verleumdet wurde. Sein Eintreten blieb zwar ohne Erfolg, führte aber dazu, daß die Vorwürfe gegen seine Person mit Beginn des Jahres 1936 zunahmen. Ab 1937 wurde Schreiners Post von des Gestapo überwacht. Die Anschuldigungen kulminierten in seiner Amtsenthebung aufgrund von § 6 zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Nachfolger Schreiners wurde auf Druck des Staates D. Fritz Engelke, ein enger Vertrauter von Reichsbischof Müller.

Weder der Protest der Rostocker Fakultät noch die Bemühungen ihres Dekans Brunstäd führten zur Rückberufung Schreiners. Er selbst versuchte ebenfalls erfolglos mit Verbündeten in Berlin die Folgen seiner Zwangspensionierung rückgängig zu machen.

Da es ihm nicht erlaubt war, ein Amt im Staatsdienst zu bekleiden, er aber aufgrund seiner Ordination ein kirchliches Amt annehmen konnte, gab er dem Drängen von Dorothea Petersmann nach, die seit 1929 Oberin des Diakonissenhauses in Münster war, und nahm am 4.12.1937 die Wahl zum Vorsteher dieser Institution an. Schreiner begann dort mit seiner Arbeit am 1.2.1938, wurde jedoch auf eigenen Wunsch erst am 19.4.1938 offiziell eingeführt. Schon in den ersten Monaten seiner Amtszeit gelang es ihm, das Vertrauen zu den Geistlichen vor allem im Münster- und Tecklenburger Land wieder herzustellen, das sein Vorgänger eingebüßt hatte, und damit das Fortbestehen der Anstalt zu sichern. Durch diesen Erfolg zerstreute er die Zweifel einiger Gegner, die ihm die konzentrierte Aufbauarbeit in einem kleinen Werk nicht zutrauten. Trotz

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0252

der vielfältigen Arbeit im Mutterhaus verfaßte Schreiner weiterhin Aufsätze, die sich mit der kirchlichen und gesellschaftlichen Lage auseinandersetzten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt der „Diakonissenvater" die Nachricht, daß seine Zwangs-Pensionierung aufgehoben sei und man ihn gerne in Rostock begrüßen würde. Dieses Angebot lehnte er ab. Trotzdem wurde Schreiner im August 1945 als Vertreter der theologischen Fakultäten zur Kirchenkonferenz nach Treysa eingeladen. Das dort ins Leben gerufene „Evangelische Hilfswerk", dessen Leitung sein Schüler und Freund Eugen Gerstenmaier übernahm, wurde mit einem im Wesentlichen von Schreiner verfaßten Aufruf an die evangelischen Christen in Deutschland entschlossen unterstützt.

Im Juni 1945 bekam Schreiner von Präses Koch den Auftrag, mit dem Rektor der Universität Münster Professor Siegmund in Verhandlungen über die Wiedereröffnung der Evangelisch-Theologischen Fakultät zu treten. Trotz großer Probleme, Lehrende für die einzelnen Disziplinen zu gewinnen, begann der Lehrbetrieb ansatzweise am 3. November 1945, obwohl die Fakultät erst am 10.1.1946 mit Genehmigung der britischen Militärregierung feierlich eröffnet wurde. Schreiner gehörte als Professor für Praktische Theologie zu den Professoren, die im November ihren Dienst in Münster aufnehmen.

Aufgrund der massiven Raumnot wurden u. a. Schreiners Veranstaltungen in die Räume des Mutterhauses verlegt, das trotz der Bombardements auf die Stadt nicht völlig zerstört worden war. Theologisch standen in Schreiners Münsteraner Arbeit vor allem Fragen zur Säkularisierung und zur Predigtlehre im Vordergrund.

Im Winter 1954/55 legte Schreiner das Vorsteheramt in Münster aus gesundheitlichen Gründen nieder. Seine Emeritierung folgte nach einem längeren Kur- und Krankenhausaufenthalt zwei Jahre später am 1.4.1957. Wenige Jahre später starb Schreiner in Münster.

Quellen: Universitätsbibliothek in Münster (privater Nachlaß). – Archiv des Diakonissen-Mutterhauses Münster. – Nordelbisches Kirchenarchiv Hamburg. – Archiv des Johannesstiftes Berlin-Spandau. – Universitätsarchive Münster und Rostock.

Werke: (Auswahl) Der Begriff des Glaubens bei Friedrich Heinrich Jacobi. Ein Beitrag zum Problem des Irrationalen in der Religionsphilosophie, phil. Diss. Erlangen 1919. – Reformatorisches und revolutionäres Christentum, Herborn 1923. – Der Weg zu Gott und das Wunder, Herborn 1923. – Das Geheimnis des dunklen Tores, Schwerin 1924; 5. Auflage 1928. – Der Ruin der freien Wohlfahrtspflege durch ihre Freunde, Schwerin 1924; 2. Auflage 1926. – Das Christentum vor der völkischen Frage, Berlin 1925; 2. Auflage 1927. – Hauptprobleme der evangelischen Bahnhofsfürsorge, Berlin 1925. – Geist und Gestalt. Vom Ringen um die neue Verkündigung, Schwerin 1926; 3. Auflage 1934. – Aufgabe und Methode einer praktischen Apologetik, theol. Diss. Schwerin 1926. – Vom Recht zur Vernichtung unterwertigen Menschenlebens. Eine sozialethische Studie zum Verhältnis von Euthanasie und Wohlfahrtspflege, Schwerin 1928 (Arzt und Seelsorger, 13) – Zur Neugestaltung der Ehe. Versuch einer evangelischen Sexualethtik, Berlin 1929. – Pädagogik als Glauben, Schwerin 1930. – Die Säkularisierung als Grundproblem der deutschen Kultur, Berlin 1930. – Vom dreifaltigen Reichtum des Wortes. Das evangelische Johannesstift zu Berlin-Spandau, Berlin 1930. – Der

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0253

Nationalsozialismus vor der Gottesfrage. Illusion oder Evangelium, Berlin 1931; 2. Auflage 1932. – Die Nation vor Gott. Zur Botschaft der Kirche im Dritten Reich, hrsg. von Walter Künneth und Helmuth Schreiner, Berlin 1933; 7. Auflage 1937. – Ethos und Dämonie der Liebe. Grundlinien einer evangelischen Ethik der Ehe, Berlin 1933. – Das Kreuz Christi und die heldische Idee. Ein Problem der Verkündigung, Schwerin 1933. – Von der Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi. Predigten, Schwerin 1934. – Ehre und Glaube. Völkischer Menschenglaube im Angriff der Christusbotschaft, Berlin 1934. – Ernst Moritz Arndt. Ein deutsches Gewissen, Berlin 1935. – Die Verkündigung des Wortes Gottes. Homiletik, Schwerin 1939; 5. Auflage 1949. – Das Alte Testament in der Verkündigung, Schwerin 1937. – Ehre aus Gottes Händen. Predigten vom Geheimnis des Reiches Christi, dem Kampf der Gemeinde in der Welt, Gefangenen und Befreiten, Engeln und Tieren, Berlin 1938. – Aufgabe und Grenze der Gerichtspredigt, Leipzig 1938. – Der Tod der Unvollendeten, Berlin 1939. – Kreuz und Geist. Predigten, Schwerin 1940. – Unsere Predigt im Kriege, Potsdam 1940. – Johann Daniel Flack, Opfer und Wagnis in der Nachfolge Christi, Münster 1940. – Unter Gottes Gericht und Gnade. Drei Predigten, Münster 1946. Die Menschwerdung Gottes in der Theologie Johann Hamanns, Tübingen, Stuttgart 1946. – Die Zukunft der Kirche, Gütersloh 1946. – Vom Recht der Kirche. Gesetzliches und Praktisches zur Neuordnung des evangelischen Kirchentums, Gütersloh 1947. – Macht und Dienst. Adolf Stöckers Kampf um die Freiheit der Kirche, Gütersloh 1951. – Von der Liebesarbeit in der Kirche. Kurzer Unterricht über die Mutterhausdiakonie, Gütersloh 1952. – Ist die Bibel Wort Gottes? Ein Beitrag zum heutigen Gespräch zwischen Theologie und Gemeinde, Witten 1953. – Evangelische Pädagogik und Katechetik, Gütersloh 1959. – Zahlreiche Aufsätze für theologische Zeitschriften, Kirchenzeitungen und Mitteilungsblättern der Inneren Mission. – Tätigkeit als Herausgeber der Jahresberichte und Nachrichten der Hamburger Stadtmission 1921-1926; Jahresberichte des Evangelischen Johannesstift Berlin-Spandau 1927-1931; Mitteilungen und Geschäftsberichte des Diakonissenmutterhaus zu Münster 1938-1955. – Mitherausgeber der Zeitschrift: Wort und Tat (zusammen mit Carl Gunther Schweitzer und Walter Künneth); Zeitwende. Monatsschrift (mit Otto Gründler 1923-1941).

Literatur: Todor Poptodorow, Der pädagogisches Realismus Helmuth Schreiners, Phil. Diss. Jena 1942. – Hrsg. Karl Janssen, Dienst unter dem Wort. Eine Festgabe für Professor D. Dr. Helmuth Schreiner zum 60. Geburtstag am 2. Mai 1953, Gütersloh 1953. – Eugen Gerstenmaier, D. Dr. Helmuth Schreiner in memoriam, Münster 1962. – Helmuth Schreiner, Gedenkreden von Eugen Gerstenmaier, Carl Heinz Ratschow, Werner Schütz, Münster 1963. – Ruth Carlsen, Zum Prozeß der Faschisierung und zu den Auswirkungen der faschistischen Diktatur auf die Universität Rostock (1932-1935), Phil. Diss. Rostock 1965, S. 256-263. – Karin Koch, Der Rostocker Theologe Helmuth Schreiner im Kirchenkampf 1932-1937, (Examensarbeit), Rostock 1966. – Sabine Pauli, Geschichte der theologischen Institute an der Universität Rostock, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Universität Rostock 17, 1968 S. 309-365. – Horst Becker, Das Evangelische Johannestift in Berlin-Spandau. Seine Geschichte 1858-1983, Berlin 1983. – Wolf-Dieter Hauschild, Der Wiederaufbau der Evangelisch-Theologischen Fakultät nach 1945, in: Die Evangelisch-Theologische Fakultät Münster 1914-1989, hrsg. von Wilhelm Neuser, Bielefeld 1991. – Peter Noss, Helmuth Schreiner, in: BBKL Bd. IX, 1995, Sp. 959-973. – Hartmut Schaefer: In memoriam Helmuth Schreiner (1893-1962), in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 97, 2002, S. 323-325.

Porträt: Schreiner als Stiftsvorsteher des Ev. Johannisstifts Berlin-Spandau, Sommer 1938 (Familienbesitz).

Claudia Bendick

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0254

SEIDEL, Heinrich Alexander Georg Otto, geb. 4.2.1811 Goldberg, gest. 30.1.1861 Schwerin; ev. – Pastor, Schriftsteller.

Eltern: Heinrich August Seidel, Dr. med., geb. 22.8.1777 Dorf Mecklenburg, gest. 14.3.1811 Goldberg; Friederike Amalie Hermes, geb. 4.7.1776 Warin, gest. 6.3.1873 Wittenburg; verh. 20.11.1808 Goldberg.

Ehefrau: Johanna Auguste Römer, geb. 12.6.1823 Badow (bei Wittenburg), gest. 4.3.1896 Braunschweig, Tochter des Inspektors und späteren Gutspächters Adolf Ferdinand Römer in Pogreß; verh. 8.10.1841 Perlin.

Kinder: Heinrich, geb. 25.6.1842 Perlin, gest. 7.11.1906 Berlin, Ingenieur, Schriftsteller; Werner (1845-1883), Kapitän; Frieda (1846-1898), verh. Kehrhahn; Clara (1848-1879), erste Ehefrau des Juristen Rudolph Sohm; Hermann (1855-1895), Professor med., Vater der Schriftsteller Ina und Willy Seidel; Paul (1858-1929), Jurist, Kunsthistoriker/Direktor des Hohenzollernmuseums in Berlin.



Heinrich Seidels Vorfahren kamen aus Sachsen; erst sein Großvater war nach Mecklenburg gezogen, um hier eine Pfarrstelle zu übernehmen. Mütterlicherseits stammte er aus der bedeutenden Theologenfamilie Hermes. Der rationalistische Pastor Johann August Hermes (1736-1822), der 1773 aus Mecklenburg vertrieben wurde, weil er die Notwendigkeit des Kreuzes Christi für das Heil der Menschen geleugnet hatte und Johann Thimotheus Hermes (1738-1821), Verfasser des Romans „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", eines der herausragenden literarischen Werke der Aufklärungszeit, waren Großonkel Seidels.

Seidels Kindheit war von den leidvollen Erfahrungen der „Franzosenzeit" überschattet. Sein Vater starb an einer Typhusinfektion, die er sich während seiner Amtsausübung an einem Krankenbett zugezogen hatte, als Seidel 5 Wochen alt war. Ab 1825 besuchte Seidel das Gymnasium Fridericianum in Schwerin. Hier trat er in eine enge Beziehung zu dem späteren Schweriner Oberkirchenratspräsidenten Theodor Kliefoth (1810-1895), dessen theologischen und politischen Konservatismus er zeitlebens teilte und dessen kirchliches Aufbauwerk er bis zu seinem Tode tatkräftig unterstützte. Von 1830 bis 1833 studierte Seidel in Rostock und Berlin Theologie. Das theologische Denken seines Berliner Lehrers Ernst Wilhelm Hengstenberg (1802-1869), der als Vertreter eines lutherischen Konfessionalismus in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" unerbittlich gegen den Rationalismus in der Theologie kämpfte, hat Seidel dauerhaft geprägt. Nach einer

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0255

Hauslehrertätigkeit auf den Gütern Klaber und Dobbin wurde er 1839 zum Pastor von Perlin (bei Wittenburg) gewählt. 1851 berief Großherzog Friedrich Franz II. Seidel zum Ersten Prediger an die Schweriner St. Nikolai Kirche.

Seidel hat schon früh durch seine ausgezeichneten Kenntnisse auf hymnologischem Gebiet auf sich aufmerksam gemacht. Sein Vorhaben, seine Forschungen zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes in einem wissenschaftlichen Werk niederzulegen, hat er allerdings nicht in die Tat umsetzen können. 1842 wurde Seidel in die „Kommission zur Verbesserung des Mecklenburg-Schwerinschen Landesgesangbuches" berufen. Die Kritik an dem bestehenden Gesangbuch war in Mecklenburg-Schwerin nicht verstummt, seit eine auf Betreiben des Herzog Friedrich des Frommen 1764 durchgeführte Gesangbuchredaktion zu einer Verarmung des den Gemeinden zur Verfügung stehenden Liederschatzes geführt hatte. 1847 legte die Kommission, der neben Seidel die Pastoren Christian Heinrich Mahn (Dobbertin), Heinrich Schliemann (Börzow) und Ernst Christoph Salfeld (Kirch-Grambow) angehörten, einen Gesangbuchentwurf vor. Dieser Entwurf wurde aber nicht veröffentlicht und dürfte verlorengegangen sein. Welch ein bedeutendes Werk die Kommission damit vorgelegt hatte, läßt Seidels 1852 publizierte Schrift *Das Mecklenburg-Schwerinsche Kirchengesangbuch. Eine historisch-kritische Abhandlung* erkennen: danach sind im Entwurf alle Strömungen und Epochen der evangelischen Kirchenlieddichtung angemessen repräsentiert gewesen.

Nach einer Verzögerung durch die Ereignisse von 1848 kam das Reformprojekt schließlich wegen Arbeitsüberlastung der Kommissionsmitglieder, finanzieller Engpässe und mangelnder Unterstützung durch den im Schweriner Oberkirchenrat tonangebenden Theodor Kliefoth endgültig zum Erliegen. Ein neues Kirchengesangbuch bekam Mecklenburg-Schwerin dann erst 1904.

Seidel war neben dem über eine Generation jüngeren Carl Beyer (1847-1923) der einzige mecklenburgische Pastor im 19. Jahrhundert, der ein umfangreicheres literarisches Werk hinterlassen hat. In seiner geistlichen Dichtung, in der er sich um liedhafte Schlichtheit bemühte, lehnte er sich eng an die Kirchenlieddichtung des 16. und 17. Jahrhunderts an (u. a. Paul Gerhardt und Philipp Nicolai), fand darin aber zu keinem eigenen dichterischen Profil. Seidels geistliche Dichtung ist gesammelt in dem Band *Kreuz und Harfe*, dessen erste Auflage bereits 1839 während seiner Hauslehrerzeit erschien und den er bis zu seinem Tode mehrfach überarbeitet hat. In dem 1845 erschienen Lyrikband *Aus der Kirche. Zeitgedichte* setzte sich Seidel kritisch mit den kirchlichen Verhältnissen seiner Zeit in Deutschland auseinander. Für die fortschreitende Entkirchlichung machte er, ganz im Sinne seines Lehrers Hengstenberg, den theologischen Rationalismus verantwortlich. Dennoch finden sich in dieser Sammlung Seidels gelungenste Gedichte. Besondere Beachtung bei seinen Zeitgenossen fand das Gedicht *Der Pfarrer von Grünau*, eine brillante Parodie auf Johann Heinrich Voß' „Luise". Ebenfalls im Jahre 1845 legte Seidel das monumentale Versepos *Paulus. Geistliches Gedicht in zehn Gesängen* vor, eine Darstellung des Lebens und Wirkens des Apostels auf der Grundlage der Heiligen Schrift.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0256

Einen Namen hat sich Seidel aber während seiner literarisch sehr fruchtbaren Perliner Jahre, in denen er selbst eine Volksbibliothek einrichtete, vor allem als Volkserzähler gemacht. Sein wichtigstes Vorbild war der Schweizer Dichter Jeremias Gotthelf (1797-1854). Freilich ist Seidels erste Erzählung *Gottlieb Treu, der Tagelöhner vom Bergkaten* (1848), in der er die Bekehrung eines sittlich verrohten und dem Trunk ergebenen Landarbeiters schildert, zu Recht rasch in Vergessenheit geraten. Sie offenbart auf erschütternde Weise Seidels Blindheit für die sozialen Nöte im ländlichen Raum im Mecklenburg seiner Zeit. So billigte er z. B. das menschenverachtende mecklenburgische „Heimatgesetz", dessen tragische Folgen sein Altersgenosse Fritz Reuter (→ Bd. 2, S. 201-216) in „Kein Hüsung" eindrucksvoll beschrieb.

Seidels zweite Erzählung *Balthasar Scharfenberg. Ein mecklenburgisches Dorf vor zweihundert Jahren* (1851) ist das wichtigste literarische Zeugnis über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges für Mecklenburg und ist als einziges der Werke Seidels nach seinem Tode noch mehrfach aufgelegt worden (letztmalig 1955). Auf der Grundlage eines (nach Seidels Zeit verloren gegangenen) Augenzeugenberichtes schildert er auf anrührende Weise die Geschicke des durch kaiserliche Soldaten und Schweden fast völlig verwüsteten Dorfes Perlin im Jahre 1639. Dargestellt wird, wie das beherzte Eingreifen des gerade aus dem Krieg heimkehrenden Landarbeiters Balthasar Scharfenberg verhindert, daß die wenigen Überlebenden des Ortes nicht auch noch Opfer marodierender Glücksritter werden. Eine Neuauflage dieser nicht zuletzt durch Seidels gelungene Charakterzeichnungen reizvolle Erzählung wäre wünschenswert.

Seidels einzige im Druck erschienene Predigt aus den Perliner Jahren *Das Saufen im Lichte des Evangeliums betrachtet* (1842), gibt einen interessanten Einblick in die sozialen Verhältnisse an Seidels Wirkungsort und ist ein wichtiges Zeugnis über die verheerenden Folgen der sich in jenen Jahren besonders unter der Landbevölkerung ausbreitenden „Branntweinpest".

Während seiner mit Arbeitsaufgaben verschiedenster Art überhäuften Schweriner Amtszeit trat Seidels literarische Produktion immer mehr zurück. Seidel engagierte sich neben seiner pfarramtlichen Tätigkeit u. a. im „Gotteskasten", einem Hilfswerk für notleidende lutherische Christen in der Diaspora. 1856 wurde er außerdem mit der Funktion eines Divisionspfarrers für die in St. Nikolai eingepfarrte Werderkaserne betraut. In seiner letzten Veröffentlichung *Der Sieg des Kreuzes an der Usenz* (1860) hat er den Versuch unternommen, eine Erzählung des heute vergessenen Karl Stöber (1796-1865) über die Bekehrung der letzten Schweizer Heiden auf Initiative eines buckeligen Zwerges Zacheo, in der Nibelungenstrophe nachzudichten. Mit diesem Buch hat er offenbar schon bei seinen Zeitgenossen kaum Beachtung gefunden.

Heinrich Alexander Seidel, der führende geistliche Dichter Mecklenburgs im 19. Jahrhundert und begabte Volkserzähler, beobachtete die dichterischen Anfänge seines Sohnes Heinrich Seidel mit Wohlwollen, erlebte aber dessen literarischen Ruhm nicht mehr.

Nach langem Krankenlager starb er Anfang 1861, kurz vor seinem 50. Geburtstag.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0257

Quellen: Landeskirchliches Archiv Schwerin, Akte II 34h Einführung eines neuen Gesangbuches 1842-1852; Akte Bestellung eines Predigers, Perlin; Akte Bestellung des ersten Predigers an der Schweriner Nikolaikirche. *Nachlaß*: Unveröffentlichte Predigten, Briefe und Gedichte Seidels im Nachlaß seines Sohnes Heinrich Seidel im Deutschen Literaturarchiv Marbach/Neckar.

Werke: (Auswahl) Drei Predigten gehalten zum Zwecke des Ausbaus und der Erweiterung des Orgel- und Schülerchores, Parchim 1838. – Kreuz und Harfe. Geistliche Dichtungen, Rostock 1839; Verbesserte und vermehrte Auflagen: Rostock 1846, Schwerin 1856; neue Sammlung, Schwerin 1857. – Die Gesangbuchfrage in Mecklenburg-Schwerin, in: Kirchen- und Schulblatt für Mecklenburg, Rostock 1842, S. 163-193, und 1843, S. 131-172. – Das Saufen im Lichte des Evangeliums betrachtet. Eine Predigt, gehalten am 20. Sonntag nach Trinitatis 1841, Parchim 1842. – Aus der Kirche. Zeitgedichte, Parchim und Ludwigslust 1845. – Paulus. Geistliches Gedicht in zehn Gesängen, Berlin 1845. – Gottlieb Treu, der Tagelöhner vom Bergkaten. Eine erbauliche Geschichte, insonderheit für den norddeutschen Landmann erzählt, Hamburg 1848. – Zweiundzwanzig schöne geistliche Hauslieder von M. Luther, N. Herman, P. Gerhard, herausgegeben von H. A. Seidel, Hamburg 1848. – Balthasar Scharfenberg. Ein mecklenburgisches Dorf vor zweihundert Jahren. Eine Geschichte für das Volk, Hamburg 1851. – Das Mecklenburg-Schwerinsche Kirchengesangbuch. Eine historisch-kritische Abhandlung, Schwerin 1852. – Sprüche und Liedverse zum Mecklenburg- Schwerinschen Landes-Katechismus, nebst angedeuteten passenden Beispielen aus der biblischen Geschichte. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Lernende, Schwerin 1852. – Der Soldat nach dem Herzen Gottes. Ein Buch für deutsche Krieger, Schwerin 1859. – Der Sieg des Kreuzes an der Usenz. Eine Schweizer Sage, Schwerin 1860. – Aus dem Nachlaß: Dr. Philipp Nicolai oder die Entstehung des Liedes: Wie schön leucht der Morgenstern, Geistliches Drama, 1842. Veröffentlicht in: Christian Ferber, Die Seidels, Frankfurt, Berlin, Wien 1982.

Literatur: Johannes Bachmann, Geschichte des evangelischen Kirchengesanges, insbesondere der mecklenburgischen Gesangbücher. Ein hymnologischer Beitrag, Rostock 1881. – Heinrich Seidel, Von Perlin nach Berlin, Stuttgart 1925. – Karl Schmaltz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, Bd. 3, Berlin 1952. – Christian Ferber, Die Seidels, Geschichte einer bürgerlichen Familie, 1811-1977, Frankfurt/Berlin/Wien 1982, S. 26-29.

Porträt: Pastorenbildnis von einem unbekannten Maler, um 1854 (Privatbesitz), seitenverkehrt abgedruckt in: Ferber, Die Seidels, neben S. 192.

Jörn Bubber

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0258

SPITTA, Heinrich Helmerich Ludwig, geb. 14.4.1799 Hannover, gest. 30.1.1860 Rostock; ev. – Mediziner.

Namensform: Die Vorfahren Halleit-Spitta waren calvinistische Tuchweber in Verviers, sie emigrierten im 16. Jahrhundert in die Pfalz (Frankenthal). Die Namensänderung von „Halleit" in „Spitta" läßt sich nicht befriedigend erklären; erstmals ist dieser Name 1843 in einer Urkunde aufgetaucht. Die Annahme Münkels, daß sich der Familienname „Spitta" von „De l'Hopital" herleite, läßt sich nicht belegen. Wahrscheinlich ist der Name von dem wallonischen Adjektiv „spittant" (=vif, alerte) abgeleitet.

Eltern: Leberecht Wilhelm Gottfried Spitta, geb. 16.10.1754 Braunschweig, gest. 7.7.1805 Hannover, Privatlehrer der französischen Sprache und Buchhalter in Hannover, Sohn des Brauers David Ludwig Spitta, getauft 1.1.1719 Braunschweig, gest. 28.3.1759 Braunschweig und seiner zweiten Ehefrau, Anna Elisabeth geb. Eckbrett, geb. 31.10.1730 Köthen, gest. 15.6.1804; Charlotte Henriette Fromme, geb. 25.1.1758 als Jüdin namens Rebecca Lehsern in Goslar, getauft 20.4.1780 in der ev.-luth. Kreuzkirche Hannover.

Ehefrau: Sophie Elise geb. Karll (Geburtsdatum weder im Kirchenbuch des Trauungsortes Hainholz bei Hannover, noch am Wohnort der Eltern, Lübeck, angegeben), Tochter des Kaufmanns Johann Matthias Karll (geb. 12.2.1753 Lübeck, gest. 10.12.1807 Lübeck) und seiner Ehefrau Sophia Christiane (geb. 24.10.1782 Lübeck, gest. 26. 11.1838 Rostock), Tochter des Lübecker Ratsherrn Johann Georg Böhme und dessen Ehefrau; verh. 14.3.1825.

Der Ausbildungsweg Heinrich Spittas war durch die Zeitumstände der deutschen Befreiungskriege beeinflußt. Er sagte später selbst, daß er die eigentliche Vorbildung für sein Medizinstudium am Collegium anatomochirurgicum in Hannover und dem dortigen Militärhospital bei gleichzeitig fortgesetztem Schulunterricht erhalten habe. Am letzten Feldzug gegen Frankreich nahm Spitta bereits als Militärarzt teil und studierte anschließend bis 1818 Medizin in Göttingen. Dort wurde er am 6.3.1819 mit einer Arbeit über die Umstellungen im weiblichen Organismus nach dem Aufhören der Regelblutung promoviert, war seit 1821 Assistent bei Prof. Karl Gustav Himly (Direktor des akademischen Hospitals der Universität Göttingen) und konnte sich bereits 1821 habilitieren. Im gleichen Jahr wurde ihm ein sechsmonatiger Aufenthalt in Paris zum Kennenlernen der dort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandenen Kliniken gewährt.

Als Frucht seiner dichterischen Begabung veröffentlichte Heinrich Spitta bereits 1819 ein Gedichtbändchen *Stunden der Feyer* und danach unter dem Decknamen „Heinrich Sequanus" eine romantische Tragödie nach dem Spanischen *Der Graf von Essex* (1822) sowie einen umfangreicheren Gedichtband (1823).

Die größte Errungenschaft in der Entwicklung der modernen medizinischen Ausbildung war die Einführung des klinischen Unterrichts. Waren die ersten Versuche in dieser Richtung in Padua bereits im 16. Jahrhundert vorgenommen worden, so kommt der Universität Leiden das Verdienst zu, den klinischen Unterricht zu einer bleibenden Einrichtung gemacht und durch ihre Schüler verbreitet zu haben. Zunächst wurde im allgemeinen die poliklinische und erst dann die klinische Ausbildung aufgenommen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0259

Zum 1.2.1825 wurde Heinrich Spitta als ordentlicher Professor der Medizin durch den Großherzog Friedrich Franz I. an die Universität Rostock berufen. Offenbar unter dem Eindruck der in Paris gemachten Erfahrungen begann er sofort nach dem Amtsantritt in Rostock mit seinen Bemühungen, wenigstens einen Teil der hiesigen Armenkranken für die Behandlung durch seine Studenten zu gewinnen, was jedoch Vorurteile des Rostocker Armenkollegiums zunächst nicht zuließen. Dennoch konnte noch im Jahre 1825 eine Vereinbarung mit dem Rat der Stadt erzielt werden, nach welcher ein Teil der kranken Armen aus den Gemeinden St. Petri und St. Nikolai „zum Behuf der Errichtung eines ambulatorischen Klinikum" zu übergeben sei. Somit konnte im Wintersemester 1825/26 erstmals in Rostock ein poliklinischer Unterricht durchgeführt werden, an dem 6 Studenten teilnahmen. 1838 wurde dann mit dem klinischen Unterricht in dem an der „Grube" gelegenen, von Spitta begründeten Armenkrankenhaus begonnen.

Neben einer als Voraussetzung der Berufung zum ordentlichen Professor von Spitta geforderten umfänglichen Veröffentlichung, die er mit der Abhandlung *De sanguinis dignitate, in pathologia restituenda* erfüllte, zeichnete er sich durch eine ganze Reihe von Publikationen aus. 1830 wurde er zum Mitglied der großherzoglichen Medizinalkommission berufen. Weitere Ehrungen Spittas waren seine Wahl zum Rektor der Universität Rostock für 1831/32 und seine Ernennung zum Obermedizinalrat am 19.2.1834.

Im Laufe der Jahre nahmen Spittas Beschwerden durch eine schmerzhafte chronische Gelenkerkrankung so erheblich zu, daß er in seiner Leistungsfähigkeit eingeschränkt wurde. Dazu kam, daß 1846 das bisherige Armenkrankenhaus an der „Grube" wegen Baufälligkeit abgebrochen werden mußte, so daß die Versorgung der kranken Armen allmählich ganz in die Hände von Prof. Johann Strempel (→ Bd. 3, S. 296-299) überging.

Außerdem wurden den Vorschlägen des Vizekanzlers der Universität Rostock entsprechend im 1855 eröffneten „Stadtkrankenhaus" je eine separate medizinische und eine chirurgische Klinik eingerichtet, während bis dahin die Behandlung sowohl der medizinischen als auch der chirurgischen Patienten unter der Leitung des gleichen Professors Strempel erfolgt war.

In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts verschlechterte sich Spittas Gelenkleiden so erheblich, daß er für 1860 einen Kuraufenthalt in Österreich plante, der infolge seines Todes im Januar 1860 nicht mehr zustande kam.

Quellen: Archiv der Hansestadt Lübeck, 1098/02, 1205/02, 1329/02. – Kirchenbuchamt Hannover, A 463/2001, II.2/2002. – Landeskirchliches Archiv Hannover, A 464/200, A 464/2002. – Mecklenburgisches Kirchenbuchamt Schwerin, 148/2002, 5320-211/2002, 5320-408/2002. – Stadtarchiv Braunschweig, 47-B-3/2000, 47-B-2/2001. – Universitätsarchiv Rostock, Personalakte H. Spitta.

Werke: Inauguraldissertation: Commentatio in physiologico-pathologica mutationes, affectiones et morbos in organismo et oeconomia feminarum cessante fluxus menstrui periodo sistens, Göttingen 1818. – Novae doctrinae pathologicae auctore Broussais in Franco-Gallia

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0260

divulgatae succincta epitome, Göttingen 1822. – Ueber die Essentialitaet der Fieber, Göttingen 1823. – Progressus de sanguinis dignitate in pathologia restituenda, Rostock 1825. – Das medizinische Klinikum zu Rostock. 1. Bericht, Rostock 1826. – Progressus prolusio de contagio praesente cholerae im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin im Jahre 1832. Amtlicher Bericht, Rostock und Schwerin 1833. – Practische Beiträge zur gerichtsärztlichen Psychologie, Rostock 1855. – Über die höhere Bedeutung der Gelenke, als Beitrag zu einer glücklichen Heilart acut-inflammatorischer Affectionen derselben, in: Langenbecks Neue Bibliothek für die Chirurgie, Bd. 2, 1822, S. 337-364. – Beitrag zur Geschichte der Lustseuche in Europa, in: Heckers Literarische Annalen der gesamten Heilkunde, Bd. 4, 1826, S. 371-374. – Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnungsfähigkeit epileptischer Personen, in: Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, hrsg. von Adolf Henke, Bd. 16, 1828, S. 374-394. – Zwei Fälle von Brandstiftung im Alter der Pubertätsentwicklung ohne begründete Existenz eines eigentümlichen Brandstiftungstriebes, in: ebd., Bd. 22, 1831, S. 343-365. – Verheimlichte Schwangerschaft und Geburt, Obduktion des neugeborenen totgefundenen Kindes, in: ebd. Bd. 51, 1846, S. 385-428.

Literatur: ADB 35, 1893, S. 204. – Konrad Kornelius Münkel, Karl Johann Philipp Spitta. Ein Lebensbild, Leipzig, 1861. – Georg Friedrich August Blanck, Die Mecklenburgischen Aerzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Schwerin 1874. – Georg Friedrich August Blanck und Axel Wilhelmi, Die Mecklenburgischen Aerzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Schwerin 1901. – Gustav Willgeroth, Die Mecklenburgischen Aerzte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Schwerin, 1929. – Detlef Klahr, Glaubensheiterkeit. Carl Johann Philipp Spitta (1801-1859). Theologe und Dichter der Erweckung, Göttingen 1999. – Astrid Amhausend, Zwischen Privatklinik und städtischem Krankenhaus. Die klinische Ausbildung der Studenten der Rostocker Medizinischen Fakultät im 19. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock, Heft 25, 2002, S. 41-80.

Porträt: unbekannt.

Werner Teichmann

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0261

STEINMANN, Paul, geb. 9.12.1888 Neustrelitz, get. (Militärgemeinde ebd.), gest. 18.7.1973 Essen, begraben ebd.; ev. – Historiker, Archivar.

Eltern: Carl Johann Heinrich Steinmann, geb. 22.8.1861 Neustrelitz, gest. Sept. 1940 ebd., Berufssoldat, Polizeibeamter; Alwine Elise Johanna Julie Schröder, geb. 29.9.1858 Strelitz [Alt], gest. Juli 1923 (Neustrelitz); verh. 23.3.1888.

Ehefrau: Hedwig Burmeister, geb. 20.10.1889 Stavenhagen, gest. 13.10.1970 Essen; Tochter des Oberrevisors E. Burmeister; verh. 1.9.1921 Schwerin.

Kinder: Walter (1922-1941); Wolf-Dietrich, geb. 7.9.1925 Schwerin, Ing. für Elektromaschinenbau.



In Neustrelitz geboren, jedoch schon wenige Monate später nach Stargard übersiedelt, verlebte Paul Steinmann hier die prägenden Jahre seiner Kindheit. Als einziger Sohn des später ranghöchsten Polizeibeamten von Mecklenburg-Strelitz besuchte er von 1895 bis 1899 die Stargarder Stadtschule, ab 1899 das Neustrelitzer Gymnasium Carolinum, wo er Ostern 1909 die Reifeprüfung bestand. Nach dem Abitur studierte er Geschichte, historische Hilfswissenschaften, Deutsch, Latein und Vorgeschichte in Freiburg i. Br., Berlin und zuletzt an der Landesuniversität Rostock. Nach einem Semester, in welchem er sich für Archivstudien beurlauben ließ, beteiligte er sich 1913 mit einer Arbeit über die Geschichte der mecklenburgischen Landessteuern und der Landstände an einer von der Rostocker Universität gestellten Preisaufgabe und erhielt dafür am 28.2.1914 den ersten Preis. Mit derselben Arbeit wurde Steinmann am 12.8.1914 in Rostock zum Dr. phil. promoviert.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte Steinmann am 10.10.1914 den Wehrdienst anzutreten. Am 16.10.1917 vor Verdun schwer verwundet, wurde er am 30.11.1918 aus dem Heeresdienst entlassen, um sich auf sein Examen vorzubereiten. Noch bevor er Ende März 1920 in Rostock das Erste Staatsexamen (Studienreferendar) bestand, nahm er am 1.1.1920 für wenige Monate eine Anstellung als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Mecklenburg-Strelitzschen Hauptarchiv in Neustrelitz an. Nach jahrzehntelangen Fehlentwicklungen standen die Erschließungsarbeiten im Neustrelitzer Archiv damals noch ganz am Anfang. Die Neuformierung des vordem großherzoglichen Neustrelitzer Kulturinstituts aus Bibliothek, Museum und Archiv, Übernahme- und Abwicklungsaufgaben sowie übereilte Umzüge bestimmten den Dienstalltag und ließen historische Forschung kaum zu. Anders als sein Nachfolger Carl August

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0262

Endler (1893-1957) findet sich Steinmann auch nicht unter den Mitarbeitern des damals im Entstehen begriffenen Inventars der „Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz“ (2 Bde. in 4 Teilen, 1921-1934). Steinmanns Anstellung im Neustrelitzer Archiv endete am 1.9.1920 ebenso wie seine zwei Monate zuvor begonnene Tätigkeit als Hilfslehrer am Neustrelitzer Realgymnasium, als er Anfang Juli 1921 in Rostock das Zweite Staatsexamen (Studienassessor) mit Auszeichnung bestand und wenig später am 15.7.1921 als Archivar an das Geheime und Hauptarchiv nach Schwerin berufen wurde.

Vor allem dieser Wechsel bildete den Auftakt für Steinmanns jahrzehntelanges Wirken im Dienste der mecklenburgischen Landesgeschichte. Bei seinem Eintritt ins Schweriner Archiv hatte die Landesgeschichtsforschung dort bereits lange Tradition und stand weit über die mecklenburgischen Grenzen hinaus in gutem Ruf. Für Steinmann erschlossen sich neue Betätigungsfelder im Zentrum wissenschaftlicher Landesgeschichtsforschung. Hier konnte er von der Drehscheibenfunktion des im Schweriner Archiv beheimateten Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde partizipieren. Zugleich begann für ihn auch im Privaten ein neuer Lebensabschnitt durch Heirat und Familiengründung.

Von Friedrich Stuhr (1867-1945) maßgeblich gefördert, nahm Steinmann nun zügig die Überarbeitung und Erweiterung seiner preisgekrönten Promotionsschrift in Angriff, die inzwischen schon fast ein Jahrzehnt der Veröffentlichung harrte. In zwei Teilen legte er ab 1922 die Ergebnisse seiner Untersuchungen in den Jahrbüchern des Geschichtsvereins vor und lieferte damit einen bis heute wichtigen Beitrag zur älteren mecklenburgischen Finanzgeschichte.

Auch Themen der Strelitzer Geschichte blieb Paul Steinmann treu, schrieb Aufsätze für die regionale Presse seiner alten Heimat, etwa einen heute nicht mehr auffindbaren Beitrag über die ältesten Stargarder Einwohnerverzeichnisse (1922) und eine Studie zur Geschichte der Mecklenburg-Strelitzschen Landgendarmerie (1924). Seit 1925 Mitglied des von Hans Witte (1867-1945) in Neustrelitz gegründeten „Mecklenburg-Strelitzer Vereins für Geschichte und Heimatkunde“, hielt er am 24.4.1927 auf dessen Hauptversammlung in Stargard den historischen Festvortrag.

Nachdem Steinmann im April 1926 zum Staatsarchivrat ernannt worden war und sich 1927 als Herausgeber einer Festschrift zum 60. Geburtstag von Prof. Hermann Reincke-Bloch (1867-1929), seinem Rostocker Lehrer und Doktorvater, betätig hatte, wandte er sich Mitte der 1930er Jahre verstärkt der mecklenburgischen Wirtschafts-, Agrar- und Sozialgeschichte zu, einem damals allgemein in Mode kommenden Themenkomplex. Ausgelöst durch die seinerzeit heiß diskutierte Monographie von Hans Jürgen von Gadow „Ritter und Bauer in Mecklenburg“ (1935), zu der auch er öffentlich Position bezog, begann Steinmann 1935 mit Quellenstudien zur Geschichte des mecklenburgischen Bauernstandes und beteiligte sich 1936 mit verschiedenen Einzeluntersuchungen an einer Fortsetzungsreihe des „Niederdeutschen Beobachters“ über mecklenburgische Dörfer. Daneben stellte er in zwei Beiträgen für die Mecklenburgischen Jahrbücher seine Kompetenz in Sachen Volksdialekt und Schriftsprache seines Heimatlandes unter Beweis.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0263

Strelitzer Themen finden sich in diesen Jahren nicht mehr im Zentrum von Steinmanns Publikationstätigkeit. Lediglich mit seiner Heimatstadt Stargard (ab 1929: Burg Stargard) beschäftigte er sich auch in den 1930er Jahren in mehreren Aufsätzen, zuletzt 1938 in einer kleinen Broschüre über Stadt und Burg. Abgesehen vielleicht von diesen Aufsätzen bedienen seine Publikationen der 1930er Jahre zunehmend zeittypische Themen und Stimmungslagen. Auch Paul Steinmann ließ sich in dieser Zeit von nationalsozialistischem Gedankengut einfangen. Welche Gründe ihn letztlich bewegten, am 1.5.1938 in die NSDAP einzutreten, wissen wir nicht, ob innere Überzeugung oder äußerer Druck auf Staatsdiener, dem er nicht standhalten konnte, wie er in späteren Fragebogen andeutet. Gerade dieser Schritt sollte sich für Steinmanns berufliche Zukunft nach dem Zusammenbruch der Hitler-Diktatur als verhängnisvoll erweisen.

Als der Zweiten Weltkrieg begann, mußte Paul Steinmann zum zweiten Mal in den Krieg ziehen. Im Juli 1941 als Leutnant der Reserve eingezogen, im Dezember 1941 zum Oberleutnant und im September 1942 zum Hauptmann d. R. befördert, wurde er am 31.5.1944 wegen Alters und Invalidität aus dem aktiven Wehrdienst entlassen. Sofort nahm Steinmann seine Tätigkeit am Geheimen und Hauptarchiv in Schwerin wieder auf und wurde daneben zeitweilig mit der Leitung der Landesmuseen beauftragt.

Das Kriegsende, die Besetzung Westmecklenburgs durch die Rote Armee und die dann zügig in Angriff genommenen Entnazifizierung der Landesverwaltung besiegelten das berufliche Schicksal von Paul Steinmann. Wegen Zugehörigkeit zur NSDAP wurde er am 1.9.1945 aus dem Staatsdienst entlassen und hatte, wie in Neustrelitz sein einstiger Chef Hans Witte, im November/Dezember 1945 als „Tiefbauarbeiter" (Totengräber) auf dem Friedhof Strafarbeit zu leisten.

Aber schon im Folgejahr kehrte Steinmann in die landesgeschichtliche Forschung zurück. Zwischen 21.1. und 10.4.1946 war er als Hilfsreferent, nachfolgend bis 31.7.1948 als freier wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Oberkirchenrat der mecklenburgischen Landeskirche tätig. Seinen Urlaub 1947/48 nutzt Steinmann nach eigenen Angaben, um im Auftrag des Geheimen und Hauptarchivs verschiedene Stadtarchive im östlichen Teil Mecklenburgs wieder in Ordnung zu bringen. Anschließend, am 20.8.1948, wurde der einstige Staatsarchivrat nunmehr als Archiv-Assistent neuerlich beim Geheimen und Hauptarchiv angestellt, erhielt aber nach weiteren Stellenkürzungen im Archiv schon zum 31.12.1948 wiederum seine Entlassungspapiere.

In dieser Zeit engagiert sich Steinmann für den Neubeginn in Schwerin. Seit Februar 1946 Mitglied des Kulturbundes zur Demokratischen Erneuerung Deutschlands, arbeitete er bald im Vorstand der Schweriner Abteilung der Natur- und Heimatfreunde mit, wurde Mitglied des FDGB und am 1.11.1947 des Deutschen Schriftstellerverbandes, erhielt am 24.5.1950 von der mecklenburgischen Landesregierung seine Zulassungsurkunde als Fachschriftsteller. Als freier wissenschaftlicher Mitarbeiter arbeitete er an Forschungsaufträgen der Rostocker Universität und engagierte sich ab 1.9.1949 gemeinsam mit Hans Heinrich Leopoldi (1917-1978) für den Wiederaufbau

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0264

des Schweriner Stadtarchivs, für das er als wissenschaftlicher Mitarbeiter bis Februar 1951 halbtags tätig war.

Die mecklenburgische Landeskirche bot Paul Steinmann, der inzwischen im 62. Lebensjahr stand, ab 1.5.1950 noch einmal die Chance auf berufliche Kontinuität. Mit seiner Berufung als Landeskirchenarchivar beim Oberkirchenrat der Evang.-luth. Landeskirche Mecklenburgs im Jahre 1951 eröffnet sich für ihn noch einmal ein neues, interessantes Aufgabengebiet, aus dem er sich erst im November 1962 endgültig verabschiedete, wenige Wochen vor seinen 74. Geburtstag. Weil das Landeskirchliche Archiv zu dieser Zeit noch nicht über eigene Räume verfügte, stand die Archivpflege im Mittelpunkt von Steinmanns letzten Arbeitsjahren. Trotz seines fortgeschrittenen Alters und unter oft schwierigen Bedingungen bemühte er sich fortan um die Erfassung und Sicherung kirchlichen Archivguts. Bis heute läßt die Ordnung zahlreicher Pfarr- und Superintendenturarchive Steinmanns Hand erkennen. Daneben erarbeitete er auf Grundlage historischer Quellen verschiedene Rechtsgutachten für den Oberkirchenrat.

Mit den 1950er Jahren fand Steinmann schließlich auch zu literarischer Produktivität zurück. Bereits Ende der 1940er Jahre hatte sein Vorhaben allmählich Form angenommen, auf Grundlage umfangreicher Quellenauswertungen die Geschichte zweier mecklenburgischer Dörfer zu beschreiben von der Zeit der ersten kolonialen Besiedlung bis zur Bodenreform. An je einem Beispiel aus Mecklenburg-Schwerin (Goldenbow) und Mecklenburg-Strelitz (Cölpin) verfolgt er so exemplarisch den Prozeß der Herausbildung des Großgrundbesitzes in Mecklenburg. Im März 1957 lag das Manuskript vor, das unter dem Titel *Bauer und Ritter in Mecklenburg* 1960 im Druck erschien und heute als eines der wichtigsten Standardwerke mecklenburgischer Agrargeschichte gilt.

Als das Mecklenburgische Landeshauptarchiv unter Hugo Cordshagen (1921-1979) Ende der 1950er Jahre die in der Vorkriegszeit als „Mecklenburgischen Bauernlisten" begonnenen Quelleneditionen wieder aufnahm, bildete der von Steinmann erarbeitete Band über das Amt Crivitz den Auftakt der neuen Reihe „Quellen zur ländlichen Siedlungs-, Wirtschafts-, Rechts- und Sozialgeschichte Mecklenburgs im 15. und 16. Jahrhundert". Steinmanns Monographie, die bereits 1944 im Umbruch vorlag, sollte dabei Maßstäbe setzen für die neu konzipierten Reihe. Weniger massiv genealogisch als die alten „Bauernlisten" sollte sie sein, der Blickwinkel ausgeweitet werden auf den siedlungs-, wirtschafts-, rechts- und sozialgeschichtlichen Gehalt der Quellen. Obgleich Steinmann die erste Fassung seiner Arbeit unter diesem Gesichtspunkt einer gründlichen Überarbeitung unterzog und durch einen umfangreichen Anmerkungsapparat ergänzte, läßt seine im Sommer 1959 als Manuskript vollendete Schrift in Form und Editionstechnik noch stark die Prinzipien der Vorkriegszeit durchblicken.

Neben der Arbeit an diesen beiden Monographien, unter denen man *Bauer und Ritter* durchaus als Steinmanns Vermächtnis ansehen darf, schrieb er zahlreiche Veröffentlichungen der kleineren Form, darunter eine 18-teilige Artikelfolge für die Mecklenburgische Kirchenzeitung anläßlich der 800-Jahr-Feier des Ratzeburger

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0265

Doms. Als Gustav Piehler (1890-1973), der in Neustrelitz schon vor dem Krieg die Leitung der Schülerzeitschrift des Carolinums innegehabt hatte, 1956 die Caroliner-Zeitung wiederbelebte, zur historisch-literarischen Zeitschrift umprofilierte und zum wichtigsten Periodikum Mecklenburg-Strelitzscher Kultur und Landesgeschichte entwickelte, zählte Steinmann schnell zu seinen wichtigsten Autoren. Ab 1957 ist er über mehr als ein Jahrzehnt in fast jedem Heft mit einem Aufsatz vertreten.

Als letztes großes Publikationsvorhaben nahm Paul Steinmann eine zunächst breit angelegte *Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte* in Angriff, die ab 1959 in Fortsetzungen im Carolinum erschien. Damit kehrte Steinmann, der 1962 mit Frau zu seinem inzwischen in Essen lebenden Sohn übersiedelt war, inhaltlich noch einmal in seine südostmecklenburgische Heimat zurück. In 23 Fortsetzungen auf annähernd 300 Druckseiten schildert er die Geschichte seiner Heimat, ist dabei in Folge 6 (1961) in der Franzosenzeit angekommen und verliert sich in den folgenden 17 Teilen (bis 1970) in endlosen und immer detailfreudiger werdenden Schilderungen des napoleonischen Feldzuges gegen Rußland und der Befreiungskriege, die im Strelitzschen Selbstverständnis stets eine überragende Rolle spielten. Als sein letzter Aufsatz erschien im Carolinum eine Arbeit über das Strelitzsche Distrikthusaren-Korps, die Steinmann auch zur Fortsetzung vorgesehen hatte, als ihm der Tod 1973 die Feder aus der Hand nahm.

Quellen: Personalunterlagen im LHAS, im Landeskirchlichen Archiv Schwerin sowie im Privatbesitz der Nachfahren, darunter mehrere maschinenschriftliche Lebensläufe und diverse familienkundliche Urkunden, um 1939/1940 von Steinmann selbst zusammengetragen. – Nachlaß im LHAS (Bestandssign.: 10.9-S/26; 1,20 lfm, derzeit unerschlossen), darin auch unveröffentlichte Materialsammlungen und Manuskripte. – Typoskripte und Zeitungsausschnitt-Sammlung im Karbe-Wagner-Archiv Neustrelitz (Sign.: Ha 167-173a) sowie eine Kurzbiographie von Annalise Wagner für ihre „Enzyklopädie verdienter Mecklenburger, 261 Kurzbiographien von Persönlichkeiten des 16. bis 19. Jahrhunderts" (unveröffentlicht).

Werke: (Auswahl) Die Geschichte der mecklenburgischen Landsteuern und der Landstände bis zur Neuordnung des Jahres 1555 und Finanz-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Regierungspolitik der mecklenburgischen Herzöge im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit, Phil. Diss. Rostock, 1914, auch in: JVMGA 86, 1922, S. 91-132 und 88, 1924, S. 1-58. – Die ältesten Verzeichnisse von Einwohnern der Stadt Stargard, in: Stargarder Zeitung (1922-12-12). – Die Mecklenburg-Strelitzische Landgendarmerie, ihre Vorgeschichte, ihre Gründung im Jahre 1798 und ihre weitere Entwicklung, Schönberg, 1924, Nachdr. Bremen, o.J. [ca. 2000]. – Ritter und Bauer in Mecklenburg [Widerlegung zu Gadow], in: Niederdeutscher Beobachter, 4.12.1935. – Quellen und Studien zur Geschichte des mecklenburgischen Bauerntums, in: ebd. 1935, Nr. 176, 181, 183, 209, 221, 236, 240, 243, 250, 257, 258. – Volksdialekt und Schriftsprache in Mecklenburg, in: JVMGA, 100, 1936, S. 199-248. – Burg Stargard, hrsg. vom Bürgermeister der Stadt, Burg Stargard 1938. – Chronik der Stadt Burg Stargard und ihre Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte, Artikel-Serie in 23 Fortsetzungen, in: Carolinum, Jg. 25, 1959 bis Jg. 36, 1970. – Bauer und Ritter in Mecklenburg – Wandlungen der gutsbäuerlich-bäuerlichen Verhältnisse im Westen und Osten Mecklenburgs vom 12./13. Jahrhundert bis zur Bodenreform 1945, Schwerin 1960. – Quellen zur ländlichen Siedlungs-, Wirtschafts-, Rechts- und Sozialgeschichte Mecklenburgs im 15. und 16. Jahrhundert: Amt

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0266

Crivitz, Vogtei Crivitz (mit Land Silesen) und Vogtei Parchim, Schwerin 1962. – Ausführliches Werkverzeichnis bei Starsy 1998, siehe *Literatur*.

Literatur: (Auswahl) Gerhard Böhmer, Paul Steinmann, in: Mecklenburger im Rheinland und in Westfalen, hrsg. von Gerhard Böhmer, Dortmund 1968, S. 45-46. – Peter Starsy, Der Mecklenburg-Strelitzer Verein für Geschichte und Heimatkunde – Streiflichter einer Vereinsgeschichte, Neubrandenburg 1991. – Peter Starsy, Paul Steinmann (1888-1973) – Biographische Anmerkungen aus Anlaß seines 25. Todestages, in: Das Carolinum 62, 1998, Nr. 120, S. 19-29, Literatur- und Werkverzeichnis, S. 26-29.

Porträt: Altersfoto, um 1970 (Privatbesitz).

Peter Starsy

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0267

STENSEN, Niels, geb. 1./11.1.1638 Kopenhagen, gest. 25.11./5.12.1686 Schwerin: kath. – Naturwissenschaftler, Bischof.

Eltern: Sten Pedersen, geb. um 1585, gest. 1645, Goldschmied; Anne Nielsdatter, gest. 1664; Stiefväter: Peder Lesle, gest. 1647, Goldschmied; Johann Stichman, gest. 1663, Goldschmied.



Nach dem Besuch der Lateinschule begann Stensen in seiner Heimatstadt das Studium der Anatomie und der Medizin, das er von 1660 bis 1662 in Amsterdam und Leiden fortsetzte, wo er 1664 in absentia zum Dr. med. promoviert wurde. Durch eine Reihe wichtiger Entdeckungen auf dem Gebiet der Anatomie erwarb Stensen sich den Ruf eines bedeutenden Wissenschaftlers. In seiner Schrift *De musculis et glandulis observationum specimen* (Kopenhagen 1664) beschrieb er Entdeckungen an Muskeln und Drüsen, so den äußeren Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse, der nach ihm *ductus Stenonianus* genannt wird.

Sein Werk *Discours sur l'anatomie du cerveau* (Paris 1665) führte in die Gehirnanatomie ein und machte es zur „Gründungsschrift der exakten Physiologie des Nervensystems" (Manegold).

Aufgrund weiterer wissenschaftlicher Beobachtungen und Veröffentlichungen wurde Stensen zu einem Mitbegründer wissenschaftlicher Fachgebiete wie Geologie, Paläontologie und Kristallographie. So entdeckte er das Gesetz der Winkelkonstanz der Kristalle. Andere Entdeckungen revolutionierten traditionelle Anschauungen, wie seine Erkenntnis, daß das Herz aus Muskelfasern aufgebaut ist und wie ein Muskelorgan durch Kontraktion arbeitet. Aufgrund seiner geologischen Beobachtungen konnte Stensen nachweisen, daß die Erde eine Geschichte hatte und nicht, wie die traditionelle Auffassung lautete, nur wenige tausend Jahre alt sei. Schon Stensens Zeitgenossen rühmten seine Bescheidenheit, sein ernstes Streben nach sicherer Erkenntnis und seine streng wissenschaftliche Methode. Nach seinen eigenen Ausführungen förderte die intensive Beschäftigung mit den Naturwissenschaften seine Frömmigkeit. Die Schönheit und Funktionalität der Schöpfung ließen seiner Meinung nach auf das Wesen des Schöpfers schließen.

Seit 1666 hielt sich Stensen überwiegend in Italien auf. In Florenz förderte ihn Großherzog Ferdinand II. und gab ihm eine Anstellung als Anatom am Hospital Santa Maria Nuova. Hier faßte er nach reiflicher Überlegung den Entschluß, zum Katholizismus zu konvertieren, und legte im November 1667 das katholische

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0268

Glaubensbekenntnis ab. Stensens Konversion rief vor allem in nichtkatholischen Kreisen bedeutendes Aufsehen hervor. Aufgrund einer Reihe von Angriffen sah er sich gezwungen, in mehreren Schriften die Gründe für seinen Bekenntniswechsel darzulegen. Nicht zuletzt die Erkenntnis von der Notwendigkeit der kirchlichen Lehrautorität als einheitsverbürgende Institution war bei seiner Konversion von Bedeutung. Eine logische Folgerung aus diesem Ereignis war für ihn die Priesterweihe, die er in der vorösterlichen Zeit des Jahres 1675 in Florenz empfing. Das Priestertum stellte seiner Ansicht nach eine besondere Möglichkeit zum Dienst für Gott und den Mitmenschen dar.

Die Priesterweihe bedeutete einen tiefen Einschnitt in seinem Leben. Nach 1675 gab er seine naturwissenschaftliche Tätigkeit weitgehend auf und stellte seine Person als praktischer Seelsorger völlig in den Dienst der Kirche.

Während eines Aufenthaltes in Kopenhagen, wo Stensen in den Jahren 1672 bis 1674 am „Theatrum anatomicum" lehrte, machte er die Bekanntschaft mit Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg. Dieser war 1651 katholisch geworden und hatte 1665 die Regierung im Fürstentum Calenberg-Grubenhagen mit der Residenz Hannover angetreten, wo sich eine stark vom Hof geprägte katholische Gemeinde bildete. Ihr geistlicher Leiter wurde der herzogliche Geheimsekretär Valerio Maccioni, der auf Betreiben des Herzogs 1667 das Amt eines Apostolischen Vikars der Nordischen Missionen erhielt. Er übte damit die bischöfliche Jurisdiktion über die wenigen Katholiken in den vereinzelten Gemeinden der weiten Diaspora Norddeutschlands und Skandinaviens aus.

Nach Maccionis Tod im September 1676 setzte sich Herzog Johann Friedrich für die Berufung Stensens zum Apostolischen Vikar in Hannover ein. Diesem Wunsch kam Papst Innozenz XI. am 21.8.1677 nach. Am 13.9.1677 erfolgte Stensens Ernennung zum Titularbischof von Titiopolis. Die Bischofsweihe empfing er am 19. September in Rom durch Kardinal Gregorio Barberigo. Im November 1677 traf er in Hannover ein.

Auch als Bischof und Apostolischer Vikar setzte Stensen sein Leben in Einfachheit fort und arbeitete wie ein Pfarrgeistlicher gemeinsam mit den die Katholiken seelsorglich betreuenden Kapuzinern. Einen Schwerpunkt bildeten dabei seine Predigten in deutscher, französischer und italienischer Sprache für die international zusammengesetzte Gemeinde. Ein Teil des ihm vom Herzog gezahlten Gehaltes kam den Bedürftigen und Konvertiten zugute, die nach ihrem Glaubenswechsel häufig in Konflikt mit ihren Familien gerieten und in ihrer materiellen Existenz bedroht waren.

Mit großem Interesse hatte Gottfried Wilhelm Leibniz Stensens Ankunft in Hannover erwartet. Gemeinsame Freunde im Ausland, ein großes wissenschaftliches Interesse, Zurückhaltung gegenüber den philosophischen Systemen Descartes' und Spinozas sowie das Bemühen um die Wiedervereinigung der Christenheit verbanden beide Gelehrte.

Leibniz war bestrebt, Stensen für sein früheres Arbeitsgebiet als Anatom und Naturforscher zurückzugewinnen und seine Aufmerksamkeit vor allem auf Probleme

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0269

der Grenzbereiche zwischen Theologie und Naturwissenschaft zu lenken. Er hatte jedoch in diesem Bemühen wenig Erfolg, weil sich Stensen in Hannover in erster Linie der Seelsorgearbeit widmete. Auch die theologische Diskussion zwischen beiden stellte Leibniz nicht zufrieden. Stensen zeigte eine tolerante Grundhaltung, übte aber gegenüber den verschiedenen Projekten zur Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen der damaligen Zeit Zurückhaltung. Während er in Leibniz' Konsenstheorie die Gefahr des Indifferentismus und des pragmatischen Synkretismus erblickte, sah dieser bei Stensen eine Tendenz, wesentliche Fragen weniger wichtigen unterzuordnen.

Mit dem Tod Herzog Johann Friedrichs am 28.12.1679 und dem Regierungsantritt seines protestantischen Bruders Ernst August verschlechterte sich die Lage der katholischen Gemeinde in Hannover. Ernst August schätzte Stensen wegen seines wissenschaftlichen Ansehens und hatte gegen sein Verbleiben in Hannover nichts einzuwenden. Allerdings hielt er mit Rücksicht auf den protestantischen Charakter des Hofes und des Landes eine außerordentliche Zurückhaltung Stensens in der Ausübung seiner bischöflichen Funktionen für angebracht. Die Gesamtsituation, die sich für die Katholiken ungünstiger gestaltete, mögliche Einschränkungen in der Verrichtung seiner Aufgaben als Apostolischer Vikar und wahrscheinlich auch finanzielle Rücksichten bewogen Stensen, Hannover im Sommer 1680 zu verlassen.

Stensen behielt das Amt des Apostolischen Vikars bei und wurde außerdem auf Wunsch des Fürstbischofs von Paderborn und Münster, Ferdinand von Fürstenberg, zum Weihbischof in Münster ernannt, wo er sich 1680 niederließ. Als Weihbischof bemühte er sich um eine Verwirklichung der vom Konzil von Trient vorgeschriebenen Reformen, geriet jedoch dadurch in Auseinandersetzungen mit dem Generalvikar und einem Teil des Münsteraner Diözesanklerus, besonders des Domkapitels. Die Unzufriedenheit über seine begrenzten Einflußmöglichkeiten und die Erkenntnis, daß ihm seine Tätigkeit in Münster kaum Zeit für die Betreuung des Apostolischen Vikariates ließ, bewogen ihn zum Verlassen der Stadt. Der eigentliche Anlaß hierfür waren Fürstenbergs Tod 1683 und die Postulation Max Heinrichs von Bayern zum Bischof von Münster, die Stensen von seinem rigorosen moralischen Standpunkt aus als simonistisch ansah.

Stensen nahm seinen Wohnsitz in Hamburg, wo die Kapelle der französischen Gesandtschaft den Mittelpunkt der katholischen Gemeinde bildete. Hier wurde seine Tätigkeit durch die Behörden und Auseinandersetzungen mit den für die Seelsorge verantwortlichen Jesuiten erschwert. Von Hamburg aus unternahm Stensen Reisen nach Bremen, Hannover und Kopenhagen. Trotz großen Einsatzes erzielte er keine greifbaren Erfolge. Dies veranlaßte ihn, die Zweckmäßigkeit des Apostolischen Vikariates in Zweifel zu ziehen, vor allem nach dem Sinn seines Einsatzes zu fragen. Zeitweise trug er sich mit dem Gedanken, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Körperliche und seelische Erschöpfung veranlaßten ihn, den Papst um eine zeitweilige Beurlaubung für einen längeren Italienaufenthalt zu bitten, der ihm schließlich gewährt wurde.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0270

Stensen nahm diese Möglichkeit jedoch nicht wahr und begab sich im Dezember 1685 nach Schwerin, wo sich nach der Konversion Herzog Christian Louis' von Mecklenburg 1663 eine katholische Gemeinde gebildet hatte. Stensen hoffte, in Mecklenburg, das kaum katholische Bewohner aufwies, Missionsstationen gründen zu können. Die Errichtung einer vom Schloß unabhängigen Gottesdienststätte erschien ihm als dringend notwendig. In Schwerin lebte er als einfacher Missionar in äußerst bescheidenen Verhältnissen. In seiner Seelsorgearbeit erhielt er praktisch keine Unterstützung seitens des Landesherrn. So sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Dieser neue Mißerfolg zermürbte ihn; hinzu kamen Schmerzen, die möglicherweise von einem Illeus herrührten. Unter furchtbaren Leiden und in äußerster Dürftigkeit starb er ohne priesterlichen Beistand am 5.12.1686.

Nach vorübergehender Bestattung in einem Grabgewölbe des Schweriner Domes wurde Stensens Leichnam auf Veranlassung Großherzog Cosimos III. nach Florenz überführt und dort im Oktober 1687 in der Unterkirche von San Lorenzo, der Grabeskirche der Medici, beigesetzt. Seit 1953 befinden sich seine sterblichen Überreste in einem Sarkophag in einer rechten Seitenkapelle der Kirche. Die 1936 einsetzenden Bemühungen um seine Seligsprechung fanden 1988 ihren erfolgreichen Abschluß.

Stensens kirchengeschichtliche Bedeutung liegt weniger in seinem theologischen Schrifttum, das weitgehend der traditionellen Darlegung der katholischen Glaubenslehre folgt, als vielmehr in der Konsequenz, mit der er seine Person in den Dienst der Seelsorge stellte. Sein vorbildliches christliches und priesterliches Leben fand schon bei seinen Zeitgenossen über die konfessionellen Grenzen hinweg Anerkennung. Seine persönliche Lebensführung, die von rigoroser Askese und strenger ethischer Entscheidung geprägt war, und sein unermüdlicher pastoraler Einsatz, der sich am tridentinischen Bischofsideal orientierte, machten Stensen zu einem herausragenden Vertreter der kirchlichen Reform. Diese Bedeutung Stensens wäre uns vielleicht nicht in gleicher Weise bewußt, wenn er vor seiner Priester- und Bischofsweihe nicht auch ein Naturforscher von europäischem Rang gewesen wäre.

Quellen: Biblioteca Universitaria, Bologna. – Florenz: Archivio di Stato; Biblioteca Medicea Laurenziana; Biblioteca Nazionale. – Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover. – Bistumsarchiv Münster. – Rom: Archivio della Pontificia Università Gregoriana; Archivio della S. Congregazione de Propagangda Fide. – LHAS. – Pfarrarchiv der St.-Anna-Gemeinde Schwerin.

Werke: (Auswahl) Opera philosophica, hrsg. von Vilhelm Maar, 2 Bde., Kopenhagen 1910. – Opera theologica, hrsg. von Knud Larsen und Gustav Scherz, 2 Bde., Kopenhagen 1941/47. – Epistulae e epistulae ad eum datae, hrsg. von Gustav Scherz und Joanne Ræder, 2 Bde., Kopenhagen/Freiburg 1952. – Steno. Geological Papers, hrsg. von Gustav Scherz, Odense 1969. – Niels Stensens' Korrespondance i Dansk oversættelse, hrsg. von Harriet Merete Hansen, 2 Bde., Kopenhagen 1987.

Bibliographien: Jeannette E. Koch, Niccolò Stenone (Niels Steensen) 1638-1686. Bibliografia, in: Mededelingen van het Nederlands Instituut te Rome 38, Den Haag 1976, S. 135-156. – Michael Jensen, Bibliographia Nicolai Stenonis, Mørke 1986.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0271

Literatur: Dansk Biografisk Leksikon XXII, S. 562-575. – BBKL X, Sp. 1343-1349. – LThK 3. Aufl. IX, Sp. 957 f. – Raffaello Cioni, Niels Stensen. Scientist-Bishop, New York 1962. – Fabijan Veraja, Sacra Congregatio Pro Causis Sanctorum. Officium Historicum. Osnabrugen. Beatificationis et Canonizationis Servi Dei Nicolai Stenonis Episcopi Titiopolitani (1686) Positio super introductione Causae et super Virtutibus ex officio concinnata, Rom 1974. – Hans-Georg Aschoff, Niels Stensen – Seelsorger in der nordischen Diaspora, in: Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart 55, 1987, S. 89-96. – Karl-Heinz Manegold, Niels Stensen und die Naturwissenschaft seiner Zeit, in: ebd., S. 97-106. – Gustav Scherz, Niels Stensen, 2 Bde., Leipzig 1987/88. – Max Bierbaum / Adolf Faller / Josef Traeger, Niels Stensen. Anatom, Geologe und Bischof 1638-1686, Münster 1989. – Hans-Georg Aschoff, Niels Stensen, in: Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1648 bis 1803, hrsg. von Erwin Gatz, Berlin 1990, S. 486-488. – Troels Kardel, Steno. Life, Science, Philosophy, Kopenhagen 1994. – Alan Cutler, Die Muschel auf dem Berg. Über Nicolaus Steno und die Anfänge der Geologie, München 2004.

Porträt: Gemälde 1669, Uffizien Florenz (Gabinetto Fotografico Sopraintendenza Beni Artistici e Storici di Firenze. Foto Nr. 249 241).

Hans-Georg Aschoff

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0272

STRA(H)LENDORF(F), Leopold (Lippold), geb. 1540/1545 (Goldebee?), gest. 4.9.1626 Heiligenstadt, Eichsfeld, Freiherr (mit Aufnahme in den böhmischen Herrenstand) 1607; ev., ab 1572/73 kath.; – Kaiserlicher Geheimer Rat und Reichsvizekanzler.

Eltern: Ulrich von Stralendorff, Grundbesitzer in Goldebee und Neu Preensberg, geb. 1506, gest. 1576; Metta von Oertzen, geb. [?], gest. vor 1550.

Ehefrau: Margarethe von Dernbach, geb. [?], gest. 16.5.1613 Prag; verh. 7.7.1576 Schloss Neuhof bei Fulda.

Kinder: Peter Heinrich (1580-1637) (→ S. 273), Reichsvizekanzler; Wolfgang Leopold, geb. [?], gest. vor 3.9.1638, Kaiserlicher Kammerherr; Metta, gest. 1637; Dorothea Anna, gest. 1613.



Leopold (Lippold) von Stralendorff stammte aus einem weitverzweigten, seit dem 13. Jahrhundert in Mecklenburg ansässigen Rittergeschlecht. Über seine Jugend und die Verhältnisse seiner Familie ist kaum etwas bekannt. Sein Vater Ulrich befand sich wegen Besitzansprüchen im Amt Crivitz und der Herrschaft Poel bereits seit längerem im Konflikt mit den Herzögen von Mecklenburg. In diesem Zusammenhang kam es anscheinend spätestens ab 1564 zu einem an den Reichsgerichten anhängigen Totschlagsverfahren gegen Ulrich. Nachdem Leopold sein juristisches Studium in Rostock abgeschlossen hatte – er war hier 1562 immatrikuliert – reiste er in diesen Rechtsstreitigkeiten in Vertretung seines Vaters Anfang der 1570er Jahre an das Reichskammergericht nach Speyer und an den Hof des Kurfürsten von Mainz, der in seiner Eigenschaft als Reichserzkanzler wichtiger Ansprechpartner war. Über den Verlauf dieser Mission ist nichts bekannt. Indessen kam Leopold mit dem Prediger und Rektor des Mainzer Jesuitenkollegs, Lambert Auer (ca.1535-1573), in Verbindung, unter dessen Einfluß er zum Katholizismus konvertierte. Offensichtlich war Leopold durch seine geschickte Verhandlungsführung dem Mainzer Kurfürsten und Erzbischof Daniel Brendel von Homburg aufgefallen und hatte sich durch den Glaubenswechsel

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0273

für ein verantwortungsvolles Amt qualifiziert. Die Empfehlung Lambert Auers tat ein übriges und am 1.6.1573 wurde er zunächst zum Rat und Diener von Haus aus und zwei Tage später zum Hofrat bestellt. Als der Kurfürst am 17.5.1574 von Mainz aus aufbrach, um den hartnäckigen Widerstand des protestantischen Adels und der Städte auf dem Mainzischen Eichsfeld zu brechen, befand sich auch Stralendorff in seinem Gefolge. Der Weg führte über Fulda, wo es zu einem Treffen mit Fürstabt Balthasar von Dernbach (reg. 1570-76/1602-06) und Landgraf Wilhelm IV. (reg. 1567-1592) von Hessen kam. Wohl als Zeichen der Solidarität mit dem Erzbischof und Kurfürsten von Mainz im Kampf gegen die aufsässige protestantische Ritterschaft verlobte der Fürstabt seine Schwester mit Stralendorff. Am 27.5. traf der Heerzug auf dem Eichsfeld ein, am 7.6. setzte der Kurfürst Stralendorff als Oberamtmann des Eichsfeldes ein und betraute ihn gewissermaßen mit der Durchführung der Gegenreformation und der Bändigung der widerspenstigen Ritterschaft. In der Nacht vom 29. zum 30.6. eroberten die kurmainzischen Truppen unter Führung Stralendorffs die Burg Bodenstein.

Die nächsten 25 Jahre verliefen zwar weniger kriegerisch, waren aber durch andauernde Reibereien mit den Rittern und Städten gekennzeichet, die jedes Mal neu auflebten, etwa als sich die Jesuiten in Duderstadt und Heiligenstadt niederließen, Pfarrstellen neu besetzt wurden, die Bürger und Amtleute zur Teilnahme an Fronleichnamsprozessionen gezwungen oder katholische Geistliche in den Gerichtsdörfern des Adels eingesetzt wurden. Stralendorff erwies sich dabei sowohl als hartnäckiger Sachwalter seines Fürsten wie auch als eifriger Katholik, von dem es hieß, er befolge die kurfürstlichen Befehle genauer, als einige seiner Vorgänger aus dem ansässigen Adel, die ihresgleichen manches durchgehen ließen.

Stralendorffs 1576 mit der Schwester des Fuldaer Fürstabtes geschlossene Ehe darf somit nicht nur als sozialer Aufstieg, sondern auch als eindeutige Option für eine strikt gegenreformatorische und gleichermaßen fürstlich-antiständische Politik gewertet werden. Allerdings war der Fürstabt erst einige Tage zuvor von der Ritterschaft und dem Kapitel während eines Aufenthaltes in Hammelburg quasi gestürzt worden. Die Hochzeit, als glänzendes Fest und Ausdruck gemeinsamer Politik gedacht, fand daher eher als bescheidene Familienfeier – auch Verwandte Stralendorffs aus Mecklenburg nahmen teil – im Schloß Neuhof und nicht in Fulda selbst statt. Bereits zehn Tage zuvor hatten einige Adlige die Braut aus dem Abtsschloß gewiesen und nach Neuhof eskortiert. Die Hochzeit selbst fand unter Bewachung einer Einheit Musketiere statt, die der Bischof von Würzburg gestellt hatte.

Diese unmittelbaren Erfahrungen mögen die Rigidität Stralendorffs in seinem Vorgehen gegen die Ritterschaft auf dem Eichsfeld weiter gesteigert haben.

Im Laufe der Jahre wurde er zur zentralen Feindfigur für den Eichsfelder Adel. Als am 15.2.1598 20 Adelsvertreter eine gegen den Oberamtmann Stralendorff gerichtete Beschwerdeschrift einreichten und ihn als Friedensstörer brandmarkten, gab der seit 1582 regierende Kurfürst Wolfgang von Dalberg dem Druck nach und entließ ihn. Nach seiner Demission wurde Stralendorff am 22.9.1600 Amtmann zu Prozelten am

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0274

Main. Johann Adam von Bicken, seit 1601 der Nachfolger Dalbergs, belehnte ihn am 17.4.1603 mit den eichsfeldischen Dörfern Beienrode und Geisleden, was an eine Rehabilitation denken läßt.

Indes hielt sich Stralendorff damals meist am Kaiserhof in Prag auf, wo er die Interessen seines Schwagers, des abgesetzten Fuldaer Fürstabtes, derart geschickt verfocht, daß dieser nicht nur am 7.8.1602 auf Urteil des Reichshofrates restituiert wurde, sondern Stralendorff selbst im Juni 1603 von Kaiser Rudolf II. in seinen Geheimen Rat berufen wurde. Stand hierbei wohl noch das Interesse des Mainzer Kurfürsten im Vordergrund, einen verläßlichen Vertreter in diesem Gremium zu wissen, so erfreute sich Stralendorff kurz darauf des Wohlwollens des päpstlichen Nuntius Giovanni Ferreri und des Kaisers selbst, der ihn am 24.11.1606 zum Administrator der Reichskanzlei ernannte. Im Sommer 1607 wurde Stralendorff vom Mainzer Kurfürsten in seiner Eigenschaft als Reichserzkanzler mit kaiserlichem Einverständnis zum Reichsvizekanzler bestellt.

Diese bedeutende Position am Kaiserhof brachte es mit sich, daß er in alle wichtigen politischen Angelegenheiten dieser Jahre – wie dem Jülich-Klevische Erbfolgestreit – eingebunden war. Damals wurde ihm das umstrittene sogenannte Stralendorff'sche Gutachten über den für den Kaiser gefährlichen Aufstieg Brandenburgs zugeschrieben, das erst 1883 von Felix Stieve als Fälschung erkannt wurde. Zum anderen spielte er im berüchtigten Bruderzwist im Hause Habsburg, also im Konflikt zwischen dem Kaiser und seinem Bruder, dem Erzherzog und späteren Kaiser Matthias insofern eine gewisse Rolle, als er zwischen den Kontrahenten zu vermitteln suchte. War er zwar 1607 von Rudolf in den Freiherren- und den böhmischen Herrenstand erhoben worden, so erregte sein Lavieren nun das Mißtrauen Rudolfs. 1609 war Stralendorff in der Gunst des Kaisers so weit gesunken, daß dieser an eine Suspendierung dachte. Während des Sommers 1610 wurde er sogar aus dem Geheimen Rat ausgeschlossen. Allerdings konnte Stralendorff das Vertrauen in seine Person zumindest soweit wieder herstellen, daß er bis zum Tode des Kaisers als Vorstand der Reichskanzlei amtieren konnte. Hinter seinem Rücken einigte sich Matthias mit dem neuen Mainzer Kurfürsten Johann Schweikhard von Kronberg am Rande des Frankfurter Wahltages im Juni 1612 auf den aus schwäbischer Ritterfamilie stammenden Hans Ludwig von Ulm als neuen Reichsvizekanzler. Stralendorff wurde mit kaiserlichem Schreiben am 3. August seines Amtes förmlich enthoben. Er scheint dies als Kritik an seiner Person und Amtsführung verstanden zu haben und sah sich veranlaßt, eine umfängliche Rechtfertigungsschrift an den Kaiser zu verfassen. Damit konnte er zumindest seine formelle Mitgliedschaft im Geheimen Rat behaupten und erhielt am 12.3.1613 das Reichslehen Dorheim in der Wetterau. Im Mai des gleichen Jahres verstarben kurz hinter einander seine Frau und Tochter und wurden im Prager Prämonstratenserstift Strahov beigesetzt. Die Wahl dieser Kirche als Familien-Grablege dokumentiert eine enge Verbindung zu der Familie Questenberg. Caspar Questenberg, der älteste von drei aus Köln stammenden Brüdern dieser Familie, war in Strahov 1612 zum Abt gewählt worden. Sein jüngerer Bruder Gerhard wurde 1604 Schreiber in der Reichshofkanzlei. Hier dürfte er Leopold von Stralendorff und dessen Sohn Peter

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0275

Heinrich kennen gelernt haben. In den 1620er Jahren stieg Gerhard von Questenberg zur bestimmenden Figur im Hofkriegsrat auf.

Bald nach 1613 scheint sich Leopold von Stralendorff vom Kaiserhof zurückgezogen zu haben und lebte wohl meist auf dem Eichsfeld. Er bekleidete hier zwar kein öffentliches Amt mehr, übte aber weiterhin einen gewissen Einfluß auf die Verwaltung aus. Als 1622 die Truppen Herzog Christians von Braunschweig-Wolfenbüttel das Eichsfeld verheerten, floh er mit den kurfürstlichen Beamten in die mainzische Festung Erfurt, kehrte aber im August desselben Jahres nach Heiligenstadt zurück. Er lebte hier bis zu seinem Tod 1626 und wurde in der dortigen Pfarrkirche St. Marien bestattet.

Quellen: Österreichisches Staatsarchiv, Abt. HHStA, Akten und Korrespondenzen des Reichshofrates und des Mainzer Erzkanzlerarchivs, Geleitbriefe, Fasc. 7. – Hess. Staatsarchiv Marburg 90b/853-861. – Bayer. Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Ingrossaturbücher 72, fol. 269-70, 285-87, 78, fol. 238-39. – Mainzer Akzidental- und Bestallungsbücher 3 1/2, 54v. – Hess. Staatsarchiv Darmstadt F 1 Mittelrheinische Reichsritterschaft 137/3. – Milan Hlinomaz, Náhrobiky a Epitafy ve Strahovske Basilice, in: Heraldika a genealogie 31, 1998, S. 37-40 (allerdings mit fehlerhaften biographischen Angaben).

Literatur: Johann Heinrich Zedler, Universallexicon, Bd. 40, Halle 1744, Sp. 640-641. – ADB, Bd. 36, 1893, S. 493-495 (Felix Stieve). – Johann Wolf, Eichsfeldische Kirchengeschichte mit 134 Urkunden, Göttingen 1816. – Felix Stieve, Das Stralendorfische Gutachten, eine Fälschung, in: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Classe der königlichen bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1883, S. 437-474. – Levin von Wintzingeroda-Knorr, Reformation und Gegenreformation bis zu dem Tode des Kurfürsten Daniel von Mainz (21. März 1582), Halle 1892. – Philipp Knieb, Geschichte der Reformation und Gegenreformation auf dem Eichsfelde, Heiligenstadt 1909. – Friedrich Stuhr, Stammtafeln des Geschlechts von Stralendorff, Schwerin 1917. – Lothar Gross, Die Geschichte der Deutschen Reichshofkanzlei von 1559 bis 1806, Wien 1933. – Oswald von Gschließer, Der Reichshofrat: Bedeutung und Verfassung, Schicksal und Besetzung einer obersten Reichsbehörde, Wien 1942. – Henry Frederick Schwarz, The Imperial Privy Council in the Seventeenth Century, Cambridge Mass. 1943. – Otto Schaffrath, Eine adelige Hochzeit in Neuhof 1576, in: Buchenblätter, 37, Fulda 1966, S. 145-146. – Arno Wand, Reformation, katholische Reform und Gegenreformation im Kurmainzischen Eichsfeld (1520-1648), Heiligenstadt 1998. – Bernhard Opfermann, Gestalten des Eichsfeldes, Heiligenstadt 1999. – Alexander Jendorff, Reformatio Catholica: gesellschaftliche Handlungsspielräume kirchlichen Wandels im Erzstift Mainz 1514–1630, Münster 2000. – Gerrit Walther, Abt Balthasars Mission. Politische Mentalitäten, Gegenreformation und eine Adelsverschwörung im Hochstift Fulda, Göttingen 2002. – Alexander Jendorff, Verwandte, Teilhaber und Dienstleute. Herrschaftliche Funktionsträger im Erzstift Mainz 1514 bis 1647, Marburg 2003.

Porträt: Anton Eisenhoit, Kupferstich, 1590, abgedruckt in: Georg Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten, Bd. 3, München 1886-88, Nr. 1398. – Hrsg. Christoph Stiegemann, Wunderwerk. Göttliche Ordnung und vermessene Welt. Der Goldschmied und Kupferstecher Antonius Eisenhoit und die Hofkunst um 1600, Mainz 2003, S. 177.

Holger Th. Gräf

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0276

STRA(H)LENDORF(F), Peter Heinrich, geb. 1580 Heiligenstadt, gest. 19.10.1637 Wien, Freiherr (mit Aufnahme in den böhmischen Herrenstand) 1625; kath. – Kaiserlicher Geheimer Rat, Reichshofratsvizepräsident und Reichsvizekanzler.

Eltern: Stralendorff, Leopold, 1540/45-1626 (→ S. 269); Margarete von Dernbach, gest. 1613, Schwester des Fürstabtes von Fulda.

Familienstand: unverheiratet, kinderlos.

Peter Heinrich wurde als erstes Kind des seit 1574 in Heiligenstadt ansässigen Leopold von Stralendorff geboren. Seine Kindheit und Jugend liegen vollständig im Dunkeln. Es ist zu vermuten, daß er das Jesuitenkolleg in Heiligenstadt besuchte. Er ist zwar in den einschlägigen Universitätsmatrikeln nicht nachzuweisen, verfügte aber über profunde Kenntnisse der Reichsverfassung und des Reichsrechts und stand nach Ausweis des Nuntius Giovanni Battista Pallotta (1594-1668) bei seinen Zeitgenossen wegen seiner Gelehrsamkeit in hohem Ansehen. Nicht zufällig tritt er in seinem Porträt mit dem Buch in der Linken, einem langen Bart und der schlichten Jacke eher als gelehrter Rat denn als adliger Hofbeamter auf, wie sein Vater eine Generation zuvor.



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0277

Bereits mit 25 Jahren wurde Peter Heinrich am 19.7.1605 von Kaiser Rudolf II. (reg. 1576-1612) in den Reichshofrat berufen, dem er ohne Unterbrechung angehörte, da er – anders als sein Vater – auch von Kaiser Matthias (reg. 1612-1619) von neuem bestellt wurde. Bereits unter Rudolf II. erfüllte er außerdem einige wichtige Missionen, u. a. 1607/08 als Assistenzrat auf dem Regensburger Reichstag. Kaiser Matthias diente er wiederholt als Gesandter etwa im Sommer 1618 zu den schlesischen Fürsten und Ständen oder im darauffolgenden Jahr zum sächsischen Kurfürsten nach Dresden. Unter Ferdinand II. (reg. 1619-1637) fand er bald Aufnahme im Geheimen Rat, einem zentralen Regierungskollegium. Am 25.7.1619 ernannte ihn der Mainzer Kurfürst zum Großhofmeister, nicht zuletzt um ihn enger an sich zu binden. 1620 wurde er als Vizepräsident des Reichshofrates gewissermaßen zum Kopf dieses neben dem Reichskammergericht in Speyer höchsten Gerichtes im Alten Reich. Er nahm diese Aufgaben praktisch bis zu seinem Tod wahr. 1625 berichtete ein kurbayerischer Gesandter, daß Stralendorff in Abwesenheit des Präsidenten des Geheimen Rates alle das Reich betreffenden Angelegenheiten vortrug.

Wie seine zahlreichen Konzepte für Gesandtschaftsinstruktionen zeigen, ist sein Einfluß besonders auf die Reichspolitik Ferdinands II. als beträchtlich einzuschätzen. Bereits am 15.2.1619 formulierte er die endgültige Fassung der Achterklärung gegen Ernst von Mansfeld. Im November 1619 war er maßgeblich an einem vom Kaiser angeforderten Rechtsgutachten der deputierten Hofräte zur Frage des böhmischen Krieges beteiligt. Als sich die Frage der pfälzischen Achterklärung mit der Übertragung der Kurwürde auf die bayerischen Wittelsbacher verknüpfte, verfaßte er im Januar 1621 ein Gutachten, das auf eine Hinausschiebung der Achterklärung hinauslief und auch nach München geschickt wurde. Daraufhin griff Herzog Maximilian I. von Bayern (reg. 1595/98-1651) in einem Schreiben an den Kaiser besonders Stralendorff scharf an. Die ältere Forschung (Gross, Schwarz) hatte Stralendorff eigentlich zur „bairischen Faktion“ am Kaiserhof gezählt. Vor diesem Hintergrund ist dies so nicht mehr haltbar, wie die neuere Forschung (Kampmann) herausstellte. Diese Frage interessiert umso mehr, als sich daraus auch grundsätzliche Überlegungen zu Stralendorffs Rolle im gesamten Fall „Wallenstein“ ergeben, insofern er als „bairischer“ Parteigänger selbstverständlich zu den Gegnern Wallensteins in Wien gezählt werden müßte (Hallwich). Indes stellt sich bei näherer Betrachtung heraus, daß er eine Linie verfolgte, die in vielerlei Hinsicht zu der Politik des aus einer Kölner Ratsfamilie stammenden kaiserlichen Hofkriegsrates Gerhard von Questenberg (1586-1646) zumindest parallel verläuft, zwischen dessen Familie und den Stralendorffs enge Verbindungen bestanden. Nach dem Regierungsantritt Kaiser Ferdinands II. wurde Questenberg zur bestimmenden Figur im Hofkriegsrat und damit einer der wichtigsten Ansprechpartner für Wallenstein am Kaiserhof. Als sich im Herbst 1627 die Frage nach der Zukunft der Mecklenburgischen Herzogtümer mit den Satisfaktionsforderungen Wallensteins verknüpfte, war es wieder Stralendorff, der mit einigen anderen deputierten Räten ein entsprechendes Rechtsgutachten erarbeitete. Während gerade von bayerischer Seite, aber auch im Geheimen Rat, Bedenken gegen eine Gleichbehandlung des mecklenburgischen als eines der ältesten

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0278

reichsfürstlichen Geschlechter mit den sog. Reichsrebellen des kleineren reichs- und landständischen Adels, etwa den zahlreichen Parteigängern des Winterkönigs, vorgebracht wurden, blieben die Reichshofräte hinter Stralendorff bei ihrer harten Gangart. Mit eigener Hand vermerkte Stralendorff in dem Gutachten, daß man die Einziehung des Lehnbesitzes der Mecklenburger Herzöge den Betroffenen und den Landständen durch kaiserliche Kommissare mitteilen solle. Aus Mecklenburger Perspektive möchte man mit Johann Heinrich Zedler vermuten, der Kaiser habe Wallenstein das Herzogtum Mecklenburg eingeräumt wegen der vielen Streitigkeiten der Stralendorffs mit den Herzögen, die jenen das Amt Crivitz und die Herrschaft Poel entzogen hatten. Ein Beleg für diese späte Rache steht indes noch aus.

Stralendorff nahm 1630 als einer der kaiserlichen Vertreter auch an dem vom Mainzer Kurfürsten ausgeschriebenen Regensburger Kurfürstentag teil, in dessen Verlauf der Kaiser in die Entlassung Wallensteins einwilligte. Seit seiner Rückkehr nach Wien war Stralendorff durch Gicht und Schmerzen praktisch gehunfähig, blieb aber weiterhin aktiv. Unter Berufung auf die Aussagen seiner Diener hielt der kursächsische Agent Friedrich Lebzelter in seinem Bericht über das Ableben Stralendorffs die großen Sorgen über den elenden und zerstrittenen Zustand des Reichs, der sich ihm bei dieser Versammlung offenbart hatte, für dessen hauptsächliche Todesursache.

Mit der Zuspitzung der Situation im Zuge des schwedischen Vormarsches verfocht Questenberg am energischsten die Wiederberufung Wallensteins, der seit April 1632 wieder den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen führte. Stralendorff trat am 24.9.1632 in einem Gutachten an den Kaiser, nach einer Schilderung der Lage in den düstersten Farben sogar dafür ein, Wallenstein zu Friedensverhandlungen mit den Schweden zu bevollmächtigen. Indes sollte es dazu nicht kommen. Nach Wallensteins gewaltsamen Ende in Eger am 25.2.1634 war es wiederum Stralendorff, der an der Spitze einer Gruppe von Reichshofräten eine offizielle Rechtfertigungsschrift für das kaiserliche Vorgehen gegen den Generalissimus verfaßte, die am 5.7.1634 vom Geheimen Rat verabschiedet wurde. Besonderes Anliegen darin war, die vor allem von protestantischer Seite vorgebrachte angebliche Kaisertreue Wallensteins zu widerlegen. Bewußt setzte Stralendorffs Darstellung erst mit der Landung Gustav Adolfs und dem Ende des ersten Generalats Wallensteins ein, was letztlich auch seiner eigenen Selbstrechtfertigung entgegen gekommen sein dürfte. Daß hierbei auch wirtschaftliche Vorteile eine Rolle spielten, darf vermutet werden, wenn etwa der Bruder Stralendorffs, Wolfgang Leopold, auf einer Schuldnerliste Hans de Wittes, des Finanziers Wallensteins auftaucht.

Wie viele andere kaiserliche Amtsträger wurde auch Stralendorff vom Kaiser großzügig mit konfiszierten Gütern der böhmischen Aufständischen wie auch mit eingezogenen Lehen von pfälzischen Parteigängern im Reich ausgestattet. 1623 erhielt er u. a. Herbitz (Hrebovice), Kulm und Gleische in Nordböhmen westlich von Aussig (Ùstì nad Labem) und Hrotovice im westlichen Mähren. Die konfiszierten Güter der Grafen von Löwenstein, das Dorf und Schloß Habitzheim sowie Groß-Zimmern östlich von Darmstadt erhielt er ebenfalls als kaiserliche Schenkung, verkaufte sie aber bald darauf für 25.000 Rtl. an den Landgrafen von Hessen-Darmstadt.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0279

Nachdem Ferdinand II. am 15. Februar 1637 verstorben war, entließ sein Sohn und Nachfolger zunächst alle hinterlassenen Reichshofräte. Zwei Monate danach wurden die meisten allerdings wieder bestallt und auch Stralendorff wurde vom Obersthofmeister informiert, daß ihn Ferdinand III. (reg. 1637-1657) zu seinem geheimen Rat, Reichsvizekanzler und Reichshofratspräsident bestellt hatte. Offensichtlich schwer an der Gicht erkrankt, trat er die verbleibenden Monate bis zu seinem Tod 1637 nicht mehr hervor. Da er kinderlos verstarb, ging sein Erbe an seinen Bruder Wolfgang Leopold. Mit dem gleichfalls kinderlosen Tod dessen beider Söhne Ferdinand Leopold und Peter Ulrich im Jahre 1649 erlosch der mittlere Zweig der Stralendorff'schen Linie Goldebee-Gamehl.

Quellen: Hess. Staatsarchiv Darmstadt E 1, M82/1, E 12 Nr. 82/3. – Sächs. Haupt Staatsarchiv Dresden Loc. 8240/3, Friedrich Lebzelters Berichte aus Wien, Bl. 136a-138b. – Österreichisches Staatsarchiv, Abt. HHStA, Akten und Korrespondenzen des Reichshofrates und des Mainzer Erzkanzlerarchivs, Kleinere Reichsstände 344, Reichshofrat Protocolla rerum resolutarum, XVII, Bd. 64-140, F: Korrespondenz Fasc. 3a. – Bayer. Staatsarchiv Würzburg, Mainzer Akzidental- und Bestallungsbücher 4, 120v.

Literatur: Johann Heinrich Zedler, Universallexicon, Bd. 40, Halle 1744, Sp. 640-641. – ADB, Bd. 36, 1893, S. 493-495 (Felix Stieve). – Hermann Hallwich, Fünf Bücher Geschichte Wallensteins, 3 Bde., Leipzig 1910. – Ders., Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins, Bd. 3, Wien 1912. – Friedrich Stuhr, Stammtafeln des Geschlechts von Stralendorff, Schwerin 1917. – Lothar Gross, Die Geschichte der Deutschen Reichshofkanzlei von 1559 bis 1806, Wien 1933. – Josef Pekař, Wallenstein 1630-1634. Tragödie einer Verschwörung, 2 Bde., Berlin 1936. – Oswald von Gschließer, Der Reichshofrat: Bedeutung und Verfassung, Schicksal und Besetzung einer obersten Reichsbehörde, Wien 1942. – Henry Frederick Schwarz, The Imperial Privy Council in the Seventeenth Century, Cambridge Mass. 1943. – Heinrich Ritter von Srbik, Wallensteins Ende. Ursachen, Verlauf und Folgen der Katastrophe, 2. Auflage Salzburg 1952. – Anton Ernstberger, Hans de Witte. Finanzmann Wallensteins, Wiesbaden 1954. – Bernhard Opfermann, Gestalten des Eichsfeldes, Heiligenstadt 1999. – Christoph Kampmann, Reichsrebellion und kaiserliche Acht. Politische Strafjustiz im Dreißigjährigen Krieg und das Verfahren gegen Wallenstein 1634, Münster 1992. – Alexander Jendorff, Verwandte, Teilhaber und Dienstleute: herrschaftliche Funktionsträger im Erzstift Mainz 1514 bis 1647, Marburg 2003. – Christoph Kampmann, Questenberg, Gerhard (II.), in: NDB 21, 2003, S. 43-44.

Porträt: Franz Christoph Khevenhüller, Conterfet Kupfferstich [...] deren jenigen vornehmen Ministren und Hohen Officiern, so von Kaysers Ferdinand des Andern Geburth an, biß zu Desselben seeligsten Hintritt continuè und succesivè Ihr. Kayserl. Majestaet gedient, Leipzig 1722, S. 102.

Holger Th. Gräf

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0280

SUHRLANDT, Rudolph Friedrich Carl, geb. 19.12.1781 Ludwigslust gest. 2.2.1862 Schwerin, ev.; – Porträt- und Historienmaler, Lithograph.

Eltern: Johann Heinrich Suhrlandt, geb. 30.3.1742 Schwerin, gest. 1.1.1827 Ludwigslust, Hofmaler; Christina Louisa Ulrica Schmidt, geb. 3. 3.1753 Rostock, gest. 31.5.1793 Ludwigslust; verh. 2.4.1777.

Ehefrau: Wilhelmine Skoglund, geb. 28.6.1803 Ludwigslust, gest. 16.12.1863 Schwerin; verh. 1824.

Kinder: ein Sohn, vier Töchter, darunter: Carl Friedrich August (1828-1919), Professor, Maler; Pauline Alexandrine (1833-1902) Geigerin, Malerin.



Unter den Malern des 19. Jahrhunderts, die in Mecklenburg-Schwerin tätig waren, nimmt Rudolph Suhrlandt eine herausragende Stellung ein. Innerhalb der Landesgeschichte ist er der einzige Hofmaler, der weitgehend international tätig war und außerhalb Mecklenburgs zeitweilig zu hohem Ansehen und künstlerischem Erfolg gelangte.

Als Sohn des Ludwigsluster Hofmalers erhielt er in dessen Atelier erste Unterweisungen im Zeichnen und Malen. Mit gezeichneten Porträts von Hofdamen und Kammerherrn erwarb er Beifall und erregte, vermittelt durch die Hofangestellten, die Aufmerksamkeit des regierenden Herzogs Friedrich Franz I. Dieser förderte wohlwollend den achtzehnjährigen Suhrlandt und erteilte ihm die Genehmigung, sich in Dresden auf der Kunstakademie für ein Studium der Malerei einschreiben zu lassen. Ausgestattet mit einem herzoglichen Stipendium verließ er 1799 Mecklenburg und kehrte erst 17 Jahre später dorthin zurück.

An der Dresdner Akademie, die noch ganz dem Geist- und Regelzwang des 18. Jahrhunderts verpflichtet war, begegnete Suhrlandt einem trockenen akademischen Lehrbetrieb, der jeden kreativen Elan in die Schranken verwies. Enttäuscht über die Lehrerschaft wußte er einzig die Korrekturen des Malers Joseph Grassi (1757-1818) zu schätzen. Mit intensiver Kopierarbeit nach Werken der Weltkunst in der Dresdner Gemälde-Galerie und eifrigen Bibliotheksstudien verliefen dennoch diese ersten Ausbildungsjahre gewinnbringend.

In Dresden reifte die Entscheidung, das Studium der Malerei in Wien an der Akademie der Bildenden Künste fortzusetzen. 1803 reiste Suhrlandt, wiederum mit

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0281

herzoglichem Einverständnis und einer Stipendienverlängerung in der Tasche, in die Donaumetropole. Hier galt sein vorrangiges Interesse den antiken Skulpturen und den theoretischen Schriften Johann Joachim Winckelmanns (1717-1778). Unter der Leitung von Akademiedirektor Heinrich F. Füger (1751-1818) hatte in Wien das Zeichnen nach Skulpturen der Antike und der Natur Vorrang. Suhrlandt besaß darin bereits einige Übung, so daß seine Fähigkeiten an der Akademie nicht unbemerkt blieben. Zweimal war er an Zeichenwettbewerben beteiligt, erhielt jeweils den ersten Preis und behauptete sich gegenüber damals weitaus bekannteren Künstlern. In Wien erfüllte er zur Absicherung seines Lebensunterhalts Porträtaufträge und erteilte Kindern aus polnischen und russischen Adelsfamilien, die damals zahlreich in Wien ansässig waren, Zeichenunterricht.

Während dieser Jahre nutzte er jede freie Stunde, um die französische und italienische Sprache zu erlernen, was ihm sehr leicht fiel und sich für den künftigen Lebensweg als äußerst nützlich erweisen sollte. Ausgelöst durch die Sprachkenntnisse vermittelte ihm Füger die Bekanntschaft mit dem italienischen Bildhauer Antonio Canova (1757-1822). Canova war nach Wien gekommen, um die Aufstellung seines großen Grabmals für die Herzogin von Sachsen-Teschen in der Augustinerkirche zu beaufsichtigen. Suhrlandt stand ihm als Dolmetscher zur Verfügung; eine Aufgabe, die regen geistigen Austausch mit einem der angesehensten zeitgenössischen europäischen Künstler ermöglichte.

Canova lud den jungen Deutschen ein, nach Rom zu kommen und öffnete ihm später dort sein Haus. Mit den Einnahmen aus erfolgreicher Porträtmalerei gelang es Suhrlandt, die ersehnte Reise nach Italien zu finanzieren.

Noch bevor er Österreich verließ, schickte er einige Arbeitsergebnisse an den Herzog nach Mecklenburg-Schwerin. Zu den Gemälden im streng klassizistischem Stil gehörte auch eine lebensgroße Komposition: die Apotheose auf die mit 18 Jahren verstorbene Erbprinzessin Helene Paulowna mit ihren beiden Kindern; ein Auftragswerk des mecklenburgischen Erbprinzen Friedrich Ludwig, dem Suhrlandt 1805 in Wien begegnet war.

Im April 1808 trat der Maler gemeinsam mit dem Kupferstecher Ferdinand Ruscheweyh (1785-1846) aus Neustrelitz die Reise in den Süden an, die am 11.Septemer 1808 nach beschwerlicher Fahrt in Rom endete.

Suhrlandts Sprachgewandtheit, seine Kommunikationsbereitschaft, sowie perfekte Umgangsformen verschafften ihm schnellen Zugang zu den verschiedensten gesellschaftlichen Kreisen. Besondere persönliche Bindungen entwickelten sich zu den dort lebenden Bildhauern. Neben Canova war es in erster Linie der dänische Bildhauer Bertl Thorvaldsen (1768-1844), dem Suhrlandt häufig begegnete. Zu dem schwedischen Bildhauer Johan Niklas Byström (1783-1848) existierte ein freundschaftliches Verhältnis und fast lebenslang währte der Kontakt zu Christian Daniel Rauch (1777-1857), der später in Berlin Suhrlandts Sohn Carl drei Jahre lang in der Bildhauerei unterrichtete.

Von all diesen bedeutenden europäischen Bildhauern und namhaften Künstlern, denen er in Italien begegnete, schuf der junge Maler mehrere hervorragende Porträts, die in

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0282

italienischen, dänischen und deutschen Gemäldesammlungen ihren Platz gefunden haben.

Italien wurde zum Ort permanenter Weiterbildung, die Werke der Antike und italienischen Hochrenaissance boten genug Inspiration. Intensiv beschäftigte sich Suhrlandt mit mythologischen und historischen Themen, um sich auf dem Gebiet der Historienmalerei zu qualifizieren, da Historien- und Landschaftsmalerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von weitaus höherem künstlerischem Stellenwert war als die Porträtmalerei. Die Arbeit am Porträt diente daher eher der Existenzsicherung, doch der anhaltende Erfolg, den der Maler damit erreichte, führte zu großer Nachfrage. Zeitgenössischen Berichten nach, eilte Suhrlandt der Ruf voraus, einer der „vorzüglichsten" Porträtisten unter den deutschen Künstlern in Rom zu sein.

Gerne hätten die „Nazarener" Suhrlandt in ihren Kreis aufgenommen, doch er zeigte kein Interesse, sich ihrem künstlerischen Programm anzuschließen, fühlte sich den Mitgliedern der französischen Akademie in Rom um Dominique Ingres (1780-1867) weit mehr verbunden. Während des Romaufenthaltes trieb er eigenständig die Arbeit an Historienbildern voran und beteiligte sich mit klassizistisch konzipierten Gemälden erfolgreich an Ausstellungen auf dem Capitol. Sein großformatiges Werk *Theseus und Ariadne* fand den besonderen Beifall und höchste Wertschätzung der Kunstkritik. Angesichts dieser exzellenten künstlerischen Leistung ernannte die römischen Akademie San Luca Suhrlandt zu ihrem Ehrenmitglied. Eine so hohe Anerkennung war bis dahin keinem mecklenburgischen Künstler zuteil geworden und eilig verbreitete sich die Nachricht bis nach Ludwigslust, wo sie das Aufsehen des Herzogs erregte. Friedrich Franz I. reagierte auf die außergewöhnliche Ehrung 1810 spontan mit der Verleihung des Hofmalertitels in Abwesenheit an den 29 jährigen Suhrlandt. Seitdem galt der Künstler für Italienreisende aus Mecklenburg mehr als zuvor als geschätzter Begleiter, wenn es für Mitglieder des Herzogshauses, Gesandte, Gelehrte, Künstler oder Kaufleute um Führungen durch Rom, um Exkursionen zum Vesuv oder Ausflüge in die Campagne ging.

1812 siedelte der Maler nach Neapel über. Dort machte er bald die Bekanntschaft des einflußreichen Erzbischofs Capecelatro von Taranto, der ihm sofort besonders zugetan war. Durch diesen Gönner und andere Protektoren öffnete sich in Neapel ein reiches Betätigungsfeld. Suhrlandt genoß rasch Vertrauen und künstlerisches Ansehen, erhielt zahlreiche Aufträge und hatte ein sehr gutes Auskommen. Gemeinsam mit dem österreichischen Landschaftsmaler Josef Rebell (1787-1828) bewohnte er die Beletage des eleganten Palastes Nasell.

In Neapel entstanden etliche Historienbilder, einige Genre- und Landschaftsstücke, vor allem aber eine große Zahl an Porträts, darunter auch Bildnisse des Kronprinzen von Bayern, des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, der Komponisten Rossini und Zingarelli. Der Erzbischof von Taranto vermittelte eine Begegnung mit dem König von Neapel, Joachim Murat, dem Schwager Napoleons. 1813 erhielt Suhrlandt von diesem König zwei große Aufträge: ein überdimensionales Wandgemälde für das königliche Sommerschloß Caserta zu fertigen und eine Porträtfolge aller berühmten Männer des Königreichs zu malen.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0283

Einige der ersten Bildnisskizzen für diese Arbeit haben sich im Kupferstichkabinett der Nationalgalerie in Berlin erhalten, doch die endgültige Ausführung beider Aufträge wurde durch den Sturz der napoleonischen Herrschaft 1815 abgebrochen. Suhrlandt stand auf der Höhe seines Schaffens, doch die politischen Ereignisse verhinderten die Umsetzung der mit viel Leidenschaft begonnenen Entwurfsarbeit und setzten der Karriere des Künstlers in Italien ein abruptes Ende.

Suhrlandt entschloß sich, das Land zu verlassen. Gemeinsam mit den schwedischen Künstlern, Gustaf Erik Hasselgreen (1781-1827) und Johan Niklas Byström, trat er am 22. Juli 1816 die Reise nach Deutschland an und erreichte im September Mecklenburg. Er kehrte nach Ludwigslust zurück, um die ihm zugesicherte Hofmalerstelle anzutreten.

Schon bald wurde dem weit gereisten und weltgewandten jungen Mann der Aufenthalt in der Heimat nur schwer erträglich. Bereits nach wenigen Tagen klagte er in Briefen an die Freunde in Italien heftig über das öde, geistlose Leben und die pietistische Frömmelei in der kleinen Residenz. Einzig sein liberaler Anstellungsvertrag, der dem Hofmaler gestattete, alle zwei Jahre für sechs bis acht Wochen auf Reisen zu gehen, schien ihm den Aufenthalt fern von Italien etwas zu erleichtern. 1817 ernannte ihn der Großherzog Friedrich Franz I. zum Professor und erteilte ihm Aufträge unterschiedlichster Art. In erster Linie entstanden repräsentative Fürstenporträts, die viel Zeit in Anspruch nahmen. Hinzu kamen in den folgenden Jahren immer wieder Aufträge zu Altarbildern für mecklenburgische Kirchengemeinden z. B. in Althof, Brenz, Brüssow, Cramon, Lübtheen, Zickhusen und die katholische Kirche in Ludwigslust. Die Fülle der Auftragsarbeit band den Künstler fest an den mecklenburgischen Hof, so daß eine Rückkehr nach Italien Illusion blieb. Letztlich stand auch durch die 1824 geschlossene Ehe mit der Lithografin Wilhelmine Skoglund, einer seiner Schülerinnen, ein Weggang aus Mecklenburg nicht mehr zur Diskussion. Suhrlandt gründete eine Familie, zu der später vier Kinder gehörten, deren Erziehung und künstlerischer Ausbildung er sich in der Folgezeit intensiv widmete.

Wiederholt aber bereiste der Maler, seinen Anstellungsvertrag nutzend, die großen Städte, weilte 1824 in Wien, 1828 in Stockholm, 1830 in Petersburg, 1832 in London, 1834 in Amsterdam, 1837 und 1854 in Paris, wo es etliche lukrative künstlerische Aufträge für ihn gab. Selbst Anstellungen in Berlin oder München wurden ihm angeboten. Doch Suhrlandt fühlte sich gegenüber dem Großherzog, der ihm wiederholt Förderung und Unterstützung gegeben hatte, persönlich verpflichtet. Nicht zuletzt deshalb lehnte er Veränderungen ab und gab auch dem intensiven Drängen seiner Künstlerfreunde, nach Italien zurückzukehren, um die dort so erfolgreich begonnene Arbeit fortzusetzen, nicht nach. Er wollte durchaus in Mecklenburg die Kunstlandschaft bereichern, seine Erfahrungen einbringen und mit Rat beteiligt sein, wenn es um Erwerbungen für die Kunstsammlungen des Großherzogtums ging. Doch gerade letzteres wurde nicht gewährt. Suhrlandt zeigte sich darüber verbittert, äußerte gegenüber dem Landesherren offen seine Unzufriedenheit und kritisierte die Leitung der Großherzoglichen Kunstsammlungen, die in den Händen des konservativen Hofmalers Friedrich Lenthe (1774-1851) lag. Er zeigte Unverständnis, daß nicht

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0284

ihm diese Aufgabe übertragen wurde, so wie es andere Fürsten getan hatten, als deren Landeskinder erfolgreich aus Italien zurückgekehrt waren. Wenngleich der Großherzog Friedrich Franz I. Suhrlandts Vorschlägen in diesem Punkte nicht folgte, so war er durchaus interessiert, seinen Hofmaler nicht zu verlieren. Er beauftragte den klassizistischen Baumeister Johann Georg Barca (1781-1826) eigens für Suhrlandt ein stattliches Haus in der Kanalstrasse 11 zu bauen, um ihn damit noch enger an den Hof zu binden. Somit blieb Ludwigslust bis 1849 der Lebensmittelpunkt des Künstlers. Es mangelte ihm zeitlebens nicht an Porträtaufträgen von wichtigen Persönlichkeiten des Adels und einflußreichen Bürgertums. Die meisten repräsentativen Bildnisse realisierte er in den norddeutschen Hansestädten, in Bremen, Wismar, Lübeck, Hamburg und verstand es überzeugend, seinen bürgerlichen Modellen, den Senatoren, Bürgermeistern oder Gelehrten, das Flair eines Weltmannes zu geben.

Schon seit 1818 beschäftigte sich Suhrlandt mit der Technik der Lithografie. Als guter Zeichner interessierte ihn die neue Möglichkeit grafischer Umsetzung, und er praktizierte sie bald meisterlich. Sein 1819 vollendetes Blatt „Heiligendamm" gehört zu den Wiegendrucken dieser tonangebenden grafischen Technik des 19. Jahrhunderts. Zahlreiche Lithografien sind nach Suhrlandts Gemälden und Zeichnungen von ihm selbst, seiner Frau und anderen Künstlern, wie z. B. den Hamburger Malern Friedrich Carl Gröger (1766-1838) und Heinrich Aldenrath (1775-1844), geschaffen worden und haben eine weite Verbreitung erfahren.

1849 konnte der Hofmaler in den Ruhestand gehen und somit auch seinen Wohnsitz von Ludwigslust nach Schwerin verlagern. Die neue Ungebundenheit bot ihm Zeit, mit der vielseitig begabten Tochter Pauline, die als Geigerin Konzerte gab und als Zeichnerin zu überzeugen verstand, durch Deutschland zu reisen und – bereits 73jährig – noch einen halbjährigen Berlinaufenthalt wahrzunehmen.

1854 weilte er noch einmal in Paris und schuf dort ein viel beachtetes Porträt des Malers Horace Vernet (1798-1863), das später als Lithografie umgesetzt, gleichfalls großen Beifall fand. Als einziger mecklenburgischer Maler publizierte er die Erfahrungen seiner künstlerischen Praxis in der kleinen theoretischen Schrift: *Aphorismen über die bildenden Künste*, die in Schwerin 1841 in erster und 1857 in zweiter Auflage erschienen ist. Die Komposition seines großen figurenreichen Historienbildes *Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem* ist dieser Veröffentlichung zugrunde gelegt worden. Die Historienbildmalerei, hat Suhrlandts Sohn Carl anfangs fortgesetzt und sich zu einem anerkannten Künstler entwickelt, dem der mecklenburgische Großherzog Friedrich Franz II. 1874 den Professorentitel verlieh. Ebenfalls als Malerin lebte Tochter Pauline, verh. Soltau, in Schwerin und wurde für ihre glanzvollen frühimpressionistischen Porträts von Zeitgenossen sehr geschätzt.

Rudolph Suhrlandt, dem die Kunstgeschichtsschreibung unverdienterweise nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat und dessen künstlerischer Weg vom Klassizisten zum Maler des bürgerlichen Biedermeier verlief, gebührt zweifellos ein geachteter Platz in der Reihe der bekanntesten europäischen Porträtisten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0285

Quellen: LHAS, Kabinett I, Kunstmaler, Vol. 835/8363. – Staatliches Museum Schwerin, Hausarchiv, Erwerbungsakten 355. – Familienarchiv Schlichting, Stuttgart. – Landeskirchliches Archiv Schwerin, Kirchenbücher: Ludwigslust KB 69322 Ludwigslust, Schwerin, Rostock.

Werke: Gemälde, Zeichnungen und Lithographien in: Akademie der Bildenden Künste Wien. – Albertina Wien. – Thorvaldsen-Museum, Kopenhagen. – Museo Correr, Venedig. – Canova-Museum, Possegnano. – Puschkin-Museum, Moskau. – Nationalgalerie Berlin. – Kupferstichkabinett Berlin. – Staatliches Museum Schwerin. – Focke-Museum, Bremen. – Kunsthalle Bremen. – Stiftung Preußische Schlösser und Gärten, Potsdam. – St. Annen-Museum, Lübeck. – Kulturhistorisches Museum Rostock. – Kunsthalle Hamburg. – Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg. – Stiftung Weimarer Klassik, Weimar. – Landesmuseum Oldenburg. – Kupferstichkabinett Dresden. – Von der Heydt-Museum, Wuppertal. – Außerdem in Galerien, Auktionshäusern und im Privatbesitz. Ein Werkverzeichnis ist in Vorbereitung.

Literatur: (Auswahl) Beschreibendes Verzeichnis der Werke neuerer Meister in der Großherzoglichen Gemälde-Gallerie zu Schwerin, Schwerin 1884, S. 95-99. – Biografisches Künstlerlexikon der Gegenwart, 1884. – Gustav Portig, Der Maler Rudolf Suhrlandt, Leipzig 1885. – Thorvaldsen-Museum Kopenhagen-Verzeichnis der Gemäldesammlung, 1907, S. 6. – Ernst Rump, Lexikon der Bildenden Künstler Hamburgs, Altonas und der näheren Umgebung, Hamburg 1912. – Katalog der Handzeichnungen der National-Galerie Berlin, 1913. – Katalog der Kunsthalle Bremen, Bremen 1913. – Walter Josephi, Die Prunkräume des Schweriner Schlosses, Schwerin 1922, S. 23, 2. Auflage 1926, S. 58. – Friedrich, Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts, Bd. 2, Leipzig 1941, S. 865. – Mecklenburgische Monatshefte 7, 1931, S. 599/607. – Mecklenburgische Zeitung vom 26. 2. 1931. – Tilskueren 1932 I, S. 414/20. – Das Bildnis in Mecklenburg von 1850 bis zur Gegenwart, Ausstellungskatalog Kunstverein Rostock, Rostock 1934. – Singer, Allgemeiner Bildniskatalog 14, S. 300, 1936. – Katalog der Gemälde des 19. und 20. Jahrhunderts in der Kunsthalle Bremen, bearb. von Gerhard Gerkens und Ursula Heidrich, Bremen 1973, S. 322f. Abb. Nr. 147, 149, 150. – Katalog der Gemäldesammlung Lübeck, hrsg. von Gerhard Gerkens, Lübeck 1976, Kat. Nr. 227, 228, 229. – Hela Baudis, Rudolf Suhrlandt, Faltblatt zur Ausstellung im Staatlichen Museum Schwerin, Schwerin 1987. – Hermann Mildenberger, Vittoria Caldoni und der Kult des Modells im 19. Jahrhundert, in: Hrsg. Gerhard Bott/Heinz Spielmann, Künstlerleben in Rom. Bertel Thorvaldsen (1770-1844). Der dänische Bildhauer und seine deutschen Freunde. Ausstellungskatalog, Nürnberg 1991, S. 509, Abb. S. 510. – Von der Redlichkeit des Bürgers. Kunst und Kulturgeschichte der Biedermeierzeit in Lübeck 1815-1848. Ausstellungskatalog St.-Annen-Museum Lübeck 2001, S. 132f. – Gisela Jaacks, Gesichter und Persönlichkeiten, Ausstellungskatalog Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg 1992, S. 198. – Jörn Christiansen, Kunst und Bürgerglanz in Bremen, Ausstellungskatalog Focke-Museum, Bremen 2000. – Max Kunze, Zwischen Antike Klassizismus und Romantik. Die Künstlerfamilie Riepenhausen. Winckelmann-Gesellschaft/Winckelmann-Museum, Stendal 2001, S. 49-51.

Porträt: Selbstbildnis um 1816, Öl auf Leinwand, 70 x 59 cm, Staatliches Museum Schwerin.

Hela Baudis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0286

TARNOW, Rudolf Heinrich Wilhelm, geb. 25.2.1867 Parchim, gest. 19.5.1933 Schwerin; ev. – Berufssoldat, Betriebsoberinspektor, niederdeutscher Dichter.

Eltern: Karl *Heinrich* August Tarnow, Schuhmachermeister, geb. 25.9.1837 Parchim, gest. 5.5.1924 Parchim; Dorothea Friederica Pingel, geb. 21.1.1844 Parchim, gest. 11.6.1919 Parchim; verh. 7.4.1866 Parchim.

Ehefrau: Erna Henriette Elise Bruns, geb. 11.3.1875 Parchim, gest. 26.2.1958 Schwerin, Tochter des Schuhmachermeisters Wilhelm Martin Eduard Heinrich Bruns zu Parchim; verh. 7.4.1896 Parchim.

Kinder: Walter Karl Heinrich Christian, geb. 18.2.1897 Ludwigslust, gest. 12.5.1956 Hamburg-Farmsen, Jurist; Elsbeth Minna Clara Johanna, geb. 21.6.1898 Ludwigslust, gest. 15.6.1931 Schwerin, verh. Groth; Rudolf (Rudi) Wilhelm Ludwig Johannes Georg, geb. 1.3.1901 Ludwigslust, gest. 6.6.1944 Dünkirchen, Kaufmann.



Zusammen mit seinen jüngeren Geschwistern, dem Bruder Heinrich und den Zwillingsschwestern Ida und Minna, verlebte Rudolf Tarnow im Elternhaus zu Parchim, Auf dem Sassenhagen 51, eine ungetrübte Kindheit. Nach dem Besuch der Parchimer Mittelschule von 1873 bis 1881 erlernte er von 1881 bis 1885 den Beruf eines Kaufmanns in der städtischen Tuchfabrik von Curt Heucke.

Am 3.11.1887 wurde Rudolf Tarnow zum Militärdienst beim Dragonerregiment Nr. 18 in seiner Vaterstadt eingezogen. Ab 1889 gehörte er als Gefreiter zur Leibkompanie des Großherzoglich-Mecklenburgischen Grenadierregimentes Nummer 89 in Schwerin. Ein Jahr später avancierte er zum Unteroffizier und diente bis 1892 in der Reserve der Leibkompanie des Großherzogs. Im Range eines Wachtmeisters kam er 1893 zurück nach Parchim und wurde dort Zahlmeistergehilfe beim Dragonerregiment Nummer 18. 1896 wechselte er zum Dragonerregiment Nummer 17 in Ludwigslust über, wo er für weitere zehn Jahre bis 1906 diente. Seine fast zwanzigjährige berufsmilitärische Laufbahn beendete Tarnow am 15.4.1906.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0287

1896 hatte Rudolf Tarnow mit Erna Bruns aus Parchim die Ehe geschlossen; die Eheleute wohnten ab 1896 in Ludwigslust am Kirchenplatz 1, von 1898 bis 1906 in der Louisenstraße 8.

1906 bewarb sich Rudolf Tarnow erfolgreich um die vakante Stelle des Betriebsinspektors an der Nervenheilanstalt Sachsenberg in Schwerin. Zu seinen Aufgaben gehörte die Verwaltung der anstaltseigenen Betriebe, der technischen Einrichtungen, der Garten-, Feld- und Viehwirtschaft sowie der zahlreichen Werkstätten. Die Anstalt umfaßte mit den zugehörigen Ländereien, Gärten, Parkanlagen und Gebäuden eine Gesamtfläche von 65 Hektar. Ab 1912 bewohnte Tarnow eines der kleinen Beamtenhäuser, die als Personalsiedlung auf dem Sachsenberg errichtet worden waren.

Mit der 1910 geschriebenen und veröffentlichten Festdichtung auf Fritz Reuter *Ein Randewuh im Rathaus zu Stavenhagen* verschaffte sich Rudolf Tarnow als plattdeutsch schreibender Autor zum ersten Mal Gehör in Mecklenburg. Frühe plattdeutsche Schreibversuche reichen weiter zurück. Sein erster Reimschwank *De Nijohrsreis'* entstand 1899. Die niederdeutsche Zeitschrift „De Eekbom" veröffentlichte in der Nummer 4, vom 15.2.1902, das von Tarnow verfaßte stimmungsvolle Naturgedicht *Heidland*. Mit dem *Randewuh im Rathaus zu Stavenhagen* erreichte Tarnow einen Durchbruch im Schreiben niederdeutscher Texte. Der Erfolg dieser Festdichtung ermutigte ihn zur Niederschrift zahlreicher plattdeutscher Scherzgedichte. Es entstanden seine berühmten *Burrkäwers*, heitere in plattdeutsche Verse gesetzte Schwankgedichte, insgesamt sechs Bände. Der erste Band erschien 1911 in der kleinen Stavenhagener Verlagsbuchhandlung Beholtz. Die sechs *Burrkäwers*-Bücher kamen zwischen 1911 und 1918 heraus, seit 1912 übrigens im Verlag von Ludwig Davids in Schwerin. Während die letzten drei Bücher – entstanden zwischen 1914 und 1918 – als sogenannte Kriegsbände mit ihren überwiegend chauvinistischen Tendenzen nach Kriegsende vom Publikum kaum noch beachtet wurden, fanden die ersten drei Bände der *Burrkäwers* mit ihren zahlreichen volkstümlich-heiteren Gedichten um so mehr Beifall.

Wie Fritz Reuter griff auch Rudolf Tarnow auf alte mecklenburgische Schwankerzählformen zurück. Es bereitete ihm Vergnügen, schwankähnliche Stoffe und andere heiter-komische Erzählvorlagen zu läuschenartigen Gedichten umzuformen. Häufig gestaltete Tarnow Sujets, die auf soldatischen Erfahrungen beruhten. Er kannte ja das militärische Leben, den soldatischen Alltag, aus eigener Anschauung. Die meisten Vorgänge, die er aus der Wirklichkeit der Soldaten aufgriff und gestaltete, behandeln das Verhältnis der einfachen Soldaten zu ihren sie oft genug schikanierenden Ausbildern und Offizieren. Tarnow entwickelte in diesen Gedichten eine Komik, deren Pointe die Untergebenen schont und die Vorgesetzten dem Spott überantwortet. Da nennt der Rekrut Jochen Swank ut Böken seinen Leutnant Karl von Hünerbein, der eine Nase so lang wie eine Mohrrübe besaß, ganz ungeniert Korl Snut, weil er glaubt, Hünerbein würde dessen Spottname sein.

Soldatengedichte wie *Hannes Snur up Posten*, *De Verwesselung*, *Dat Grüßen* und *De rod' Domino* zählen zu den besten, die in den *Burrkäwers*-Bänden stehen. Das in

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0288

ihnen entfaltete kräftige Lachen ist von unten nach oben gerichtet und verläuft auf Kosten der höheren militärischen Chargen.

Humorig spöttelnd betrachtete Rudolf Tarnow auch die mecklenburgischen Landschulverhältnisse. Ob Baron und Schulpatron, ob Schulrat Ix aus Ixenstein oder Köster Klickermann, Rudolf Tarnow spürte ihre Schwächen auf und gab sie der Lächerlichkeit preis. In die Reihe dieser *Burrkäwers* gehören Reimschwänke wie *De Schaulpatron*, *De schew Globus* und *Katechismus-Stund' n.*

Neben den behutsam kritischen Gedichten gibt es in den *Burrkäwers* eine ganze Reihe von Versschwänken, die ausschließlich belustigen und auf leichte Weise unterhalten wollen, wobei manche mit übertriebener Derbheit daherkommen. Unter ihnen sind die am wirkungsvollsten, in denen viel Spaß, Mutterwitz und echte Komik aufgeboten werden, um die kauzigen Verhaltens- und Redeweisen der Sonderlinge beiderlei Geschlechts ausgelassen zu belachen.

Um die *Burrkäwers* von Rudolf Tarnow war 1921 eine heftige Pressefehde, auch „Läuschenkrieg" genannt, entbrannt. Der Angriff auf Tarnow und die *Burrkäwers* ging von einem Pressebeitrag aus, der von dem Rostocker Lehrer Dr. Alfred Huhnhäuser am 9.2.1921 im „Rostocker Anzeiger" veröffentlicht worden war und in dem er Tarnow grobe Effekthascherei und allergröbste Spaßmacherei vorgeworfen hatte. Es bildeten sich zwei Parteien heraus, die Tarnowgegner aus Rostock und die Befürworter Tarnowscher Reimkunst aus Schwerin. Tarnow selbst brauchte in diesen Streit nicht einzugreifen, das taten für ihn seine Schweriner Freunde und Verteidiger Paul Friedrich Evers, Dr. Wilhelm Neese und Heinrich Karl Adolf Krüger.

Die Presseauseinandersetzung um die *Burrkäwers* eskalierte und zog sich über Monate hin. Mehr als zwanzig Artikel gingen in Druck, der letzte erschien am 13.8.1921 in der Nummer 187 der „Mecklenburger Nachrichten". Die Fehde hatte weder einen Sieger noch einen Verlierer, sie ging unentschieden aus. Rudolf Tarnow tat derweil das Beste, was er tun konnte: er schrieb – wenn auch nicht unbeeindruckt von der öffentlichen Debatte um ihn und seine heiteren Verse – fleißig an seinem Landschullehrer-Epos *Köster Klickermann.*

1921 erschien das idyllische Epos *Köster Klickermann* im Wismarer Hinstorff Verlag, der in der Folgezeit alle Werke Tarnows herausgegeben hat. Tarnows Anliegen war, im *Köster Klickermann* die Schönheiten der guten alten Zeit zu schildern. Das ist ihm insofern gelungen, als er die friedvollen und ungetrübten Lebensformen eines mecklenburgischen Dorfes in den Mittelpunkt der Darstellung rückt und keinerlei Störungen der harmonischen Dorfgemeinschaft aufkommen läßt. Auch dann nicht, als selbst zeitgeschichtliche Unruhen, wie sie von der deutschen Novemberrevolution ausgingen, das Dorf, vor allem die Schule von Köster Klickermann, erfaßten, wenn auch nur in provinziell abgeschwächter Form. Da die ganze Welt Revolution mache, bilden die Jungen der Schule, allen voran Heine Moll, Luten Bohn und Korl Beggerow, einen *Schäulerrat*, dessen Weisungen sich Klickermann zu unterwerfen habe. Dieser jedoch stellt mit Hilfe eines Rohrstockes sehr schnell und nachdrücklich die alte Ordnung wieder her. Das Schülerratskapitel ist eine gelungene Satire auf

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0289

unreifes und einfältiges Revolutionsgebaren, ist vergnüglich zu lesen und ruft zugleich Nachdenklichkeit wach.

Für Rudolf Tarnow war mit der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg und dem Sturz der Monarchie eine Welt zusammengebrochen. Mit der politischen Entwicklung in Deutschland zwischen 1918/19 und 1933 konnte er sich nicht anfreunden. Die Jahre der Weimarer Republik waren für ihn närrische Zeiten, in denen im Gegensatz zum untergegangenen Kaiserreich politische Verwirrung, Unordnung, Unheil stiftende Straßendemokratie, ökonomischer Niedergang und allgemeiner Gesellschaftsverfall herrschten. Tarnow rief nach dem starken Mann, der Deutschland retten solle. Dem Parlamentarismus mißtraute er gründlich. Tarnow forderte in vielen seiner politischen Texte, die er zwischen 1919 und 1933 geschrieben hat, die Rückkehr Deutschlands zu einer monarchistischen Staatsform und zur einstigen militärischen Stärke, damit Vergeltung für die Niederlage von 1918 und die Entwicklung danach geübt werden könne. Mit diesen Anschauungen bewegte er sich extrem nahe an nationalsozialistische Vorstellungen und Absichten heran. Um die Jahreswende 1932/33 schloß sich Rudolf Tarnow der nationalsozialistischen Bewegung an. Sein früher Tod im Mai 1933 nahm ihm die Möglichkeit, seinen verhängnisvollen Irrtum zu erkennen.

Nach dem Versepos *Köster Klickermann* 1921 hatte Tarnow noch das Kinderbuch *Rüter-Püter* 1924 und den Gedichtband *Ringelranken* 1927 geschrieben. Bei *Rüter-Püter* handelt es sich um sechzig Kindergedichte zu Schwarzweißzeichnungen, die den Texten vorangestellt sind. Mit einer ganzen Reihe dieser Gedichte ist es Tarnow gelungen, die Welt der Kinder einfühlsam und wahrhaft darzustellen. Sie brauchen den Vergleich mit den anerkannt guten Kindergedichten von Klaus Groth (1819-1899) nicht zu scheuen.

Die *Ringelranken*-Gedichte handeln vom Glück und Leid der Liebe, geben sich heiter wie die Läuschen der *Burrkäwers* oder sind ganz erfüllt von ernsten Gedanken über das Alter und von Erinnerungen an Elternhaus und Mutterliebe.

Rudolf Tarnow hatte zu keiner Zeit die Absicht, mit sozialer Kritik an den Daseinsbedingen der Menschen deren Los zu verbessern. Um das Leben lebenswerter zu machen, entwickelte und vertrat er Auffassungen, die zu einer Harmonisierung der Gesellschaft beitragen und die Ungereimtheiten in ihr erträglicher machen sollten. Darum befaßte er sich in den Jahren 1927 und 1928 gelegentlich mit dem Ersinnen und Formen sogenannter Spruchdichtung. Seit langem bewährte Erfahrungen und Lebensklugheiten kleidete er in ansprechende Verse, gab ihnen ein spruchartiges Gewand und erhob sie so zu Lebenshilfen oder Lebensregeln, die schnell ihren Weg zum Publikum fanden. Allen voran das bekannte *Mötst di nich argern*.

Tarnows Gesundheitszustand hatte sich seit dem Herbst 1928 bedrohlich verschlechtert. Eine Arteriosklerose führte wiederholt zu starken Herzschmerzen und zu Funktionsstörungen seines Herzkreislaufsystems. Er mußte ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. In den Jahren 1929, 1930 und 1931 besuchte Tarnow jeweils mehrwöchige Herzheilkuren in Bad Nauheim und Bad Reinerz. Seine Gesundheit

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0290

konnte jedoch nur vorübergehend stabilisiert werden. Immer wieder kamen die schweren Herzanfälle. 1931 mußte Tarnow für mehrere Monate dienstunfähig krank geschrieben werden. Erst zu Beginn des Jahres 1932 erhielt er die ärztliche Erlaubnis, wieder seiner Arbeit nachzugehen. Zum 1.6.1932 wurde er in den verdienten Ruhestand versetzt. Ein knappes Jahr später ist Rudolf Tarnow an den Folgen seines Herzleidens gestorben. Am 23.5.1933 wurde er auf dem idyllisch gelegenen Sachsenbergfriedhof beigesetzt.

Quellen: (Auswahl) Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen, Handschriftenabteilung N V 110/Tar-148/Tar. – Familienarchiv (23 Bestandsgruppen) Uwe Tarnow, Alfter-Impekoven. – Stadtarchiv Schwerin. – LHAS. – Karbe-Wagner-Archiv Neustrelitz, Handschriftenabteilung. – Archiv der Nervenklinik Schwerin, Personalakte Rudolf Tarnow. – Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Schwerin, Pressefehde über Rudolf Tarnows „Burrkäwers", Jz II 4052/1.

Werke: (Auswahl) Werkverzeichnis (auch der unveröffentlichten Texte), in: Arnold Hückstädt, 1995 (siehe *Literatur*), S. 165 f. – Burrkäwers, 1. Bd., Stavenhagen [1911]. – 2. Bd., Schwerin [1912]. – 3. Bd., Schwerin [1914]. – 4. Bd., (Kriegsband), Schwerin [1915]. – 5. Bd., (2. Kriegsband), Schwerin [1916]. – 6. Bd., (3. Kriegsband), Schwerin [1918]. – Köster Klickermann, Wismar 1921. – Rüter-Püter, Wismar 1924. – Ringelranken, Wismar 1927. – De Lübecker Martensmann, Schwerin 1929. – De Roland von Swerin, Hamburg [1933]. – Rudolf Tarnow. He läwt! (Anthologie), Wismar 1935. – Rudolf Tarnow. Lütt bäten Hoeg un Brüderie (Anthologie), Rostock 1985. – Rudolf Tarnow. In't Johr tweidusend. Burrkäwers aus nachgelassenen Papieren, Rostock 1992.

Literatur: (Auswahl) Literaturverzeichnis in: Arnold Hückstädt, 1995 (siehe unten), S. 165-167. – Fritz Specht, Rudolf Tarnow, in: Mitteilungen aus dem Quickborn, Nr. 1, Hamburg 1921, S. 5457. – Wilhelm Neese, Rudolf Tarnow, in: De Eekbom, Nr. 2, 1927, S. 28-32. – Walter Lehmbecker, Rudolf Tarnow. Leben und Schaffen, Hamburg 1967. – Arnold Hückstädt, Rudolf Tarnow. Lebensskizze, Bilddokumente und ausgewählte Burrkäwers, Neubrandenburg/Stavenhagen 1984 (Kikut 9, Sonderheft). – Arnold Hückstädt, Rudolf Tarnow. Ein Lebensbild aus Mecklenburg, Rostock 1995.

Porträts: Ölgemälde, um 1930, im Familienbesitz von Uwe Tarnow, Alfter-Impekoven. – Atelierfotos, 1925, von Arthur Kraehmer, Grimmen.* – Fotos, 1887-1933, in: Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen. – Ölgemälde (nach fotografischer Vorlage), 1981, von Karl-Heinz Kruse, Barth, in: ebd. (Ausstellung).

Arnold Hückstädt

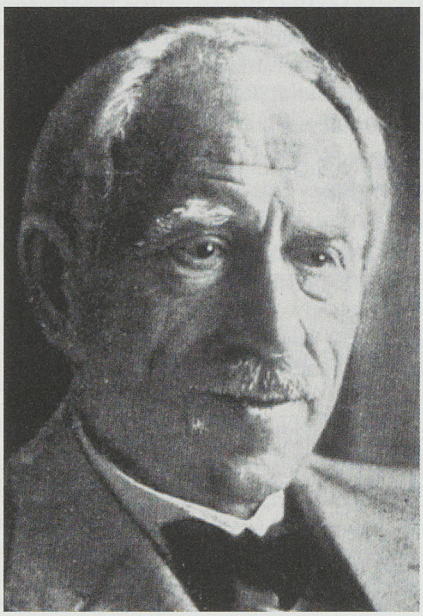
Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0291

TESSENOW, Heinrich Joachim Helmuth Bernhard, geb. 7.4.1876 Rostock, gest. 1.11.1950 Berlin; ev. – Architekt.

Eltern: Johann Bernhard Carl Tessenow, geb. 5.10.1850 Cammin, gest. [?], Zimmermann; Louise-Marie Friederike Wilhelmine Voß, geb. 27.11.1854 Rostock, gest. [?]; verh. 23.7 1875.

Ehefrau: Elly Schülke, Lebensdaten unbekannt; verh. 27.12.1903.

Kinder: zwei Töchter.



Heinrich Tessenow hat durch Bauten und Schriften die Errichtung von Kleinwohnungen und Siedlungen am Anfang des 20. Jahrhunderts in Deutschland maßgeblich mitbestimmt.

Nachdem der junge Tessenow 1893 wegen einer Lungenerkrankung die Ausbildung an einer Lehrerbildungsanstalt abbrechen mußte, erlernte er im Betrieb seines Vaters das Zimmererhandwerk. Anschließend studierte er drei Semester am Technikum in Neustadt (Glewe) sowie an der königlich-sächsischen Baugewerkschule in Leipzig. 1898 trat er in Danzig seine erste Anstellung als Eisenbahnbau-Assistent an. Von 1900 bis 1901 studierte er, der zuvor noch keine höhere Schule durchlaufen und auch in den folgenden Lebensabschnitten nie den kompletten Bildungsgang einer Hochschule absolviert hatte, drei Semester als Gasthörer an der Technischen Hochschule München bei Karl Hocheder und Friedrich von Thiersch. In dieser Zeit war er bis 1902 als Mitarbeiter im Münchner Privatatelier Martin Dülfers beruflich tätig.

Im Herbst 1902 ging Tessenow für kurze Zeit in seine mecklenburgische Heimat zurück und arbeitete als Lehrer an der städtischen Baugewerkschule in Sternberg, dem späteren Technikum. 1903 wechselte er an die städtische Baugewerkschule im hannoverschen Lüchow über, wo zugleich seine Mitarbeit an Bauzeitschriften begann. 1904 wurde er für fünf Monate Mitarbeiter von Paul Schulze-Naumburg in den von diesem gegründeten Saalecker Werkstätten. Mißhelligkeiten mit diesem führten 1905 zu einem Wechsel Tessenows für fünf Jahre an die Trierer Gewerbeschule (später: Handwerker- und Kunstgewerbeschule), wo er als einziger Lehrer den Unterricht in der neueingerichteten Architekturabteilung übernahm. Am 18.3.1909 siedelte Tessenow nach Dresden über, wohin er einem Ruf seines alten Lehrers Dülfer als Assistent an den von diesem geleiteten Lehrstuhl für Hochbau und Entwerfen der Dresdner Technischen Hochschule folgte. Durch die Mitarbeit an

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0292

der Gestaltung der ersten deutschen Gartenstadt in Hellerau bei Dresden trat er hier in die entscheidende Phase seiner Architektenlaufbahn ein, und noch 1909 konnte er ein in mehrjähriger Arbeit entwickeltes Konstruktionssystem, die sogenannte Tessenow-Wand, zum Patent anmelden. 1910 wurde er in die beiden angesehensten deutschen Architektenorganisationen, den Bund Deutscher Architekten (gegründet 1903) und den Deutschen Werkbund (gegründet 1907) aufgenommen.

Er arbeitete an der von Ferdinand Avenarius geleiteten Zeitschrift „Der Kunstwart" mit und nahm am Arbeitsausschuß des Dürerbundes teil. Im Juli 1910 siedelte Tessenow nach Hellerau über, das er erst verließ, als er 1913 einen Ruf an die Wiener Kunstgewerbeschule erhielt, wo er als Professor die Leitung einer der beiden Architekturklassen übernehmen konnte. Hier hielt sich Tessenow bis 1919 auf und arbeitete Seite an Seite mit Josef Hoffmann, Koloman Moser und Alfred Roller.

1910 erhielt er den Auftrag, ein großes Schul- und Festspielhaus zu entwerfen, das die von dem Schweizer Emile Jaques Dalcroze zu leitende Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik aufnehmen sollte. 1912 war die Anlage fertig gestellt.

In diesem Bau erlebte die Stilhaltung Tessenows ihre Krönung. Tessenow trat für den Triumph des „Praktisch-Gesetzmäßigen" über alle äußeren Verzierungsabsichten ein und sah seine eigene Stellung und Rolle stets als die eines Baumeisters und nicht als die eines Architekten an. Als Leitmotiv zog sich durch sein Schaffen die Erkenntnis: „Das Einfache ist nicht immer das Beste, aber das Beste ist immer einfach."

Wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges hatte er wenig Gelegenheit zur eigenen Bautätigkeit, war aber stark publizistisch wirksam. Es entstand als sein theoretisches Hauptwerk das Buch *Hausbau und dergleichen*, das 1916 im Verlag von Bruno Cassirer in Berlin erschien. Im Frühjahr 1918 beendete er die Arbeit an einem weiteren Buch, das 1919 unter dem Titel *Handwerk und Kleinstadt* ebenfalls bei Cassirer verlegt wurde. 1916 hatte ihn Hans Poelzig als einen seiner möglichen Nachfolger in der Leitung der Breslauer Kunstakademie vorgeschlagen.

Das große Interesse, das die akademische Welt dem Schaffen Tessenows entgegen brachte, drückte sich darin aus, daß ihm von der Universität Rostock 1919 anläßlich ihrer Fünfhundertjahrfeier die Ehrendoktorwürde verliehen wurde (aus welchem Anlaß die Universität auch den berühmteren Albert Einstein zum Dr. med. h.c. machte).

Noch im Sommer 1918 gründete Tessenow in Hellerau die Handwerker-Gemeinde. In Neubrandenburg erwarb er den Witwensitz einer Landadelsfamilie und baute das Palais in der Neutorstraße 26 zum Wohnsitz für seine Frau und die beiden Töchter aus. Er selbst lebte getrennt von seiner Familie und blieb in Hellerau ansässig. In diese Zeit fiel die Begegnung mit Chilla Schlichter, der Tessenow, ohne die Beziehungen zu seiner Frau und den Töchtern abzubrechen, bis an sein Lebensende verbunden blieb.

1920 wurde er in die Preußische Akademie der bildenden Künste aufgenommen. Beide Auszeichnungen, die Rostocker Ehrenpromotion und die Berliner Berufung,

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0293

waren Anerkennung seines unbeirrten Eintretens für eine Erneuerung in Architektur und Handwerk.

Im Februar 1919 nahm Tessenow endgültig seinen Abschied von der Wiener Kunstgewerbeschule, an der er glänzende pädagogische Erfolge erzielt hatte, und kehrte nach Hellerau zurück. Ende 1920 wurde Tessenow Nachfolger des im Mai 1920 nach Berlin berufenen Hans Poelzig auf dem Lehrstuhl für Architektur an der Dresdner Kunstakademie. Er wirkte hier erfolgreich mit seinen Meisterschülern vom Coselschen Palais aus. Seine Antrittsvorlesung erschien 1921 unter dem Titel *Das Land in der Mitte* als selbständige Schrift in Hellerau. Ab 1923 bewohnte er in Dresden an der Bürgerwiese eine Mansarde.

Die erste Hälfte der 20er Jahre war für Tessenow eine Zeit verminderter freiberuflicher Tätigkeit. Das hing auch mit den Folgen der Inflation zusammen. Als nach deren Höhepunkten die Bautätigkeit in Deutschland wieder zunahm, erhielt auch Tessenow wieder Aufträge für mehrere Kleinhausiedlungen und die Mittelschulanlage in Klotzsche bei Dresden, die internationale Beachtung fand.

1924 wurde er zum korrespondierenden Mitglied der „Sociedad Central de Architectas Buenos Aires" berufen. Im Oktober 1926 folgte er einem Ruf nach Berlin, den Lehrstuhl für Entwerfen von Hochbauten an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg einzunehmen. Gleichzeitig erhielt er ein Meisteratelier an der Akademie der bildenden Künste. Er lehrte hier neben Hans Poelzig.

Ungeachtet seiner politisch wenig vorwärts weisenden Gesellschaftsauffassungen trat Tessenow Anfang der Zwanziger Jahre der „Novembergruppe" bei, einer lockeren Vereinigung fortschrittlicher Künstler, Schriftsteller und Kunstfreunde, die sich eindeutig zur Republik bekannten. 1926 war er an der Gründung der Architektenvereinigung „Der Ring" beteiligt, ohne sich allerdings der aktivsten Gruppe dieser Vereinigung um Walter Gropius, Mies van der Rohe und Bruno Taut anzuschließen.

Dem Schaffen der Avantgarde unter den deutschen Architekten stand Tessenow mit seinen Arbeiten fern, jedoch verband ihn immer ein gutes Verhältnis zu deren wichtigsten Vertretern, speziell zu Gropius, den er von Wien her kannte.

In seiner Berliner Zeit entstanden außer Wohnbauten viele Pläne für Schulbauten. Im Auftrag der preußischen Regierung nahm Tessenow die Gesamtleitung des nach seinen Plänen 1926 bis 1930 gebauten Hallenschwimmbades Berlin-Mitte (Gartenstraße) wahr. 1927-1930 entstand die von ihm entworfene höhere Schule in Kassel. Im gleichen Zeitraum baute er in Berlin-Zehlendorf für sich ein bescheidenes kleines Wohnhaus (Sophie-Charlotte-Straße 27).

1929 verlieh ihm die Technische Hochschule Stuttgart die Würde eines Dr.Ing. h.c. aus Anlaß ihrer Hundertjahrfeier. Ihm wurde die ehrenvolle Berufung als Mitglied der Reichsforschungsanstalt zuteil. Daneben übte er die Tätigkeit eines Sachverständigen für die Erhaltung der Stadt Berlin aus.

1930/31 stellte Tessenow sein Können noch einmal an einer großen Aufgabe unter Beweis. Er gewann den Wettbewerb, den die preußische Regierung für den Umbau

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0294

der Schinkelschen Neuen Wache zu einem Ehrenmal für die Kriegsopfer ausgeschrieben hatte und an dem sich solche bedeutenden Architekten wie Hans Poelzig, Peter Behrens und Mies van der Rohe beteiligten. Tessenow bezeichnete dies selbst als die schwierigste Arbeit, die er je übernommen hatte. 1931 erfolgte die Erweiterung des Goethehauses am Frauenplan in Weimar nach seinen Entwürfen. Als die NS-Diktatur errichtet wurde, konnte Tessenow nicht mehr viel ausrichten. Er war gezwungen, sich mehr und mehr zurück zu ziehen, Obwohl auch viele faschistisch orientierte Adepten des Architektenstandes wie Albert Speer zu seinen Studenten gehörten, mußte Tessenow bereits Ende September 1933 seine Lehrtätigkeit an den Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst, der früheren Hochschule für Bildende Künste, aufgeben. In dieser Zeit unterbrach er seine Kontakte zu jüdischen Freunden nicht, trat für Hilfesuchende ein und äußerte seine Antipathien gegen die Nazis. Vorerst behielt er seine ordentliche Professur an der Technischen Hochschule, war aber in dieser Eigenschaft durchaus auch Beschränkungen ausgesetzt. Erst 1936 erhielt er wieder einen größeren Auftrag: Die Gestaltung der Halle für die olympische Kunstausstellung. 1937 wurde Tessenow zusammen mit Walter Gropius vom „Royal Institut of British Architects" zum korrespondierenden Ehrenmitglied ernannt.

Als Ernst Barlach 1938 in Rostock verstarb, gehörte Tessenow zu den wenigen Teilnehmern der Trauerfeier, die an der Totenbahre Barlachs in dessen Atelierhaus am 27.10.1938 in Güstrow standen. Der private Auftrag, ein Grabmal für den Verstorbenen zu entwerfen, kam jedoch über Anfänge nicht hinaus.

1941 nötigte man ihn, nachdem er sein 65. Lebensjahr vollendet hatte, um seine Emeritierung nachzusuchen. Er zog zu seiner Familie nach Neubrandenburg zurück und unterhielt dort noch eine schlichte „Baustube", nahm allerdings Aufträge nur noch zur Auslastung seiner wenigen Mitarbeiter an. Kaum bekannt ist, daß er sich dort auch mit der Wiederaufbauplanung für seine durch ein Bombardement englischer Flieger 1942 schwer zerstörte Vaterstadt beschäftigte. Seine Entwürfe kamen weder während des Krieges noch nach dem Zweiten Weltkrieg zum Tragen.

Da die Schaffensruhe für ihn in Neubrandenburg durch die Entwicklung der Stadt zum Fliegerhorst der faschistischen Luftwaffe immer mehr gestört wurde, erwarb Tessenow in Siemitz bei Güstrow eine Häuslerei, die er 1943/44 nach eignen Plänen umbauen ließ. Seit November 1944 wohnte er ganz in Siemitz; hier erlebte er auch das Ende des Krieges.

Nach der Bildung der neuen, antifaschistisch-demokratischen Landesveraltung für Mecklenburg-Vorpommern wurde Tessenow durch deren Präsidenten, den aus Güstrow stammenden Sozialdemokraten Wilhelm Höcker, für die Teilnahme an Aufbauplänen gewonnen.

Am 19. 9.1945 nahm er an einer Beratung in Schwerin unter Vorsitz von Vizepräsident Möller teil, in der es um Bauarbeiten für die im Zuge der Bodenreform zu schaffenden Neusiedlerstellen ging. Tessenow oblag die Aufgabe, verschiedene Entwürfe für Neubauernstellen anzufertigen. Er übernahm mit einem seiner Leitung unterstehenden Planungsbüro in Wismar den Auftrag, Pläne für den Wiederaufbau der schwer

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0295

zerstörten Städte Pasewalk, Woldegk, Friedland und Neubrandenburg auszuarbeiten. Die Entwürfe dazu fanden 1946 ihren Abschluß. Wenn diesen Planungen auch der Erfolg versagt blieb, verdienen sie dennoch baugeschichtliches Interesse.

Obwohl schon im 71. Lebensjahr stehend und gesundheitlich angeschlagen, nahm Tessenow 1946 die Arbeit an seinem alten Lehrstuhl an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg mit Unterbrechungen wieder auf, blieb aber zunächst in Siemitz wohnen, obgleich das Leben auf dem Land für ihn immer beschwerlicher wurde. Von einem Schlaganfall im September 1949 erholte er sich wieder und zog in sein Haus in Berlin-Zehlendorf zurück. 1949 wurde er erster Vorsitzender des neu gegründeten Deutschen Werkbundes in Berlin. Anfang 1950 fand die Ernennung zum Ehrensenator der Technischen Universität Berlin statt. Als am 24. März 1950 durch den Staatspräsidenten der DDR, Wilhelm Pieck, die Deutsche Akademie der Künste eröffnet wurde, gehörte Tessenow zu den ersten 22 ordentlichen Mitgliedern, die durch Pieck ihre Berufung erhielten. Er lehnte jedoch die Mitarbeit ab und verstarb bereits Ende 1950 in Berlin.

Quellen: LHAS, 10. 9 S 18, Familien- und Personennachlässe, Nachlaß Friedrich Schult, Güstrow, 7 Briefe Prof. Dr. Heinrich Tessenows. – Nachlaß Heinrich Tessenow in der Kunstbibliothek der Staatlichen Museen zu Berlin (Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin). – Materialsammlung der Heinrich-Tessenow-Gesellschaft, Hamburg. – Archiv der Hochschule für angewandte Kunst, Wien (u. a. Curriculum vitae von 1913).

Werke: (Auswahl) Privatwohnhäuser. – Mitarbeit an der ersten Deutschen Gartenstadt Hellerau bei Dresden (1909-1913). – Bildungsanstalt für rhythmische Gymnastik (sogen. Dalcroze-Institut) mit großem Festspielhaus (Hauptwerk 1910-1912). – Sächsische Landesschule Dresden-Klotzsche (1925-27). – Höhere Mädchenschule (Heinrich-Schütz-Schule) in Kassel (1927-1930). – Zimmermannsarbeiten, Freiburg 1907. – Der Wohnhausbau, München 1909. – Hausbau und dergleichen, Berlin 1916. – Das Handwerk und die Kleinstadt in: Mecklenburg im Kriege, Schwerin 1918. – Handwerk und Kleinstadt, Berlin 1919. – Das Land in der Mitte, Hellerau bei Dresden 1921. – Neubrandenburg, Neutorstraße 26, Umbau des eigenen Einfamilienhauses (1920). – Berlin-Zehlendorf Reihenhäuser und Einfamilienhäuser, am Fischtal (1928-29). – Siemitz bei Güstrow Umbau einer Häuslerei (1943) zum Wohn- und Arbeitshaus eines allein stehenden Architekten: Wiederaufbaupläne kriegszerstörter Zentren norddeutscher Städte. – Ich verfolgte bestimmte Gedanken. Dorf, Stadt, Großstadt – was nun?, hrsg. von Otto Kindt Schwerin 1996.

Literatur: (Auswahl) Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, hrsg. von Hans Vollmer, Bd. 32, Leipzig 1938, S. 552 f. – Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE), hrsg. von Walter Killy und Rudolf Vierhaus, Bd. 9, München 1998, S. 680. – Nicolaus Pevsner/Karl Scheffer, Heinrich Tessenow, in: Kunst und Künstler 11, 1913, S. 521 f. – Th(eodor) Struck, Mecklenburg spiegelt sich in Tessenows Kunst. Gang durch die Ausstellung in seiner Geburtsstadt Rostock, in: Mecklenburgische Monatshefte, 17, 1941, S. 117 f. – Hermann Henselmann, Zum Tode Heinrich Tessenows in: Heute und Morgen, Schwerin 5 (1951) 1, S. 49-51. – Gerda Wangerin/Gerhard Weiss, Heinrich Tessenow. Ein Baumeister 1876-1950. Leben, Lehre, Werk, Essen 1976. – Waltraud Strey, Die Zeichnungen von Heinrich Tessenow. Der Bestand der Kunstbibliothek Berlin, Berlin 1981. – Michael Grüning, Der Wachsmann-Report. Auskünfte eines Architekten, 2. Aufl. Berlin 1988. – Marco De Michelis: Heinrich Tessenow 1876-1950. Das architektonische Gesamtwerk, Stuttgart

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0296

1991. – Martin Ebert, Heinrich Tessenow. Architekt zwischen Tradition und Moderne. Umrisse. Schriften zur mecklenburgischen Landesgeschichte, Bd. 2, Weimar und Rostock 1998. – Heinz Quitsch, Heinrich Tessenow. Ein Theoretiker des Kleinhauses und des Siedlungsbaues, in: Hrsg. Bernfried Lichtnau, Städtische und ländliche Siedlungsstruktur zwischen 1900 und 1960 in Mecklenburg und Vorpommern sowie andern Regionen, Greifswald 1999, S. 85-95.

Porträt: Fotos aus den letzten Lebensjahren in diversen oben genannten Veröffentlichungen; Abb. Privatbesitz*.

Klaus Baudis

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0297

TRUMPF / Trumph (oft fälschlich: Trump), Jo(a)chim, geb. 12.9.1687 Malchow, gest. 4.11.1769 Stargard; ev. – Astronom, Orgelbauer, Ingenieur.

Eltern: Christoffer Trumpf, geb. ca. 1663 Malchow (?), Leinweber und Küster; Catharina Havemans, geb. ca. 1665.

Ehefrauen: 1. Elisabeth Dorothea Voigt, begraben 20.10.1858 Ivenack; verh. vor 1715 (nicht zu Ivenack). – 2. Anna Sophia Magdalena Vogt, geb. ca. 1749 (bei der Heirat 22 J. alt), Tochter des Johann Otto Vogt aus Ivenack; verh. 26.11.1761 Ivenack.

Kinder: aus 1.: Juliana Dorthi (1715-[?]); eine weitere Tochter fraglich.

Datum und Ort der Geburt sind durch das Fehlen kirchenamtlicher Aufzeichnungen nicht mehr zu belegen. Den Ort nennt der Stargarder Pastor und Praepositus Gottlob Buchard Genzmer (1716-1771; → Bd. 2, S. 97-103), der sich in seinem Nekrolog auf vielfältige persönliche Gespräche mit Trumpf beruft. Das Geburtsdatum errechnet sich aus der urkundlich gesicherten Angabe, wonach Trumpf zum Zeitpunkt der zweiten Eheschließung 74 Jahre, 10 Wochen und 5 Tage alt war. Durch Genzmers Nekrolog falsch eingeführt, dominiert in der Literatur als Schreibweise des Nachnahmens „Trump", der jedoch in keiner zeitgenössischen Urkunde vorkommt. In den wenigen erhaltenen Urkundenüberlieferungen ist stets von Jochim bzw. Joachim Trumpf die Rede. Auch Genzmer verwendet die Schreibweise Trumpf im Stargarder Begräbnisregister.

Das in der Literatur eingeführte Geburtsjahr 1686 ergibt sich durch Rückrechnung nach Genzmers Angabe, wonach Trumpf im Stargarder Pfarrhaus im Alter von 83 Jahren (Begräbnisregister) bzw. im Anfange des 84. Lebensjahres (Nekrolog) gestorben sei, was gleichermaßen auf einen zeitgenössischen Verständigungsfehler zurückgehen kann. Schließlich gibt Genzmer auch das Sterbedatum abweichend an mit 4.11. (Begräbnisregister) bzw. 5.11. (Nekrolog), was den früheren Urkundenbelegen zu mehr Gewicht verhilft und auf andere Weise nicht mehr zu klären ist.

Die ersten Jahre der Kindheit mag Joachim Trumpf in Malchow verbracht haben, wo sich der Vater als armer Küster und Weber durchschlug. 1704 wohnte die Familie bereits in Kittendorf bei Stavenhagen. Vor allem vom Vater unterrichtet war für Joachim Trumpf zunächst der Weg ins Leinweberhandwerk vorbestimmt. Wahrscheinlich hatte er beim Vater eine Handwerkslehre absolviert und ging ihm helfend zur Hand, war ihm im Amt adjungiert, wie es damals hieß. Zugleich hatte er beim Vater, der als Küster sicher zugleich das Amt des Organisten versorgte, das Klavier- und Orgelspielen erlernt und es mit Fleiß und Übung dazu gebracht, daß er sich später erfolgreich um eine Anstellung als Küster und Organist bewerben konnte. Später korrespondierte er sogar mit dem bekannten Hamburger Dom-Musikdirektor, Komponisten und Theorethiker Johann Mattheson (1681-1764).

Vielleicht seit 1706, auf jeden Fall ab 1712 wirkte Joachim Trumpf als Küster und Organist in Ivenack unweit von Stavenhagen. Zuvor mag er noch eine Lehre als Orgelbauer absolviert oder als Hilfsarbeiter im Orgelbau gearbeitet haben. An einem nicht weit nach 1700 für die Kirche zu Ivenack entstandenen Orgelneubau scheint Trumpf beteiligt gewesen zu sein, wenn auch sicher noch nicht als Baumeister. 1705 arbeitete er gemeinsam mit Orgelbauer David Richter an einer neuen Orgel für die

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0298

Demminer St. Bartholomäuskirche. Noch 1721 finden sich in Akten aus Malchin und Teterow seine Spuren im Zusammenhang mit Reparaturen an dortigen Orgeln.

Es könnte sein, daß die Mitarbeit an der Ivenacker Orgel Trumpf den Weg ins Amt des dortigen Organisten geebnet hat. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts galt die Gegend um Ivenack als mecklenburgisches Sibirien. Nur wenig Land war urbar gemacht und wurde bewirtschaftet. Statt dessen überwogen Wald und Morast. Erst der Eigentumswechsel des vormaligem Amtes Ivenack 1709 aus landesherrlichem in privaten Adelsbesitz scheint Bewegung gebracht zu haben. Es folgten Jahre reger Bautätigkeit an Kirche und Schloß, wohl auch schon im Ort.

Das sichere Einkommen der neuen Stellung scheint Joachim Trumpf in die Lage versetzt zu haben, eine Familie zu gründen. Datum und Ort der ersten Eheschließung – wohl um 1710 – waren bisher nicht auszumachen.

Im Nekrolog wird Trumpf beschrieben als bescheidener, vielseitig interessierter, in erster Linie praktisch veranlagter Mann von tiefer Religiosität. Seine Interessen umfaßten Bereiche der Mathematik, Astronomie und Experimentalphysik. Sie waren geprägt und beeinflußt von damals modernen Erkenntnissen und Entwicklungen der aufkeimenden Naturwissenschaften. Nach Genzmers Überlieferung betätigte sich Trumpf als Feldmesser und Kartograph – vielleicht war er beteiligt an den 1707 in Ivenack erfolgten Vermessungen. Er beschäftigte sich mit Arithmetik, Geometrie,Trigonometrie und Logarithmusrechnung. Trumpf baute mechanische und Sonnenuhren, fertigte hydraulische Maschinen und Wasserspiele an – darunter einen 18 Fuß hohen Springbrunnen. Er stellte elektrische Versuche an und experimentierte mit Elektrisier-Apparaten. Trumpf betrieb Botanik, machte erfolgreich Zuchtversuche zur Steigerung des Getreideertrags und verstand sich auf Ziergärtnerei mit beachtlichem Erfolg.

Besonders fruchtbringend sollte sich für Trumpf jedoch erst der Kontakt mit dem Rostocker Mathematikprofessor Peter [Petrus] Becker (1672-1753) auswirken, der zweifellos noch in die 1740er Jahre datiert, als Trumpf bereits der Vollendung des sechsten Lebensjahrzehnts entgegensah. Mit Erscheinung und Beobachtung eines großen Kometen von 1743 war seine Neugier für Astronomie erwacht und er hatte sich an Becker in Rostock empfehlen lassen. Ob es darüber auch zur Begegnung mit dessen Neffen Johann Hermann Becker (1700-1759) kam, der 1734-1746 als Archidiakon der St. Marienkirche Rostock wirkte und dort noch kurz vor seinem Fortgang nach Greifswald die abgelaufene Kalenderscheibe der astronomischen Uhr neuberechnet hatte, ist nicht überliefert.

Anscheinend vor allem durch Becker eröffnete sich Trumpf die gelehrte Bücherwelt. Unter seinem Einfluß begann Trumpf, optische Gläser zu schleifen und Linsen herzustellen und baute sich Mitte der 1740er Jahre nach Vorbild des Danziger Astronomen Johannes Hevelius (1611-1687) zu Ivenack ein eigene Sternwarte. Wichtigstes Beobachtungsinstrument war ein selbstkonstruiertes gigantisches Himmelsfernrohr, bestehend aus einem etwa 40 Meter langem, hölzernen Tubus und zwei selbstgeschlif-

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0299

fenen Linsen mit rund 150 bzw. 38 mm Durchmesser. Zu seinen Lebzeiten stellte Trumpfs Fernrohr das weltweit größte astronomische Instrument dar.

Mit seinem auf einem hölzernen Turm montierten Himmelsfernrohr und weiteren selbstgefertigten Geräten stellte Joachim Trumpf fortan astronomische Beobachtungen an und erzielte Ergebnisse, die in der Fachwelt noch Jahrzehnte nach seinem Tod Beachtung fanden. Durch ihn kann Ivenack für sich in Anspruch nehmen, Standort der ältesten bisher bekannt gewordenen Sternwarte in Mecklenburg gewesen zu sein – knapp ein halbes Jahrhundert älter als die bekannte Anlage des Grafen Friedrich von Hahn (1742-1805) zu Remplin.

Leider gelten die Ergebnisse von Trumpfs astronomischen Beobachtungen wie auch sämtliche Details über seine weiteren Unternehmungen seit langem als verschollen. Seine letzten sieben Lebensjahre, heißt es im Nekrolog, hätte Joachim Trumpf dazu genutzt, all sein Wissen in acht dicken Quartbänden niederzuschreiben. Unbeachtet von seinen Hinterbliebenen, unverstanden wohl auch von seiner jungen Witwe, scheinen diese Niederschriften schon bald nach Trumpfs Tod verloren gegangen zu sein und waren wenige Jahrzehnte später schon nicht mehr auffindbar.

Die Kenntnis über Leben und Lebensleistung des Joachim Trump verdanken wir ausschließlich einem glücklichen Zufall. Nur zufällig hatte der Wiederaufbau der Stargarder Stadtkirche nach einem verheerenden Brand Trumpf und den Stargarder Praepositus Genzmer für Tage oder Wochen zueinander geführt, als die Stargarder Kirchgemeinde von Trumpf ein wohl schon lange zuvor gefertigtes Orgelwerk erwarb. Die Aufstellung dieses Werkes gab Trumpf und Genzmer Gelegenheit zu Gesprächen, zum Kennenlernen zweier Männer in gereiftem Alter, die gleichermaßen von naturwissenschaftlichem Erkenntnisdrang getrieben waren. Aus Interessengleichheit scheint schnell ein Vater-Sohn-Verhältnis gewachsen zu sein. Als Trumpf während der Arbeiten im Stargarder Pfarrhaus starb, fühlte Genzmer sich zu einem Nekrolog berufen, eine der wenigen Publikationen aus seiner Feder. Heute ist dieser Nekrolog, der über die Jahrhunderte mehrfach ediert wurde, die wesentliche Quelle zu Joachim Trumpfs Leben und Wirken. Spätere Autoren kamen kaum wesentlich darüber hinaus.

Quellen: Beichtkinderverzeichnisse 1704 (Kittendorf) und 1751 (Ivenack), in: Hrsg. Franz Schubert, Anno 1704 : 300 mecklenburgische Pastoren berichten über ihre Kirchspiele mit 1700 Ortschaften, über ihre dienstlichen und persönlichen Verhältnisse, über ihre 100000 Beichtkinder; Übertragung und Zusammenstellung der handschriftlichen Originalberichte aus dem Bundesarchiv Koblenz, Göttingen 1978, Lfg. A1, S. 60 (Kittendorf). – Hrsg. ders., 190 mecklenburgische Beichtkinderverzeichnisse aus dem Jahre 1751 […], Göttingen 1982, Lfg. A: S. 8 (Ivenack). – Kirchenbücher der ev.-luth. Gemeinden (Burg) Stargard und Ivenack. – Hans Holm, Mecklenburgische Schulen und Schulmeister des 17. und 18. Jahrhunderts, Typoskript in 3 Bänden, 1975 (u. a. im LHAS). – Forschungsergebnisse zum norddeutschen Orgelbau von Reinhard Jaehn, Eutin.

Werke: Gedruckte Publikationen unbekannt. – 1770 als Manuskript erwähnt, seither verschollen: acht Quartbände mit Aufzeichnungen in Reinschrift, ca. 1762-1769, darunter ein Band

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0300

über Algebra; in weiteren Bänden: eine Anweisung zum Orgelbau, Ergebnisse astronomischer Beobachtungen, eigene Gedichte und geistliche Lieder.

Literatur: [Gottlob Burchard] G[enzmer], Nachricht von einem neulich verstorbenen mecklenburgischen Künstler und Autodidacten, Joachim Trump, Küster und Organisten zu Iwenack im Schwerinischen, in: Nützliche Beyträge zu den Neuen Strelitzischen Anzeigen, Neubrandenburg 1770, 2. Jg., 2. Quartal, 2. Stück, Sp. 113-120 und 2. Jg., 2. Quartal, 3. Stück, Sp. 121-126. – Denckmaal der feierlichen Einweihung der neu erbaueten Kirche zu Stargard im Hertzogthum Mecklenburg-Strelitz den 24. October 1770, Neubrandenburg 1770. – [Gottlob Burchard Genzmer], Nähere Nachricht von dem ehemaligen Küster Trump zu Ivenack, mitgeteilt von A[ndreas] G[ottlieb] Masch [d. J.], in: Freimüthiges Abendblatt, 8, 1826, Nr. 374, Sp. 165-171. – dass. in Ostmeckl. Heimat, 5, Teterow 1932, S. 132-135, 142-143. – [N.N.] Zimmermann [-Zinzow], Erneuerung des Andenkens an einen früheren vaterländischen Beobachter des Mondes, in: Freimüthiges Abendblatt, 8, 1826, Nr. 367, Sp. 26-28. – Friedrich Winkel, Joachim Trump, ein Universalgenie Alt-Mecklenburgs, in: Die Mecklenburgische Heimat, 10, Rostock 1917, 5, S. 33-34. – Annalise Wagner, Ein Universalgenie aus Ivenack 1686-1769, in: Das Carolinum, 49, 1985, Nr. 93, S. 107-109. – Peter Starsy, Joachim Trumpf (1686-1769) – einem genialen Mecklenburger zum 300. Geburtstag, in: Neubrandenburger Mosaik, 1986, S. 42-48. – Peter Starsy, Joachim Trumpf – ein mecklenburgischer „Amateurastronom" des 18. Jahrhunderts, in: Beiträge zur Geschichte der Astronomie in Deutschland, Berlin, 1989, S. 29-34. – Joachim Davids, Joachim Trump, in: Geschichte – Geschichten und Chronik von Ivenack und Umgebung, 1992, S. 29-30. – Grete Grewolls, Joachim Trump, in: Heimathefte für Mecklenburg und Vorpommern, 4, 1994, 4, S. 42-43. – Schlösser und Gärten in Mecklenburg-Vorpommern : Ivenack, hrsg. von Sibylle Badstübner-Gröger, Berlin 2001.

Porträt: unbekannt.

Peter Starsy

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0301

ULENOGE, Wil(hel)m, geb. (Daten unbekannt) Westfalen, gest. 28. 3. 1572 Güstrow; ev. – Notar, Urkundenfälscher.

Eltern: unbekannt.

Ehefrau: Ostke Lange, in 2. Ehe verheiratet mit dem Rostocker Gerichtsschreiber Andreas Alwert.

Kinder: ggf. Johannes, 1565 an der Universität Rostock immatrikuliert.

Das eher unspektakuläre Dasein eines Notars endete für Ulenoge vorzeitig mit seiner Hinrichtung, deren Vorgeschichte zu einem der größten Skandale in der mecklenburgischen Adelsgeschichte geriet. Erst für die Jahre von der Aufdeckung der kriminellen Machenschaften Ulenoges Ende 1569 in Rostock bis zu seiner Hinrichtung im März 1572 in Güstrow tritt seine Person in das volle Licht der schriftlichen Überlieferung. Die längste Zeit seines Lebens bleibt demgegenüber weitgehend bis völlig im Dunkeln. Geboren in Westfalen, hatte ihn sein Weg als Notar um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Rostock geführt, wo er spätestens seit 1554 ein bescheidenes Wohngebäude, eine Bude, an der Hartenstraße sein Eigen nannte. Die Ulenoges zog es damals offenbar in den Raum an der Südwestküste der Ostsee. Ein Bruder hielt sich zum Zeitpunkt der Entdeckung des Skandals in Stralsund auf. Das dortige Archiv bewahrt die auf Falsterbo ausgestellte Quittung für eine Schuldzahlung durch die Brüder Heinrich und Jürgen Ulenoge aus dem Jahre 1560 auf. Möglicherweise ist der 1565 an der Rostocker Universität immatrikulierte Johannes Ulenoge ein Sohn des Notars. Letzterer lebte bis zu seiner Flucht Ende 1569 mit seiner Ehefrau in ihrem gemeinsamen Domizil an der Hartenstraße. Als Notar war Ulenoge offenbar geschäftstüchtig, geschickt und sehr umtriebig. Vereinzelte Hinweise auf seine diesbezügliche Tätigkeit finden sich sowohl in Rostocker Ratsprotokollen, in Dokumenten Rostocker Ämter als auch in denen des mecklenburgischen Hofgerichts. Um 1560 war er kurzzeitig Ökonom der Rostocker Universität. Er kam viel in Mecklenburg und im benachbarten Pommern herum, was sich bis kurz vor seine endgültige Flucht aus Rostock fortsetzte. Aus dieser Praxis hatte er sehr detaillierte Kenntnisse über die Rechts- und Finanzverhältnisse und -probleme namentlich vieler Familien des mecklenburgischen Adels gewonnen, die er spätestens seit Mitte der 1560er Jahre in klingende Münze umzusetzen suchte, indem er mit Urkundenfälschungen zugunsten seiner adligen „Kunden" begann. Dies betraf hauptsächlich die kinderreiche Witwe Elisabeth Moltke auf Toitenwinkel, die 1564 ihren Ehemann Carin Moltke unerwartet auf gewaltsame Weise verloren hatte, und vor großen familiären und wirtschaftlichen Problemen stand. Während später der Notar und die adlige Witwe einander gegenseitig bezichtigten, Anstifterin bzw. Anstifter für Urkundenfälschungen zugunsten der Toitenwinkler Moltkes gewesen zu sein, kann an beider (Mit)schuld kein Zweifel bestehen. Dazu erwies sich einerseits die Moltkewitwe in der Folgezeit als viel zu energisch und aktiv auch während der fast gelungenen Flucht Ulenoges aus Mecklenburg. Andererseits entwickelte Ulenoge die Fälscherarbeit – einmal auf den Geschmack gekommen – geradezu geschäftsmäßig und in großem Stil auch für andere hauptsächlich adlige „Kunden"

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0302

unter der Einbeziehung mehrerer „Mitarbeiter". Die Haussuchung bei einer dieser Personen in Rostock, einem Siegelstecher oder -schneider, aus völlig anderen Gründen vorgenommen, wurde daher Ulenoge zum Verhängnis. Herzogliche Siegel, die man fand, als deren Lieferant der Notar angegeben wurde, sowie in Rostock seit längerem kursierende Gerüchte, daß Ulenoge in großem Stile mit Urkunden für Adelsfamilien handeln würde, brachten den Stein gegen ihn ins Rollen. Hektisch reiste er daraufhin zwischen Rostock und Stralsund hin und her, bis die Moltkewitwe auf Toitenwinkel für ihn die planmäßige Flucht in Richtung Westen organisierte. Sie selbst und eine ihrer Töchter begleiteten Ulenoge abschnittsweise mit Pferd und Wagen auf diesem Wege, der über Güter der Moltkes und ihrer adligen Verwandten von Rostock bzw. Toitenwinkel über Neukirchen, Tüzen nach Klein Trebbow und Cammin nahe der mecklenburgischen Westgrenze führte. Da inzwischen nicht nur Rostock, sondern auch die mecklenburgische Landesherrschaft nach Ulenoge fahndete, zogen sich die adligen Fluchthelfer schließlich zurück und überließen den Notar seinem Schicksal. Dieser war inzwischen so verängstigt, daß er sich den letzten, nur noch kurzen Wegabschnitt über die nahe Grenze, allein zu gehen nicht mehr zutraute. Einer der Brüder der Moltkewitwe, selbst in die Ulenogeschen Machenschaften involviert, auf dessen Gebiet derselbe sich zuletzt aufhielt, trat daraufhin die Flucht nach vorn an und überlieferte den Flüchtigen am 20. Dezember 1569 dem herzoglichen Gericht zu Schwerin. Ulenoges Hauptmitwisserin und -mittäterin hatte gute Gründe gehabt, ihm zur Flucht verhelfen zu wollen, nachdem er ihre Aufforderung, sich selbst durch Selbstmord zu richten, heftig abgelehnt und ihr nur der Not gehorchend zugesichert hatte, ihren Namen nicht im Zusammenhang mit seinen Machinationen preiszugeben. Ulenoge war nicht der Mann, den gerichtlichen Untersuchungen zu widerstehen oder auch nur mit Geschick zu begegnen. Alsbald bezichtigte er die Gutsherrin von Toitenwinkel nicht nur als seine Komplizin, sondern als Anstifterin für die Urkundenfälschungen. Inzwischen liefen in Rostock und bei den Herzögen die Untersuchungen auf Hochtouren. Vor dem Hintergrund schwelender Spannungen zwischen den Landesherren und ihrer größten, zugleich aber auch widerspenstigsten Stadt, Rostock, überboten beide Gerichtsherrschaften einander zunächst in Aktivitäten zur Untersuchung der Urkundenfälschungen. Ulenoges Ehefrau und der Toitenwinkler Schreiber, beide in Rostock inhaftiert, mußten alsbald angesichts mangelnder Beweise für ihre Mitschuld wieder freigelassen werden. Der Schreiber strengte deswegen gar einen Reichskammergerichtsprozeß gegen seine Verfolger an. Ulenoges Ehefrau lebte später auch als Witwe noch unbehelligt in Rostock und brachte ihre Behausung als Brautschatz ihrem zweiten Ehemann, dem Gerichtsschreiber Andreas Alwert, in die Ehe. Erfolgreicher als die Untersuchungen in Rostock war demgegenüber der herzogliche Aufruf insonderheit an den mecklenburgischen Adel, die von Ulenoge erworbenen Urkunden der Landesherrschaft zu übergeben. Schließlich kamen mehr als 100 – wie neuere Untersuchungen zeigen, noch keineswegs alle – solcher Dokumente zusammen. Bezeichnenderweise lauteten sie mehrheitlich zugunsten der Toitenwinkler Moltkes. Die Benachteiligten waren die Stadt Rostock, die mecklenburgischen Herzöge und mecklenburgische Adelsfamilien, nicht zuletzt sogar Angehörige anderer Linien der Moltkes. Schließlich erfolgte daher

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0303

am 6. März 1570 die Inhaftierung der Elisabeth Moltke. Nunmehr verzögerten sich bezeichnenderweise die Untersuchungen und das Gerichtsverfahren spürbar über zwei Jahre bis zum März 1572. Denn während sich für Ulenoge in der gesamten Zeit bis zu seinem Tode kein Finger rühren sollte, intervenierte bereits einen Tag nach der Verhaftung der Moltkewitwe ihre einflußreiche adlige Verwandtschaft für sie. Ihre Haft verlief relativ glimpflich; Ulenoge hingegen mußte die Verachtung und Drangsalierungen durch seine Wächter hinnehmen, so daß er sich schließlich selbst den Tod wünschte. Nur in einem Punkte blieb er bis zu seiner Hinrichtung standhaft. Selbst in der Gegenüberstellung mit Elisabeth Moltke und unter der Folter bezichtigte er bis zuletzt die Moltkewitwe als seine Anstifterin. Letztere erholte sich rasch vom Schock ihrer Verhaftung und von Teilgeständnissen, die sie angesichts der ihr gezeigten Folterinstrumente abgelegt hatte, durch die Unterstützung, die ihr seitens ihrer adligen Verwandtschaft und selbst von Angehörigen des Herzogshauses zuteil wurde. Auch negative Urteile, die durch die übliche Aktenverschickung von auswärts einkamen, irritierten sie nicht. Widerrufe ihrer Teilgeständnisse verband sie mit Klagen über die unehrenhafte Inhaftierung. So endeten auch die Prozesse gegen Wilhelm Ulenoge und Elisabeth Moltke mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen. Ulenoge wurde am 28. März 1572 auf dem Marktplatz von Güstrow hingerichtet; die Moltkewitwe am 19. November 1572 – wie sich später zeigen sollte, überdies nur zeitweilig – des Landes verwiesen.

Ähnlich wie die Untersuchungen des Fälschungsskandals nach anfänglicher Intensität rasch ins Stocken gerieten, schwanden auch die Kenntnisse über Wilhelm Ulenoge und seine Verfehlungen nach zunächst großem Aufsehen alsbald. Immerhin war für Herzog Johann Albrecht I. die Angelegenheit so wichtig, daß er sie in seinem Testament von Dezember 1573 mit drastischen Worten erwähnte. Am Ende des 16. Jahrhunderts benutzten Vertreter des mecklenburgischen Adels den Begriff „Ulenogesche Briefe“ sozusagen als geflügeltes Wort für offenkundige Fälschungen von Rechtsdokumenten. Damals, knapp dreißig Jahre nach dem Tode Ulenoges, erinnerte der als Hobbyzeichner berühmte Rostocker Krämer Vicke Schorler in seiner Chronik anläßlich des Todes der Toitenwinkler Moltkewitwe Elisabeth im Herbst 1600 an ihre Verwicklung in den Skandal um Ulenoge. Im Verlaufe des 17. und 18. bis weit in das 19. Jahrhundert hinein jedoch ging das Wissen sowohl um die gefälschten Urkunden als auch um ihren Autor, der nunmehr nur noch gelegentlich – wenn überhaupt – als Blenow oder Plenow in Druckschriften auftauchte, weitgehend verloren. Vermutlich war lange Zeit niemand daran interessiert, diesen dunklen Fleck, den wohl wichtigsten Fall von Urkundenfälschung in der mecklenburgischer Geschichte, wieder ans Licht zu ziehen. Erst der Archivar Hans Witte riß am Ende des 19. Jahrhunderts den Schleier von jenem Skandal und dessen Hauptperson.

Quellen: Archiv der Hansestadt Rostock, 1.3.2.6 Ratsprotokolle 1564-1565; 1.3.2.10 Ratsprotokolle 1569-1571; 1.3.1.47 Altstädter Hausbuch, Bd. 2 (1568-1611); Rat, Landtag 4 (1572-1579); Moltkesche Schuldbriefe. – Archiv der Hansestadt Stralsund. Städtische Urkunden 2102 (Falsterbo, 18. Oktober 1560). – LHAS, Acta criminalia, Nr. 154 (Untersuchungen gegen den Fälscher Ulenoge 1569-1572); Urkunden Ulenoge; Lehnwesen, Generalia, Nr. 538

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0304

(Urkundenverzeichnis des Güstrower Archivars Rinck); Lehnakten I. Goldberg; Universität Rostock, Vol. XIII (Professoren der Juristischen Fakultät). – Drey Testamente in den Herzoglich-Mecklenburgischen Häusern; als: Johannis Alberti I. Adolphi Friderico I. und Adolphi Friderico II., o. O. 1753. – Hofmeister, Matrikel Bd. 2, Rostock 1891. – Mecklenburgisches Urkundenbuch, Bd. 5, Schwerin 1869; Bd. 10, Schwerin 1877; Bd. 14, Schwerin 1886; Bd. 25A, Schwerin 1936. – Vicke Schorler, Rostocker Chronik 1584-1635, hrsg. von Ingrid Ehlers, Rostock 2000.

Literatur: Samuel Strykius, Tractatus de cautelis testamentorum, Halle-Magdeburg 1703. – Johann Georg Wettken, Geschichte der Stadt und Herrschaft Rostock, o. O. 1754. – Wilhelm Stieda, Das Schonenfahrergelag in Rostock, in: Hansische Geschichtsblätter 1890/91, 1892, S. 115-150. – Johannes Merkel, Heinrich Husanus (1536 bis 1587). Eine Lebensschilderung, Göttingen 1898. – Hans Witte, Wilhelm Ulenoge und seine Fälschungen, in: JBVMGA 66, 1901, S. 7-64. – Ernst Münch, Inhaltliche Komponenten der Ulenogeschen Fälschungen zugunsten der Moltkes auf Toitenwinkel, in: JVMGA 114, 2001, S. 77-104. – Ernst Münch, Toitenwinkel und Rostock. Zur Geschichte einer Haßliebe, Schwerin 2002. – Ernst Münch, Die Moltkes im Ringen um ihr Stammgut Toitenwinkel bei Rostock (Mitte 16. bis Mitte 17. Jahrhundert), in: Herrschaft. Machtentfaltung über adligen und fürstlichen Grundbesitz in der Frühen Neuzeit, hrsg. von Heinrich Kaak und Martina Schattkowsky, Köln-Weimar-Wien 2003, S. 3-25. – Ernst Münch, Adlige Witwen im Besitz des Toitenwinkels bei Rostock (16. bis 18. Jahrhundert), in: Witwenschaft in der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung, hrsg. von Martina Schattkowsky, Leipzig 2003, S. 359-375.

Ernst Münch

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0305

WESTENHOLTZ/Westenholz, Carl August Friedrich, get. 20.6.1736 Lauenburg, gest. 24.1.1789 Ludwigslust; ev. – Hofkapellmeister, Komponist.

Eltern: Johann Casimir Westenholtz, Lebensdaten unbekannt; Name und Lebensdaten der Mutter unbekannt.

Ehefrauen: 1. Barbara Lucietta Fricemelica Affabili, geb. 1725 Venedig, gest. 20.9.1776 Ludwigslust, verh. 30.11.1770, namhafte Sängerin, seit 1758 als erste Sopranistin Mitglied der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle. – 2. Eleonore Sophia Maria Fritscher, geb. 10.7.1759 Neubrandenburg, gest. 4.10.1838 Ludwigslust, verh. 12.9.1777, hoch begabte und vielseitige Musikerin, die vornehmlich als Klaviervirtuosin und Glasharmonikaspielerin Bewunderung erregte und auch als Komponistin (hauptsächlich mit Liedern und Klavierwerken) hervortrat.

Kinder: aus 1.: Friedrich Carl, geb. 12.2.1756 Cramon, gest. 15.3.1802 Ludwigslust, unehelich, Violoncellist in der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle, später auch Organist an der Schloßkirche in Ludwigslust und Klavierlehrer der herzoglichen Kinder. – aus 2.: 5 Söhne, 2 Töchter, darunter Friedrich (1778-1840 Berlin), Königlicher Kammermusicus (Oboe) in der Preußischen Hofkapelle Berlin; Wilhelm Franz (nur Sterbejahr 1830 bekannt), Fagottist bei der Hofkapelle in Berlin; Carl Ludwig Cornelius (geb. 13.1.1788 Ludwigslust, gest. 4.2.1854 Schwerin), Geiger und Klavierspieler der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle.

Über die elterliche Familie und die Kindheit von Carl August Friedrich Westenholtz ist fast nichts bekannt. Das Taufregister der Kirchengemeinde Lauenburg überliefert nur das Taufdatum, nicht die Namen der Eltern. Nach einer von Clemens Meyer in den Nachträgen zu seiner Kapellgeschichte zitierten, heute nicht mehr nachweisbaren Familienchronik von 1937 war Carl August der jüngste Sohn des Johann Casimir Westenholtz aus Lauenburg. Nach dieser (offensichtlich nicht in allem zuverlässigen) Chronik besuchte der Knabe zusammen mit einem seiner Brüder die Schule in Lübeck, wo man auf seine schöne Stimme aufmerksam geworden sei.

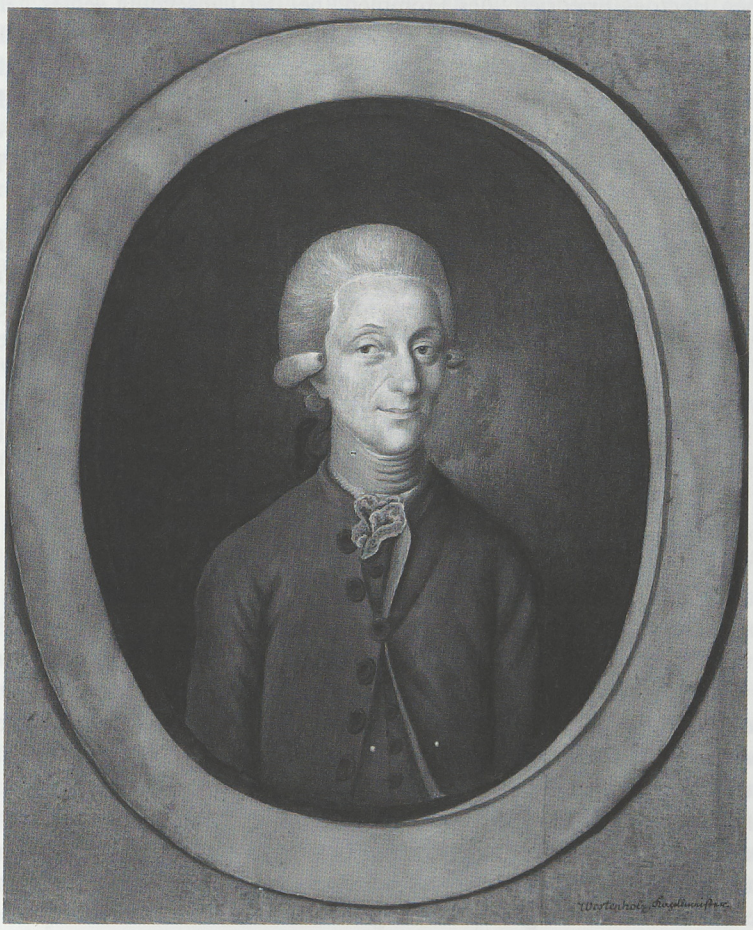
Die gesicherten Nachrichten beginnen mit der Aufnahme des Dreizehnjährigen als Kapellknabe in die Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle 1749. Der 1747 zur Regierung gelangte Herzog Christian Ludwig II. (1683-1756) hatte sogleich mit der Wiedereinrichtung der jahrzehntelang brachliegenden Kapelle begonnen und als deren Leiter 1749 den Komponisten Adolph Carl Kunzen (1720-1781, in Schwerin 1749-1753) berufen, zunächst als Konzertmeister, ab 1752 als Capelldirektor. Kunzen wurde Westenholtz' Lehrer in Gesang und Komposition, der für sein virtuoses Spiel gerühmte Cellist Franz Xaver Woschitka (um 1730-1797, in Schwerin 1750-1766) unterrichtete ihn im Violoncellospiel. Es spricht für das besondere Leistungsvermögen des jungen Sängers und Musikers, daß er, gerade siebzehnjährig, bereits am 13. August 1753 zum Kammersänger (Tenor) ernannt wurde und seine anfängliche Besoldung von 150 Reichstalern schon wenig später auf 250 Reichstaler erhöht wurde.

Das erste Zeugnis dafür, daß Westenholtz bei Hofe auch als Komponist ins Blickfeld rückte, stammt aus dem Jahre 1760: Der Notenkopist Michael Baldauff stellte Westenholtz das Kopieren von zwei Partituren in Rechnung. Es ist vielleicht kein Zufall, daß dies zu einem Zeitpunkt geschah, als der Hof- und Capell-Componist

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0306

Johann Wilhelm Hertel (→ S. 93), Kunzens Nachfolger in der Kapellmeister-Position, vorübergehend aus seinem Amt ausgeschieden war. Um welche Kompositionen es sich bei den Partituren von 1760 handelte, ist nicht bekannt; eine Kopistenrechnung aus dem Folgejahr bezieht sich auf eine Sinfonie Westenholtz'.

Das Werk, das den Komponistennamen Westenholtz ins Bewußtsein einer größeren musikalischen Öffentlichkeit rückte, kam offensichtlich nicht an der eigenen höfischen Wirkungsstätte in Schwerin, sondern im Musikzentrum Hamburg zur Erstaufführung. Hier erklang am 16. Dezember 1765 in einem Subskriptionskonzert im neuen Konzertsaal auf dem Kamp die als ein „ganz neues deutsches Oratorium" angekündigte Weihnachtskantate *Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem* auf eine Dichtung von Karl Wilhelm Ramler (1725-1798). Ramler, musikgeschichtlich bedeutsam vor allem als Autor der Passionskantate *Der Tod Jesu* von Carl Heinrich Graun, hatte den Text 1757 für den Berliner Musiker Johann Friedrich Agricola geschaffen; daß er bis zum Ende des Jahrhunderts noch etwa zwölf weitere Male (darunter von Georg



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0307

Philipp Telemann und Johann Friedrich Reichardt) vertont wurde, läßt erkennen, wie sehr die als antikisierende Idylle gestaltete Dichtung den Geschmack der Zeit traf. Westenholtz, der, wie zuvor schon Telemann, verschiedene weihnachtliche Choräle in die Dichtung einflocht, konnte mit der Hamburger Aufführung des Werkes einen außerordentlichen Erfolg erringen. Die Kantate erschien als einziges Werk zu seinen Lebzeiten im Druck (1774).

Der auswärtige Erfolg hat gewiß dazu beigetragen, daß Westenholtz im Zuge der Veränderungen, die sich mit der Verlegung der Residenz und der Hofkapelle (1764 bzw. 1767) nach Ludwigslust vollzogen, vom nunmehr regierenden Herzog Friedrich (1717-1785, reg. seit 1756) die Leitung der Kapelle übertragen wurde. Als Johann Wilhelm Hertel beim Umzug der Kapelle aus seinem Amt als Hofkomponist ausschied, berief der Herzog den bisherigen Kammersänger Westenholtz zunächst zum Konzertmeister (12.4.1767) und drei Jahre später zum Kapellmeister (6.12.1770). Damit wurde Westenholtz zum wichtigsten musikalischen Gewährsmann des pietistischen Herzogs Friedrich „des Frommen" bei der Umsetzung seines ganz auf die Kirchenmusik ausgerichteten Programms höfischer Musikpflege, durch das die Ludwigsluster Residenz in den folgenden Jahrzehnten weithin Berühmtheit und einen singulären Ruf als Stätte religiöser Musikübung erlangte. Zweimal wöchentlich in der Schloßkirche oder im Schloß stattfindende Concerts spirituels, getragen von der etwa 25 Mitglieder zählenden Hofkapelle, machten die Hauptform des höfischen Musiklebens aus.

Die eigenen kompositorischen Beiträge Westenholtz' zur Ludwigsluster Kirchenmusik bestimmten etwa ein Jahrzehnt lang maßgeblich deren Profil. Es war dies die Phase, in der, den Vorgaben des Herzogs folgend, die Gattungen der Choralkantate und der Psalmvertonung das Bild der geistlichen Konzerte prägten. Aus der Zeit von etwa 1770 (dem Jahr der Einweihung der neu erbauten Schloßkirche) bis 1776 sind von Westenholtz nicht weniger als 34 große Choralbearbeitungen und wenigstens zwölf Psalmkompositionen – sämtlich in der Besetzung für Solostimmen, Chor und Orchester – überliefert. Neben Westenholtz war allein der in Schwerin verbliebene Hertel in größerem Umfange an der Komposition solcher Werke beteiligt. Aus der Art der Überlieferung geht hervor, daß die betreffenden Werke Westenholtz' – wenigstens der Grundintention nach – nicht als Einzelkompositionen, sondern jeweils in einem thematisch verklammerten Verbund aus zwei flankierenden Choralkantaten und einem eingeschlossenen Psalm aufgeführt wurden. In dieser Art ist die große zwölfteilige Werkreihe Westenholtz' angelegt, die den unspezifischen Titel trägt: *Verschiedene Texte, welche auf höchsten und gnädigsten Befehl in Musick gesetzet worden.* Die in jedem der zwölf Teile zwei Choralbearbeitungen und eine Psalmkomposition vereinende Werkreihe, von einem Zeitgenossen als die *Westenholzschen Musiken* apostrophiert, stellt das eigentliche Hauptwerk des Musikers dar und ist ein in der protestantischen Kirchenmusik der Zeit einzig dastehendes kompositorisches Projekt. Gerade in dem Umstand, daß diese Kompositionen ganz auf die Musikpflege in Ludwigslust zugeschnitten waren, könnte einer der Gründe dafür liegen, daß Westenholtz' Werke außerhalb seines eigenen Wirkungskreises kaum bekannt wurden.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0308

Der beherrschende Anteil von Werken Westenholtz' an der für die geistlichen Konzerte neu komponierten Musik ging verloren, als es Ende der 1770er Jahre zu einer Neuorientierung in der Repertoiregestaltung kam. Von diesem Zeitpunkt an rückte die Gattung der geistlichen Kantate ins Zentrum der vom Herzog verfolgten kirchenmusikalischen Bestrebungen, und in Verbindung damit wurde der Kreis der für den Ludwigsluster Hof komponierenden Musiker zunehmend erweitert. Von den zwanzig von Heinrich Julius Tode (1733-1797) ab 1777 geschaffenen Kantatendichtungen wurden nur zwei von Westenholtz vertont. Zum Hauptkomponisten für diesen Repertoirebereich rückte Hertel auf, und ab 1783 ergingen Kompositionsaufträge an mehrere namhafte auswärtige Komponisten, unter ihnen Johann Gottlieb Naumann, Johann Friedrich Reichardt und Ernst Wilhelm Wolf. Teil des Ludwigsluster Kantatenrepertoires wurde von den späten 1770er Jahren an auch Westenholtz' Weihnachtskantate *Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem* von 1765.

Neben den Werken dieser neuen Gattung, die teilweise über Jahre hin wiederaufgeführt wurden, verblieben freilich auch die Choralbearbeitungen und Psalmvertonungen weiterhin im Repertoire der geistlichen Konzerte. In diesen werde, heißt es in einem Bericht von 1783, entweder eine geistliche Kantate oder ein Teil der Westenholzschen Musiken gemacht. Aus einer Aufstellung aus den 1790er Jahren geht hervor, daß namentlich Westenholtz' Psalmen noch damals in hohem Ansehen standen. Sie dürften zu dieser Zeit losgelöst aus dem ursprünglich intendierten Werkzusammenhang als eigenständige Kompositionen aufgeführt worden sein.

Die geistlichen Vokalkompositionen machen den bei weitem gewichtigsten Teil im Gesamtwerk Westenholtz' aus. Neben den bereits genannten Werkgruppen verdient auf diesem Sektor noch eine sechsteilige Passion hervorgehoben zu werden, der ein 1750 geschaffener, damals von Kapellmeister Kunzen vertonter Text Herzog Friedrichs zugrunde liegt. Im weltlichen Bereich hat Westenholtz eine Reihe von Glückwunschkantaten und -serenaten für Mitglieder der herzoglichen Familie, mehrere Lieder auf Texte von Christian Fürchtegott Gellert und – als umfangreichste Gruppe – fünfzehn italienische Arien für Sopran und Orchester komponiert. Letztere waren wohl durchweg für den Vortrag durch die erste Hofsängerin Madame Affabili, die erste Ehefrau des Komponisten, in dem bei Hofe in unregelmäßiger Folge stattfindenden sogenannten italienischen Concert bestimmt. Aus der kleinen Zahl der Instrumentalwerke Westenholtz' hebt sich ein Cembalokonzert in d-Moll heraus.

Es ist eine der Merkwürdigkeiten in der Biographie Westenholtz', daß sein gesamtes kompositorisches Schaffen offenbar im wesentlichen bis Ende der 1770er Jahre entstanden ist; jedenfalls läßt sich, soweit gegenwärtig überschaubar, keine der überlieferten größeren Kompositionen seinem letzten Lebensjahrzehnt zuordnen. Über die Gründe dafür kann in Ermangelung dokumentarischer Zeugnisse oder hinreichender Anhaltspunkte nur spekuliert werden. In einem Bittgesuch an den seit 1785 regierenden Herzog Friedrich Franz I. (1756-1837) vom 26. April 1787, das von der Sorge um das Schicksal seiner 23 Jahre jüngeren Ehefrau und seiner vielen Kinder nach seinem Tode diktiert ist, spricht der Fünfzigjährige von seinem kränklichen Körper. Da er aber seinen Dienst als Hofkapellmeister bis zuletzt versehen

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0309

hat, dürften gesundheitliche Beeinträchtigungen keinesfalls die ausschlaggebenden Gründe gewesen sein. Vielleicht wünschte man nach der langjährigen Dominanz der (in den geistlichen Konzerten ja nach wie vor präsenten) Kompositionen Westenholtz' bei Hofe einfach neue und andere musikalische Eindrücke. Westenholtz starb dreiundfünfzigjährig an den Folgen einer Sinusitis.

Einer angemessenen historisch-ästhetischen Bewertung des Schaffens von Westenholtz steht der Umstand entgegen, daß sein Werk durch Forschung und musikalische Praxis noch wenig erschlossen ist. So liegen bisher noch keine seiner Kompositionen in Neuausgaben vor, und die in den letzten Jahrzehnten initiierten Wiederaufführungen einzelner seiner Werke blieben überwiegend auf einen lokalen Rahmen beschränkt. Die mehr oder weniger punktuellen Begegnungen mit Ausschnitten seines Schaffens vermitteln indes den Eindruck einer erstaunlichen kompositorischen Qualität der vor allem in ihren lyrisch-empfindsamen Partien beeindruckenden Musik. Den in der Literatur weitgehend unreflektiert tradierten Topoi von Westenholtz' als einem freundlichen Talent oder als einem zwar vielseitigen, die Höhe seiner Vorgänger Kunzen und Hertel indes nicht erreichenden Komponisten, ist durchaus mit einem gewissen Vorbehalt zu begegnen.

Quellen: Stadtarchiv Lauenburg: Taufregister der Kirchengemeinde Lauenburg. – LHAS, Großherzogliches Cabinett I, Hofstaatssachen, Hofmarschallamt. – Carl Burney's der Musik Doctors Tagebuch seiner Musikalischen Reisen. Dritter Band. [...] Aus dem Englischen übersetzt. Mit einigen Zusätzen und Anmerkungen zum zweyten und dritten Bande, Hamburg 1773, S. 281. – Carl Friedrich Cramer, Magazin der Musik, 1. Jg., Hamburg 1783, S. 588-592. – Ernst Ludwig Gerber, Historisch-biographisches Lexicon der Tonkünstler, Bd. II, Leipzig 1792.

Werke: (Auswahl) Bisher ausführlichstes Werkverzeichnis bei: Signe Gáspár, Thematisches Verzeichnis (siehe Literatur). Wenn nicht anders vermerkt, befinden sich die Kompositionen handschriftlich in der Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern, Musikaliensammlung Schwerin: 1.*Geistliche Vokalmusik*: „Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem". Kantate nach einer Dichtung von Karl Wilhelm Ramler, aufgeführt Hamburg 1765, Partiturdruck Riga 1774. – „KirchenEinweihungsMusic" in drei Teilen, komponiert zur Einweihung der Schloßkirche zu Ludwigslust 1770. – „Verschiedene Texte". Zwölfteilige Werkreihe für Solostimmen, Chor und Orchester, jeder Teil zwei Choralkantaten und eine Bibelwort- (meist Psalm-)Vertonung umfassend, ca. 1771-1776. – Passionsmusik in sechs Teilen auf einen Text von Herzog Friedrich, genannt die „neue Passion" (zur Unterscheidung von der Erstvertonung des Textes durch Adolph Carl Kunzen 1750), 1773; Teile 1 bis 3 unvollständig überliefert. – 2 Kantaten auf Texte von Heinrich Julius Tode: „Die Auferstehung Jesu Christi" (1777), „Das Vertrauen auf Gott" (1787). – Oratorium „Golgatha". Textdichter und Entstehungszeit unbekannt. – Mehrere alleinstehende Choralkantaten und Psalmvertonungen, darunter eine Vertonung des 51. Psalms in italienischer Sprache („Habi pietà di me"). – 24 Choralsätze für Chor und Instrumente für besondere Anlässe wie Taufe, Konfirmation u. ä. – 2. *Höfische Fest- und Gelegenheitsmusiken*: 7 Geburts- und Hochzeitskantaten u. ä. für Mitglieder der herzoglichen Familie, komponiert 1769-1775. – 3. *Arien, Lieder* u. ä.: 15 italienische Arien für Sopran und Orchester, größtenteils auf Texte von Pietro Metastasio (Musikaliensammlung Schwerin, UB Rostock, Bibliothek des Konservatoriums Brüssel). – 6 Lieder auf Gedichte aus Christian Fürchtegott Gellerts „Geistlichen Oden und Liedern" in handschriftlichen Sammelwerken.

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0310

– 4. *Instrumentalwerke*: Concerto d-Moll für Cembalo und Streicher; Concerto C-Dur für Violoncello und Streicher (beide Bibliothek des Königlichen Konservatoriums Brüssel). – Eine kleinere Zahl von Kammermusik- und Klavierwerken.

Literatur: Otto Kade, Die Musikalien-Sammlung des Großherzoglich-Schweriner Fürstenhauses aus den beiden letzten Jahrhunderten. 2 Bde., Schwerin 1893, Supplement 1899. – Arnold Schering, Geschichte des Oratoriums, Leipzig 1911. – Clemens Meyer, Geschichte der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle, Schwerin 1913 (mit handschriftlichen Nachträgen und Ergänzungen des Verfassers im Exemplar der Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Schwerin, Musikaliensammlung). – Hans Rentzow, Die mecklenburgischen Liederkomponisten des 18. Jahrhunderts, Hannover 1938. – Signe Gáspár, Thematisch-systematisches Verzeichnis der in den Bibliotheken der DDR überlieferten Werke von Carl August Friedrich Westenholtz. 2 Bde., Diplomarbeit Universität Rostock 1988 (maschr.). – Claudia Perlick, Carl August Friedrich Westenholtz – Sein Leben und Wirken in der Mecklenburg-Schweriner Hofkapelle, Diplomarbeit Universität Rostock 1988 (maschr.). – Christine Müller, Die Weihnachtskantaten „Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem" von Georg Philipp Telemann und Carl August Friedrich Westenholz – ein Vergleich, Diplomarbeit Universität Rostock 1988 (maschr.). – Stefan Fischer, Das Choraltempo in der mecklenburgischen Kirchenmusik des späten 18. Jahrhunderts, in: Musik in Mecklenburg, hrsg. von Karl Heller (u. a.), Hildesheim 2000, S. 365-382. – Franziska Seils, Kirchenmusik unter Herzog Friedrich dem Frommen: Die Ludwigsluster Choralkantaten, in: ebd., S. 315-326. – Karl Heller, Die „westenholzschen Musiken" und das Konzept der Ludwigsluster geistlichen Konzerte, in: Musikalische Quellen – Quellen zur Musikgeschichte. Festschrift für Martin Staehelin zum 65. Geburtstag, hrsg. von Ulrich Konrad, Göttingen 2002, S. 299-314.

Porträt: Aquarell eines unbekannten Malers (LHAS, Bildersammlung).

Karl Heller

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0311

NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN

Berichtigungen zu Band 3:

Die folgenden Berichtigungen sind der Rezension zu Band 3 von Kirchenarchivrat i. R. Erhard Piersig (Herren Steinfeld) zu verdanken, abgedruckt in „Mecklenburgia sacra, Jahrbuch für Mecklenburgische Kirchengeschichte" Bd. 6, Wismar 2003, S. 177-188.

Inhaltsverzeichnis / Gesamtregister

- Johann VII. geb. 1558 (nicht 1556)
- Karl Koppmann gest. 1905 (nicht 1903)
- Friedrich Schmidt geb. 1779 (nicht 1799)
- Joachim Schröder geb. 1613 (nicht 1633)
- Werner Wolmers ca. 1410-1473 (nicht 1458-1463)

Artikeltexte

- Artikel Prinzessin Helene S. 108: Prinz Wilhelm war nicht der „älteste Bruder" des Kronprinzen (geb. 1795), sondern der jüngere Bruder (geb. 1797).
- Artikel Johann VII. S. 112: Johann Albrecht I. ist 1525 geboren (nicht 1523) Johann VII. ist 1558 geboren (nicht 1556).
- Artikel Ludwig Krause S. 138: Die Geschwister Krause beendeten ihr Leben am 1.4.1924 (nicht am 1.4.1919).
- Artikel Friedrich Lisch S. 151: Er erwarb des Tentamen pro concionandi am 30.9.1824 (nicht am 30.9.1822).
- Artikel Friedrich Schlie S. 223: Irrtum bei Schlie's Schreiben 1902 an Schliemann, da Schliemann 1890 verstarb.
- Artikel Berthold Schmidt S. 232: Pastor Jakob Schmidt wurde nicht 1724 nach Dargun berufen, sondern erst 1733 nach Levin.
- Artikel Traugott Schmidt S. 244: Der Sohn Georg Joachim Friedrich starb 1861 (nicht 1801).
- Artikel Karl Schmidt S. 248: Der Vater F.A.Eduard Schmidt ist 1809 geboren (nicht 1909).
- Artikel Ernst Steinmann S. 284: Angaben über die 2. Ehefrau des Vaters finden sich bei Willgeroth S. 563: Elisabeth Emilie Sophie Dorothea Ritzerow, geb. 13.12.1828 Rostock, gest. 28.7.1908 Rostock, begr. Jördenstorf (Schwester der l. Ehefrau).
- Artikel Siegfried Witte S. 323: Die Landtagssitzung war am 27.1.1950 (nicht am 26.11.1950), vgl. „Der Demokrat. Zeitung der CDU Mecklenburg" vom 28.1.1950. Der Ausschluß Wittes aus der CDU wurde am 24.2.1950 in der Zeitung „Der Demokrat" bekannt gegeben.

Nachtrag zu Bd. 3, S. 67-72 Elisabeth (Schweden), Abschnitt *Quellen*:

Christliche Klagpredigt / auß dem CXLVI. Psalm / Uber die […] Frawen Elisabethen, der Reiche Schweden / Gothen und Wenden / gebornen Princessin / Hertzogin zu Mecklenburg /

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0313

Fürstin zu Wenden / Gräffin zu Schwerin […] So den 19. Januarii dieses 1598. Jars / zu sampt der auch Fürstlichen Leichen / Des […] Herrn Gustavi, Hertzogen zu Sachsen/ Engern und Westphalen […] zu ihrer Fürstlichen Lägerstadt seind gebracht und beygesetzt worden. Zu Stockholm in der Deutschen Versammlung […] gethan / Durch Vitvm Bornervm Delicianum. Predigern daselbst. Gedruckt zu Rostock bey Christoff Reußner. Anno MDXCVIII (z.B. Universitätsbibliothek Uppsala, Pskd 408/Nr. 4).

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0314

SIGLEN / ABKÜRZUNGEN

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie, Bd.1-56, Leipzig 1875-1912 (ND Berlin 1967)
DBA	Deutsches Biographisches Archiv Eine Kumulation aus 254 der wichtigsten biographischen Nachschlagewerken für den deutschen Bereich bis zum Ausgang des 19.Jahrhunderts. Mikrofiche Edition. Hrsg.von Bernhard Fabian, bearb. unter Leitung von Willi Gorzny, München 1982; dazu:
DBI	Deutscher Biographischer Index, Bd. 1-4, hrsg. von Willi Gorzny, München/ New York 1986
Etwas	Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen, Bd.(= Jahr) 1-6, Rostock 1737 bis 1742
Heeß	Wilhelm Heeß, Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg, Bd.1-3, Rostock 1944. – Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen, gesammelt von Gerhard Baarck und Grete Grewolls, bearb. von Grete Grewolls, (= Mitteldeutsche Forschungen; 108), Köln/Wien 1992
Hofmeister	Matrikel: Die Matrikel der Universität Rostock, Bd. 1-4, hrsg. Adolph Hofmeister, Rostock 1889-1904, Bd. 5-7 bearb. von Ernst Schäfer, Schwerin 1919-1922.
JVMGA	Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Schwerin 1836-1930; danach: Mecklenburgische Jahrbücher
MGH	Monumenta Germaniae Historica, Hannover-Berlin 1826 ff
MUB	Mecklenburgisches Urkundenbuch, hrsg. vom Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 1-25, Schwerin 1863-1936, Leipzig 1977
NDB	Neue Deutsche Biographie, Bd.1-16, Berlin 1953 ff.
VD 16	Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts, Bd.1 ff., Stuttgart 1983 ff.
VD 17	Verzeichnis der im deutschen Sprachraum erschienenen Drucke des 17. Jahrhunderts (Datenbank)
Willgeroth	Gustav Willgeroth, Die Mecklenburg-Schwerinschen Pfarren seit dem Dreißigjährigen Kriege, Wismar 1924-1933

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0315

VERZEICHNIS DER AUTOREN

Aschoff, Hans-Georg, Prof. Dr., Simrockstraße 15, 30171 Hannover
Niels Stensen

Auge, Oliver, Dr., Burgstraße12, 17489 Greifswald
Magnus II.

Baudis, Hela, Jägerweg 5, 19053 Schwerin
Rudolph Suhrland

Baudis, Klaus, Dr., Jägerweg 5, 19053 Schwerin
Heinrich Tessenow

Bendick, Claudia, Dr., Hansestraße 33, 48165 Münster
Helmuth Schreiner

Bohl, Hans-Werner, Koch-Gotha-Straße 7, 18055 Rostock
Karl Eschenburg

Brosius, Dieter, Dr., Delpweg 15, 30457 Hannover
Manfred Hamann

Bubber, Jörn, Ulmenstraße 79, 18057 Rostock
Heinrich Alexander Seidel

Czaika, Ofried, Dr., Norra Promenaden 131A, SE-602 19 Norrköping
Reiner Brockmann
Reusner-Familie

Fiedler, Beate, Dr., Frankenweg 17, 21680 Stade
Daniel Nicolai

Gräf, Holger Th., Dr., Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, 35032 Marburg
Leopold Strahlendorff
Peter Heinrich Strahlendorff

Heller, Karl, Prof. Dr., Liskowstraße 15, 18059 Rostock
Johann Wilhelm Hertel

Hückstädt, Arnold, Dr., Seedorf Bungalow 31, 17139 Basedow
Rudolf Tarnow

Jatzlauk, Manfred, Dr., Kurt-Schumacher-Ring 201, 18146 Rostock
Helmut von Moltke

Joost, Sebastian, Wismarsche Straße 279, 19053 Schwerin
Heinrich Friese

Jürß, Lisa, Wiendorfer Weg 41, 18258 Schwaan
Rudolf Bartels

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0316

Kasten, Bernd, Dr., Stadtarchiv Schwerin, Johannes-Stelling-Straße 2, 19053 Schwerin
Gustloff

Kaufhold, Karl Heinrich, Prof. Dr., Gehrenring 79, 37085 Göttingen
Richard Ehrenberg

Klüßendorf, Niklot, Prof. Dr., Hessisches Landesamt für geschichtliche Landeskunde, 35032 Marburg
Johannes Gröning

Koch, Ira, Mühlenweg 5, 17166 Neu Rachow
Georg Friedrich Kersting

Lüders, Klaus, Dr., Uranusweg 5, 23562 Lübeck
Eduard Nauwerck
Ludwig Roloff

Maltzahn, Christoph von, Dr., Betzenweg 53b, 81247 München
Ferdinand von Maltzahn

Möller, Kathrin, Seelöwenring 14a, 18059 Rostock
Siegfried Marcus

Münch, Ernst, Prof. Dr., Klaus-Groth-Straße 3, 18147 Rostock
Wilhelm Ulenoge

Palme, Peter, Dr., Adam-J.Krusenstern-Straße 4, 18106 Rostock
Kate Diehn-Bitt

Petersohn, Jürgen, Prof. Dr., Leubestraße 7, 97075 Würzburg
Emmehard

Postel, Rainer, Prof. Dr., Husumer Straße 19, 20251 Hamburg
Albert Krantz

Christoph Perleth, Prof. Dr., An den Buhnen 10, 18119 Warnemünde
David Katz

Putzar, Detlev, Glasbergstraße 6, 72762 Reutlingen
Friedrich August Lessen

Rakow, Peter Joachim, Dr., Beethovenstraße 16, 19053 Schwerin
Bertram C. von Hoinckhusen

Reschenberg, Hasso, Weingartenstraße 17, 97072 Würzburg
Karl Christian Klasen

Richter, Wolfgang, Prof. Dr., Kosegartenstraße 6, 18059 Rostock
Heinrich Schliemann

Roettig, Christoph, Güstrower Straße 13, 19055 Schwerin
Franz Passow

Röpcke, Andreas, Dr., Landeshauptarchiv Schwerin, Graf-Schack-Allee 2, 19053 Schwerin
Conrad Loste

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0317

Schäfer, Werner, Luisenstraße 30, 12557 Berlin
Arnold Gräbke

Schattinger, Bernd, Parkweg 1, 19061 Schwerin
Bärensprung-Familie

Schlegel, Gerhard, Dr., Eichendorffstraße 5, 18057 Rostock
Vicco Dessin
Heinrich von Ribnitz

Schütt, Christel, Eckdrift 57, 19061 Schwerin
Georg Krüger-Haye

Schütt, Hans-Heinz, Eckdrift 57, 19061 Schwerin
Paul Ehmig

Heinrich von Schwanewede, Prof. Dr., Robert-Schumann-Straße 32, 18069 Rostock
Hans Moral

Starsy, Peter, Bahnhofstraße 1, 17094 Burg Stargard
Paul Steinmann
Joachim Trumpf

Teichmann, Werner, Prof. Dr., Liskowstraße 1a, 18059 Rostock
Heinrich Spitta

Viereck, Gunther, Dr., Eschenstraße 12, 18057 Rostock
Asmus Petersen

Wiese, René, Dr., Langer Weg 4a, 19077 Uelitz
Friedrich Franz II.
Ludwig Lützow

Wurm, Johann Peter, Dr., Landeskirchliches Archiv, Münzstraße 8, 19055 Schwerin
Johannes Riebling

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0318

GESAMTREGISTER

für Band 1-4

Ackermann, Theodor (1825-1896) 2, 9
Aepinus, Angelius (1718-1784) 2, 14
Albrecht VII., *Herzog* (1488-1547) 1, 9
Ambundii, Johannes, (ca. 1365-1424) 3, 9
Anna (1485-1525) *Regentin Hessens* 2, 18
Anna Leopoldowna *Regentin Rußlands* (1718-1746) 2, 24
Anna, *Herzogin* (1507-1567) 1, 15
Aubert, Hermann (1826-1892) 1, 19

Bachmann, Friedrich (1860-1947) 2, 32
Bacmeister, Lucas (1530-1608) 1, 22
Bärensprung, Wilhelm (1692-1761) 4, 9
Bärensprung, Christian Johann Wilhelm (1737-1801) 4, 11
Bärensprung, Christian Johann Wilhelm (1772-1803) 4, 13
Bärensprung, Hans Wilhelm August Ludwig (1800-1844) 4, 14
Bärensprung, Friedrich Wilhelm Justus Carl (1829-1881) 4, 16
Bärensprung, Just(us) Heinrich Christoph (1789-1832) 4, 18
Bartels, Rudolf (1872-1943) 4, 20
Bartsch, Karl (1832-1888) 2, 35
Baumgarten, Karl (1910-1989) 3, 13
Beltz, Robert (1854-1942) 2, 39
Benque, Wilhelm (1814-1895) 2, 43
Bergmann, Carl (1814-1865) 2, 48
Berno *Bischof* (gest. 1191) 1, 27
Blücher, Gebhard Leberecht von (1742-1819) 1, 32
Bocer, Johannes (1526-1565), 3, 18
Boldt, Carl Emil (1884-1968) 2, 55
Boldt, Carl Friedrich (1842-1878) 2, 51
Boldt, Carl Gustav (1853-1939) 2, 53
Borcholten, Johann, von (1535-1593), 3, 24
Bording, Jacob d. Ä. (1511-1560) 1, 36
Bremer, Walther (1887-1926) 2, 59
Brockmann, Reiner (1609-1647) 4, 24
Brunn, Walter von (1876-1952) 1, 40
Burenius, Arnold (1485-1566) 3, 29
Burmeister, Joachim (1564-1629) 1, 45

Caroline Luise, *Erbgroßherzogin* (1786-1816) 2, 64
Christoph, *Herzog* (1537-1592) 1, 48
Chytraeus, David (1531-1600) 3, 36
Chytraeus, Nathan (1543-1598) 2, 69
Cothmann, Ernst (1557-1624) 1, 52
Cothmann, Johann (1588-1661) 1, 56
Curschmann, Hans (1875-1950) 2, 82
Curtius, Michael (1724-1802) 2, 86

Dahlmann, Friedrich (1785-1860) 3, 43
Dessin, Vicco (um 1442-1495) 4, 28
Detharding, Barthold (1558-1577) 1, 59
Detharding, G. Christoph (1699-1784) 1, 66
Detharding, G. Christoph d. J. (1730-1789) 1, 69
Detharding, G. Gustav (1765-1832) 1, 69
Detharding, G. Wilhelm (1797-1882) 1, 72
Detharding, Georg (1645-1712) 1, 61
Detharding, Georg (1671-1747) 1, 63
Detharding, Georg (gest. 1650) 1, 60
Detharding, Michael (1565-1625) 1, 60
Diehn-Bitt, Kate (1900-1978) 4, 32
Dietz, Ludwig (gest.1559) 2, 90
Doebelius, Johann Jacob d. Ä. (1640-1684) 3, 47
Doebelius, Johann Jacob d. J. (1674-1743) 3, 51
Dornblüth, Otto (1860-1922) 2, 94
Dragendorff, Ernst Georg (1869-1938) 3, 59

Ehmig, Paul (1874-1938) 4, 36
Ehrenberg, Richard (1857-1921) 4, 42
Ekhof, Konrad (1720-1778) 1, 73
Elisabeth (Dänemark), *Herzogin* (1524-1586) 1, 77
Elisabeth (Hessen), *Herzogin* (1596-1625) 3, 64

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0319

Elisabeth (Mecklenburg), *Prinzessin* (1716-1746) ∅ Anna Leopoldowna
Elisabeth (Schweden), *Herzogin* (1549-1597) 3, 67
Emmehard (um 1150-1155) 4, 48
Eschenbach, Johann Christian d. J. (1746-1823) 3, 73
Eschenburg, Karl (1900-1947) 4, 54
Evers, Carl (1729-1803) 1, 80

Flotow, Friedrich von (1812-1883) 1, 86
Franck, David (1682-1756) 3, 77
Frege, Gottlob (1848-1925) 3, 84
Friderici, Daniel (1584-1638) 1, 89
Friedrich Franz II. (1823-1883) 4, 57
Friese, Heinrich (1860-1948) 4, 66

Gaettens, Richard (1886-1965) 1, 91
Gehrig, Oskar (1890-1948) 3, 88
Genzmer, Gottlob Burchard (1716-1771) 2, 97
Georg, *Herzog* (1528-1552) 1, 97
Golther, Wolfgang (1863-1946) 1, 100
Gothus, Petrus Johannes (1536-1616) 3, 92
Gottschalk, *Fürst* (gest.1066) 1, 104
Gräbke, Arnold (1900-1955) 4, 71
Grimm, Eduard (1848-1931) 2, 104
Gröning, Johannes (1669-1747) 4, 77
Großgebauer, Theophil (1627-1661) 1, 107
Grotefend, Hermann (1845-1931) 3, 99
Gülzow, Martin (1910-1976) 1, 111
Gustloff, Wilhelm (1895-1936) 4, 81
Guttenberg, Hermann von (1881-1969) 2, 108

Hager, Marie (1872-1947) 2, 111
Hamann, Manfred (1926-1991) 4, 84
Hasse, Nicolaus (1617-1670) 1, 115
Heeß, Wilhelm (1892-1950) 2, 114
Hegel, Carl von (1813-1901) 2, 120
Heinrich V., *Herzog* (1479-1552) 1, 116
Heinrich von Alt-Lübeck, *Fürst* (gest. 1127) 1, 121
Heinrich von Ribnitz (1360-1435) 4, 89
Helene, *Herzogin von Orléans* (1814-1858) 3, 106
Hertel, Johann Wilhelm (1727-1789) 4, 93
Heshusen, Tilemann (1527-1588) 2, 127
Hildebrandt, Friedrich (1898-1948) 2, 132
Hodica, *(Fürstin)* (?) 1, 125
Hoinckhusen, Bertram Chr. von (1651-1722) 4, 101
Holtz, Gottfried (1899-1989) 2, 136

Jachenow, Peter (1530-1601) 1, 127
Jesse, Wilhelm (1887-1971) 2, 140
Jetze, Joachim (geb. 1480) 1, 131
Johann Albrecht I., *Herzog* (1525-1576) 1, 134
Johann VII., *Herzog* (1558-1592) 3, 112

Kämmerer, Ferdinand (1784-1841) 2, 145
Kamptz, Karl von (1729-1849) 1, 141 / 2, 286
Karl I., *Herzog* (1540-1610) 1, 138
Karl (Carl) (1785-1837) 4, 106
Karsten, Lorenz (1751-1829) 3, 114
Kathe, Johannes (1880-1965) 3, 119
Katz, David (1884-1953) 4, 111
Kersting, Georg Friedrich (1785-1847) 4, 118
Keyser, Abraham (1603-1652) 4, 122
Klasen, Karl (1911-1945) 4, 128
Knut Laward, *Fürst* (1096-1131) 1, 144
Koppmann, Karl (1839-1905) 3, 124
Kossel, Albrecht (1853-1927) 2, 151
Krabbe, Otto Carsten (1805-1873) 3, 129
Krantz, Albert (um 1448-1517) 4, 132
Krause, Ludwig (1863-1924) 3, 136
Kröpelin, Arnold (ca. 1310-1394) 3, 140
Krüger(-Haye), Georg (1864-19412) 4, 139

Langendorff, Oscar (1853-1908) 1, 149
Lauremberg, Peter (1585-1639) 2, 153
Lembke, Hans (1877-1966) 3, 144
Lessen, Friedrich August (1780-1827) 4, 148
Lisch, Georg Christian Friedrich (1801-1883) 3, 149
Lorenz, Adolf Friedrich (1884-1962) 3, 161
Loste, Conrad (um 1418-1503) 4, 151
Louise, *Königin Dänemarks* (1667-1721) 1, 152
Lütkemann, Joachim (1608-1655) 2, 156
Lützow, Ludwig (1793-1872) 4, 155

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0320

Magnus II., *Herzog* (1441-1503) 4, 162
Magnus III., *Herzog* (1509-1550) 2, 162
Maltzan, Ferdinand von (1778-1849) 4, 168
Mantzel, Ernst Johann Friedrich (1699-1768) 2, 166
Marcus, Siegfried (1831-1898) 4, 172
Margarete Sambiria (gest. 1283) 1, 155
Martius, Friedrich Wilhelm (1850-1923) 1, 160
Masch, Gottlieb (1794-1878) 1, 165
Massonneau, Louis (1766-1848) 2, 170
Mevius, David (1609-1670) 2, 173
Moltke, Helmut, von (1800-1891) 4, 177
Moltke, Carin (ca. 1520-1564) 3, 167
Moral, Hans (1885-1933) 4, 183
Müller, Ferdinand (1825-1896) 2, 181
Müller, Heinrich (1631-1675) 1, 170
Mussaeus, Johann Nathanael (1789-1839) 3, 171

Nauwerck, Eduard (1809-1868) 4, 189
Nicolai, Daniel (1613-1670) 4, 192
Niklot, *Fürst* (gest. 1160) 3, 176
Nugent, Thomas (ca. 1700-1772) 3, 182

Oertzen, August, von (1777-1837) 4, 199

Passow, Franz (1786-1833) 4, 203
Pauli, Simon (1534-1591) 1, 175
Petersen, Asmus (1900-1962) 4, 208
Philipp, *Herzog* (1514-1557) 1, 181
Plessen, Volrad von (1560-1631) 3, 186
Plüschow, Wilhelm (1852-1930) 3, 190
Podeus, Heinrich (1832-1905) 2, 185
Polentz, Julius (1821-1869) 2, 187
Pressentin, Otto Bernhard von (1739-1825) 3, 193

Quistorp, Johann d. Ä. (1584-1648) 1, 183
Quistorp, Johann d. J. (1624-1669) 1, 186

Reibnitz, Kurt von (1877-1937) 3, 197
Reiche, Georg (um 1495-1563) 2, 193
Reinhard, Ludwig (1805-1877) 3, 201
Reinmöller, Johannes (1877-1955) 2, 196
Reusner, Christoph d.Ä. (um 1575-1637) 4, 212
Reusner, Johann (1598-1666) 4, 214
Reusner, Christoph d.J. (um 1600-1658) 4, 215
Reuter, Fritz (1810-1874) 2, 200
Reuter, Luise (1817-1894) 2, 217
Riebling, Johannes (um 1493-1554) 4, 217
Roloff, Ludwig (1814-1905) 4, 220
Runge, Daniel (1804-[?]) 4, 222
Runge, Hans (ca. 1430-1491) 3, 206

Sanders, Daniel (1819-1897) 3, 209
Schacht, Valentin (1540-1607) 1, 189
Schäfer, Ernst (1872-1946) 2, 220
Scharf, Friedrich (1897-1974) 3, 214
Schilling, Victor (1883-1960) 2, 227
Schirrmacher, Friedrich Wilhelm (1824-1904) 2, 232
Schlie, Friedrich (1839-1902) 3, 217
Schliemann, Heinrich (1822-1890) 4, 224
Schlüsselburg, Konrad (1543-1619) 1, 192
Schmaltz, Karl (1867-1940) 3, 226
Schmidt, Bernhard (1820-1870) 3, 230
Schmidt, Berthold (1856-1929) 3, 232
Schmidt, Carl (1848-1912) 3, 236
Schmidt, Friedrich (1779-1864) 3, 241
Schmidt, Friedrich Traugott (1742-1813) 3, 244
Schmidt, Karl Johannes (1846-1915) 3, 248
Schmidt, Luise (1855-1924) 3, 251
Schmidt, Richard (1839-1916) 3, 253
Schmidt, Wilhelm (1829-1909) 3, 255
Schmidt, Wilhelm August (1804-1887) 3, 258
Schorler, Vicke (ca. 1560-1625) 3, 264
Schreiner, Helmuth (1893-1962) 4, 246

Schröder, Joachim (1613-1677) 3, 267
Schwerin, Curd Christoph von (1684-1757) 3, 271
Scott, Sarah (1720-1795) 3, 276
Seehase, Hans (1887-1974) 3, 281
Seidel, Heinrich Alexander (1811-1861) 4, 251
Sneek, Cornelius H. (gest. 1534) 2, 238
Sophie Charlotte, *Königin Englands* (1744-1818) 2, 243
Sophie, *Königin Dänemarks* (1557-1631) 1, 197

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0321

Spitta, Heinrich (1799-1860) 4, 255
Stannius, Friedrich Hermann (1808-1883) 1, 201
Steinmann, Paul (1888-1973) 4, 258
Steinmann, Ernst (1866-1934) 3, 284
Stella, Tilemann (ca. 1525-1589) 3, 290
Stelling, Johannes (1877-1933) 2, 248
Stensen, Niels (1638-1686) 4, 264
Stralendorff, Leopold (um 1540-1626) 4, 269
Stralendorff, Peter Heinrich (1580-1637) 4, 273
Strempel, Johann Karl Friedrich (1800-1872) 3, 296
Suhrlandt, Rudolf (1781-1862) 4, 277

Tarnow, Johannes (1867-1933) 4, 283
Tessenow, Heinrich (1876-1950) 4, 288
Teuchert, Hermann (1880-1972) 1, 205
Thierfelder, Benjamin Theodor (1824-1904) 1, 209
Thierfelder, Ferdinand Albert (1842-1908) 1, 214
Thierfelder, Hans (1858-1930) 1, 217
Thierfelder, Max (1885-1957) 1, 221
Thünen, Johann Heinrich von (1783-1850) 3, 300
Trumpf, Joachim (1687-1729) 4, 294
Türk, Karl (1800-1887) 1, 225

Ulenoge, Wilhelm ([?]-1572) 4, 298
Ulrich III., *Herzog* (1527-1603) 1, 231

Vitense, Otto (1880-1948) 1, 236
Vogel, Samuel (1750-1837) 2, 251
Voß, Ernst (1886-1936) 2, 256
Voß, Johann Heinrich (1751-1826) 2, 261

Wachholder, Kurt (1893-1961) 1, 241
Weiss, John (1773-1843) 1, 245
Welk, Ehm (1884-1966) 2, 265
Westenholtz, Carl (1736-1789) 4, 302
Wiggers, Julius (1811-1901) 2, 272
Wiggers, Moritz (1816-1894) 2, 275
Winterstein, Hans (1879-1963) 1, 250
Witte, Friedrich (1829-1893) 3, 305
Witte, Friedrich Carl (1864-1938) 3, 312
Witte, Laura (1869-1939) 3, 318
Witte, Siegfried (1897-1961) 3, 321
Wolmers, Werner (1410-1473) 3, 325
Wossidlo, Richard (1859-1939) 2, 279

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0322

VERÖFFENTLICHUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR MECKLENBURG

Verzeichnis lieferbarer Publikationen

Reihe A: Biographisches Lexikon für Mecklenburg

Sabine Pettke (Hrsg.): Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Band 2, Schmidt-Römhild Rostock 1999, 292 Seiten, gebunden, ISBN 3-7950-3711-5; 28,50 €

Sabine Pettke (Hrsg.): Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Band 3, Schmidt-Römhild Rostock 2001, 336 Seiten, gebunden, ISBN 3-7950-3713-1; 29,50 €

Sabine Pettke (Hrsg.): Biographisches Lexikon für Mecklenburg, Band 4, Schmidt-Römhild Rostock 2004, 320 Seiten gebunden, ISBN 3-7950-3741-7; 29,00 €

Reihe B: Schriften zur Mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde

Heft 2/II
Carl August Endler: Steuerlisten mecklenburgischer Bauerndörfer des 15. und 16. Jahrhunderts, Schmidt-Römhild Rostock 1995, 322 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3705-0; 18,00 €

Heft 8
Eike Wolgast: Die Reformation in Mecklenburg, Schmidt-Römhild Rostock 1995, 80 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3703-4; 5,00 €

Heft 9
Michael Kunzel: Die Gnadenpfennige und Ereignismedaillen der regierenden Herzöge und Großherzöge von Mecklenburg 1537 bis 1918, Schmidt-Römhild Rostock 1995, 130 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3704-2; 21,00 €

Heft 10
Helge Bei der Wieden, Tilmann Schmidt (Hrsg.): Mecklenburg und seine Nachbarn, Schmidt-Römhild Rostock 1997, 190 Seiten, gebunden, ISBN 3-7950-3706-9; 15,00 €

Heft 11
Helge Bei der Wieden (Hrsg.): Menschen in der Kirche – 450 Jahre seit Einführung der Reformation in Mecklenburg, Schmidt-Römhild Rostock 2000, 314 Seiten, gebunden, ISBN 3-7950-3712-3; 19,00 €

Reihe C: Quellen zur Mecklenburgischen Geschichte

Band 1
Sabine Pettke (Hrsg.): Nikolaus Gryse – Historia von Lehre, Leben und Tod Joachim Slüters mit anschließender Chronik (Rostock 1593), Schmidt-Römhild Rostock 1998, 226 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3730-1; 24,50 €

Band 2
Ernst Münch (Hrsg.): Das Rostocker Grundregister (1600-1820)
Teil 1: Einleitung, Neustadt, Schmidt-Römhild Rostock 1998, 348 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3731-X; 34,50 €
Teil 2: Mittelstadt, Schmidt-Römhild Rostock 1998, 306 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3732-8; 34,50 €
Teil 3: Altstadt, Anhang, Register, Schmidt-Römhild Rostock 1999, 406 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3733-6; 34,50 €
Teil 1-3 zusammen: 100,00 €

Band 3
Ingrid Ehlers (Hrsg.): Vicke Schorler – Rostocker Chronik 1584-1625, Schmidt-Römhild Rostock 2000, 148 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3734-4; 13,50 €

Band 4
Ernst Münch (Hrsg.): Das Wismarer Grundbuch (1677/80-1838)
Teil 1: Schmidt-Römhild Rostock 2002, 348 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3735-2; 34,50 €
Teil 2: Schmidt-Römhild Rostock 2002, 386 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3736-0; 34,50 €
Teil 3: Schmidt-Römhild Rostock 2003, 360 Seiten, kartoniert, ISBN 3-7950-3737-9; 34,50 €
Teil 4 (in Vorbereitung): Schmidt-Römhild Rostock 2004, ISBN 3-7950-3738-7

Band 5
Andreas Röpcke (Hrsg.): Das Kopiar des Schweriner Domkapitels von 1515 – Renten in und um Schwerin 1338-1539, Schmidt-Römhild Rostock 2003, gebunden, 192 Seiten, ISBN 3-7950-3739-5; 20,00 €

Band 6
Dietrich W. Poeck (Hrsg.): Das Schweriner Stadtbuch (1421 – 1597/1622), Schmidt-Römhild Rostock 2004, 424 Seiten, gebunden, ISBN 3-7950-3740-9; 34,50 €

Zu beziehen über: Schmidt-Römhild Verlagsgesellschaft mbH Rostock
Hannes-Meyer-Platz 27, 18146 Rostock, Tel.: 03 81/65 04 19, Fax: 03 81/65 04 11

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0323

Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0328

Seite stellte er deren Geduld mit plötzlichen heftigen Ausbrüchen s
auf eine harte Probe. Sein überschwengliches Temperament trug m
Konflikte oft auf einer sehr persönlichen Ebene ausgeführt wurden. I
stand ein begnadeter Hochschullehrer und Wissenschaftler, der uner
und auf seinem Gebiet wichtige Forschungsleistungen erbrachte.

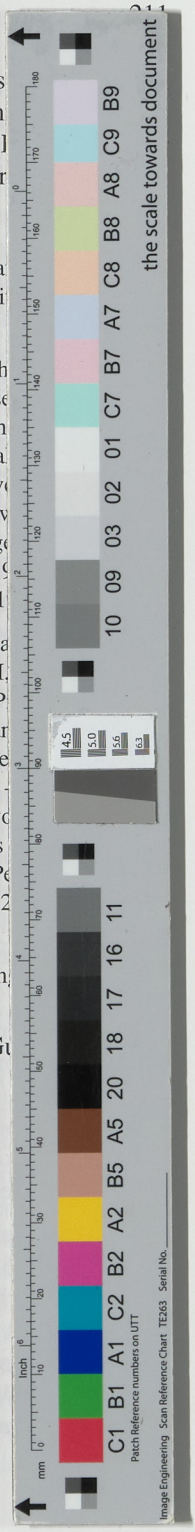
Quellen: Universitätsarchiv Rostock, Personalakte; Bestand „Landwirtscha
Bestand „Thünen-Archiv". – LHAS, Ministerium für Unterricht; Ministeri
dung. – Thünen-Museum Tellow, Petersen-Archiv.

Werke: (Auswahl) Bibliographie in: Hrsg. Hartmut Eckstädt, Ehrengedäch
anläßlich des 100. Geburtstages von Prof. Dr. agr. habil. Dr. h.c. Asmus Peterse
S. 45-50. – Untersuchungen über die Taxation von Ackerländereien auf Grun
Pflanzenbestandes von Ackerland und Ackerrand, Berlin 1930. – Die Gräser a
und Unkräuter auf Wiese, Weide und Acker, Berlin, 1936. (7. verm. u. v
1992). – Thünens isolierter Staat – Die Landwirtschaft als Glied der Volksv
1944. – Die neuere Rostocker Thünen-Forschung, Berlin 1952 (Abhandlunge
Akademie der Wissenschaften, Klasse für Gesellschaftswissenschaften, Jg. 19
kleine Gräserbuch für den praktischen Landwirt und seine Berater, Berlin 1

Literatur: Hans Stubbe/Eberhard Wojahn, Asmus Petersen in memoria
(Sitzungsberichte der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Bd. XI.
Petersen-Gedenksymposium: Vorträge des Symposiums der Wilhelm-P
Rostock und der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR ar
Rostock […] aus Anlaß des 80. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h.c. Asmus Pe
der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR, Berlin 1981. -
Eckstädt, Ehrengedächtnis-Kolloquium anläßlich des 100. Geburtstages v
habil. Dr. h.c. Asmus Petersen, Rostock 2001. – Vom Fließen des Wassers
der Milch …" (A. Petersen), Paulinenaue 2001. – Gunther Viereck, Asmus Pe
Ilona Buchsteiner, Mecklenburger in der deutschen Geschichte des 19. und 2
Rostock 2001, S. 235-246.

Porträt: Foto vom Jahr 1952*, Universitätsarchiv Rostock, Bildersammlun
ebd., Thünen-Archiv.

Gu



Universitäts Bibliothek Rostock
https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890621471/phys_0329